Die Bedeutung der Kindheitseindrücke für das Werden des Charakters und der Gesamtpersönlichkeit

Inauguraldissertation

zur Erlangung der Doktorwürde der philosophischen Fakultät I. Sektion

der

Ludwig-Maximilians-Universität
München

Vorgelegt von

Ilsedore Beau
aus Hagen-Westfalen

1929

Druck: A. W. Zickfeldt, Osterwieck-Harz

Genehmigt
auf Antrag der Referenten A. Fischer und A. Rehm

Tag der mündlichen Prüfung: 20. Juli 1928

Motto:

„Die Tatsache, daß im geistigen wie im organischen Leben des Individuums kein Eindruck verlorengeht, sondern irgendwie auf die künftige Entwicklung des Individuums bestimmend einwirkt, legt dem Erzieher eine große Verantwortung auf. Ein einziger Eindruck im Jugendleben eines Individuums kann für die ganze Gestaltung seines Charakters maßgebend werden.“ (Elsenhans.)

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

Vorliegende Arbeit ist die zweite Hälfte der Dissertation gleichen Namens, auf Grund deren die Verfasserin zum Doktor der philosophischen Fakultät I. Sektion der Universität München promovierte. Laut Fakultätsbeschluß wurde entgegenkommenderweise dieser Teildruck gestattet, da er als praktische Auswertung der theoretischen Ergebnisse des ersten Teils ein in sich geschlossenes Ganzes darstellt. Die erste Hälfte der Doktorschrift — gleichfalls drei Kapitel umfassend — setzte sich zunächst auseinander mit den verschiedenartigen Deutungen des Charakterbegriffs vom Altertum bis zur Gegenwart, beleuchtete dann die Wege, auf denen man entweder seit altersher oder erst in neuester Zeit Charakter und Gesamtpersönlichkeit zu erkennen und erforschen trachtet, beschäftigte sich mit den Problemen Anlage, Vererbung, Entwicklungsgang des Angeborenen und widmete schließlich als letzte Vorstufe zur Behandlung des eigentlichen Themas dem Phänomenen der Umwelteinflüsse eingehende Untersuchungen.

Einleitung.

Soll ein Eindruck Bedeutung für einen Menschen erhalten, so darf er nicht toter Gedächtnisinhalt bleiben, sondern muß lebendig weiterwirken, d. h. Einfluß gewinnen.

Um zu erkennen, ob, in welchem Maße und durch welche Art von Eindrücken ein Charakter sich beeinflussen läßt, muß man sich zunächst über den Inhalt des Begriffs „Charakter" klar werden. Wie die meisten aus dem Lateinischen oder Griechischen übernommenen Wörter hat auch das Wort „Charakter" seinen Sinn gewandelt und erweitert. „*Χαρακτὴρ*" bedeutet ursprünglich „Merkmal", „Gepräge"; das, was man heute allgemein unter „Charakter" in bezug auf einen Menschen versteht, hatte damals eine andre Bezeichnung. So darf man also, um den Begriff „Charakter" zu definieren, nicht ausschließlich auf die wörtliche Übersetzung der Vokabel „*Χαρακτὴρ*" zurückgreifen. Überblickt man vergleichend alle existierenden Deutungen des Charakterbegriffs, so ergibt sich der seltsame Widerspruch, daß sie zwar alle den gleichen Nenner — „Charakterbegriff" — aufweisen, sich in Wirklichkeit aber nicht in einem einzigen Teil völlig miteinander zur Deckung bringen lassen. So dürfte es ein vergebliches Bemühen sein, aus ihnen den Charakterbegriff *κατ᾽ἐξοχὴν* herausoperieren oder -destillieren zu wollen. Denn einerseits ergibt sich für die meisten Denker der Charakterbegriff aus dem Gesichtswinkel, unter dem sie die Phänomene der Gesamtpsyche betrachten, andrerseits steckt in jedem wissenschaftlich formulierten Charakterbegriff ein Korn Wahrheit, und überdies ist jede einzelne Charakterdefinition vom Standpunkt ihres Vertreters aus und als Niederschlag der Lebensanschauung desselben und Ausdruck seines Charakters selbst in gewissem Grade berechtigt. So besteht keine zwingende Notwendigkeit, dem einen oder andern schon vorhandenen Charakterbegriff auf Kosten aller übrigen den Vorzug zu geben, um ihn vorliegenden Untersuchungen zugrunde zu legen. Ebensowenig kann man willkürlich einen beliebigen Charakterbegriff herausgreifen; denn fiele die Wahl auf einen zu eng gefaßten (etwa im Sinne Schopenhauers), der gesetzmäßig Unveränderlichkeit in sich schließt, so wäre schon das Thema dieser Arbeit selbst, soweit es den Charakter betrifft, eine contradictio in adiecto; faßt man den Begriff Charakter so weit als irgend möglich, so wären fortgesetzte Einwände seitens derer die Folge, die unter Charakter etwas weniger Allgemeines verstehen.

Da aber einerseits das Phänomen „Charakter" vorhanden ist, und gewisse Komponenten der Gesamtpersönlichkeit veränderlich, andere unveränderlich sind oder wenigstens ihre Gestaltung schon vom Augenblick der Geburt an determiniert ist, ganz unabhängig davon, wie man den Charakterbegriff formuliert, andererseits der Charakter selbst, auch wenn für ihn eine allseitig befriedigende Definition gefunden wäre, sich nicht aus dem Gefüge der menschlichen Gesamtpsyche herauslösen läßt, wie ein Organ selbst aus dem lebenden Körper, kann in unserem Zusammenhang der Charakter nur in engster Verknüpfung mit der Gesamtpersönlichkeit betrachtet werden; und selbst bei der Stellungnahme zu

Grenzfragen der Beeinflußbarkeit oder Unbeeinflußbarkeit wird es sich als ziemlich belanglos erweisen, ob das jeweilige Phänomen unter allen Umständen dem Charakter zugeordnet werden kann oder darf.

Nicht ganz so vieldeutig und -umstritten wie der Begriff „Charakter“, aber auch nicht ganz festumrissen ist der Begriff „Persönlichkeit“. Sowenig „Charakter“ im Rahmen vorliegender Untersuchungen an sich ein ethisches Werturteil sein kann, da der Ausgangspunkt dieser Arbeit die Voraussetzung ist, daß jeder Mensch einen Charakter hat, auch der sogenannte „Charakterlose“, dessen Eigenart, dessen Charakter eben in seiner Unbeständigkeit, Unzuverlässigkeit und fehlenden Widerspruchslosigkeit liegt, — so wenig kann sich der charakterologische Persönlichkeitsbegriff mit dem philosophischen decken, der gewöhnlich mit dem Begriff „ethischer Charakter“ zusammenfällt. Es läge nahe, auf dieser Basis den durch Eliminieren des „ethisch“ erweiterten Charakterbegriff mit „Gesamtpersönlichkeit“ zu identifizieren. Gesamtpersönlichkeit aber umfaßt noch mehr, als der inhaltsreichste Charakterbegriff, nämlich außer all den Faktoren, um die der denkbar weitest gefaßte Charakterbegriff vom denkbar engsten abweicht, auch diejenigen Elemente, die man als „Auswirkungen des Charakters“ bezeichnen kann. Unter diesen Auswirkungen soll verstanden werden, was Pfänder mit „Erweisungen“, „Ausdruck“ und „Abdruck“ des Charakters meint: der Charakter erweist sich in der Beschaffenheit und im Verlauf des seelischen Lebens; er drückt sich aus in Leib, Miene, Gebärden, Sprache, Haltung, Gang, Bewegungen; er findet seinen Abdruck in der Art, wie der Mensch sich kleidet, Wohnung und Umgebung gestaltet, in der Handschrift und in den Kulturprodukten.

Mit einzubeziehen sind wissenschaftliche, künstlerische und praktische Begabung und sonstige Fähigkeiten, Stellungnahme zu Lebens- und Weltanschauungsfragen, sowie die Beziehung eines Menschen zu seinem Beruf.

Der Ausdruck „Gesamtpersönlichkeit“ soll im folgenden gebraucht werden für die Gesamtheit der psychischen Phänomene in ihren verschiedenartigsten Äußerungsformen, der Ausdruck „Charakter“ für die psychische Kausalität selbst.

Weder Charakter noch Gesamtpersönlichkeit sind einfach die Summe ihrer einzelnen Elemente, sondern das Ergebnis ununterbrochener Wechselwirkung der Elemente untereinander, die zum Teil durch Faktoren der Außenwelt ausgelöst oder modifiziert werden. Daraus geht hervor, daß bei Betrachtung einzelner Charakterzüge auf den Stellenwert derselben im Gesamtgefüge besonders Rücksicht genommen werden muß; nur dann läßt sich der charakterologische Sinn eines Charakterzuges erfassen, der „isoliert“ fast immer mehrdeutig ist. — Psychologische Fakta mögen als solche durchaus klar sein, — wie sie im einzelnen Fall charakterologisch zu werten sind, ob sie zur Gesetzlichkeit eines Charakters gehören oder nicht, läßt sich nur unter Hinzuziehung des ganzen übrigen Komplexes äußerer und innerer Faktoren feststellen.

1. Kapitel.

Allgemeine Voraussetzungen.

1. Abschnitt: Das zu verwertende Material.

Um die Bedeutung von Kindheitseindrücken für Charakter und Gesamtpersönlichkeit nachzuweisen, sind die Wege exakt wissenschaftlicher Forschung kaum gangbar. Nicht in allen Fällen kann man die Wirkung eines Eindrucks eindeutig bestimmen oder von einer Wirkung mit Sicherheit auf den Eindruck schließen, der sie verursachte. Zudem wirkt meist ein ganzes Gefüge von gleichzeitigen oder gesetzmäßig aufeinander folgenden, einander verstärkenden oder abschwächenden oder die Richtung weisenden, zufällig zusammentreffenden oder notwendig miteinander verknüpften Eindrücken auf einen Menschen ein, dessen Bedeutung sowohl in dem einen oder andern einzelnen Moment als auch in eben dieser Konstellation von eben diesen Eindrücken beruhen kann. Oft ist ein Mensch kaum in der Lage, sich selbst oder andern Rechenschaft über beliebige Eindrücke und ihre Wirkung auf ihn zu geben. Zudem ist schon eine unabsehbare Fülle von Eindrücken verarbeitet worden, ehe der Mensch imstande war, sie sich willentlich und bewußt zu eigen zu machen. Aus dieser Zeit (den ersten Lebensjahren) ist man also ausschließlich auf die Ergebnisse der Fremdbeobachtung angewiesen, die aber nur von bedingter Zuverlässigkeit sind. Denn der fremde Beobachter kann wohl äußere Sinneseindrücke, die dem Kind dargeboten wurden oder sich selbst darboten, registrieren und von den Reaktionsbewegungen mehr oder minder richtige Schlüsse auf die stattgehabte Wirkung ziehen — aber was tatsächlich in der Seele des Kindes vorgegangen ist, ob überhaupt mehr als ein bloßer Reflex sich ereignete, das sind und bleiben vage Vermutungen oder Analogieschlüsse auf zweifelhafter Grundlage. So wenig nämlich ein Erwachsener untrüglich mehr wissen kann, was und wie er im Säuglingsalter erlebt und empfunden hat, sowenig kann er sich in die seelischen Vorgänge des im Augenblick beobachteten Kleinkindes hineinversetzen. Und wenn es einem Menschen wirklich beschieden wäre, intuitiv oder zufällig, — einwandfrei nachzuweisen ist es niemals, ob er nicht doch einer Täuschung unterliegt. Somit kämen die ersten Kinderjahre für vorliegende Untersuchungen überhaupt nicht in Frage, wenn nicht das tägliche Leben selbst Material lieferte in Form von Erinnerungen, die in die frühesten Kinderjahre zurückweisen und in einem späteren Lebensalter durch ein ähnliches Erlebnis ausgelöst werden. In der Zwischenzeit waren sie scheinbar nicht vorhanden, also auch keiner Entstellung unterworfen. Auch in Form von gewissen Eigentümlichkeiten im Wesen und Verhalten eines Menschen, die aus seinen ursprünglichen Anlagen sich nur infolge gewisser weit zurückliegender Einwirkungen so entwickeln konnten, kann das Leben Material liefern. Diese beiden Tatsachengruppen sollen hier nur genannt, an späterer Stelle eingehend besprochen werden.

Etwas leichter ist die Wirkung von Eindrücken festzustellen zu einer Zeit, wo das Kind sprachlich so weit vorgeschritten ist, daß es sich spontan über dies und das äußert und auf Befragen, wenn auch unbeholfen, so doch inhaltlich aufschlußreiche Auskunft geben kann. Unbefangenheit und Unabhängigkeit von Wünschen, die durch Respektspersonen bezüglich der Aussage geäußert werden, sind natürlich Grundbedingung. Je mehr die sprachliche Ausdrucksfähigkeit des Kindes wächst, desto ergiebiger sind natürlich derartige Nachforschungen. Allmählich können auch Tagebücher und Briefe herangezogen werden, — vorausgesetzt, daß sie nicht unter Zwang oder Aufsicht geschrieben worden sind. Als Letztes kommen dann als schriftliche Selbstzeugnisse Erwachsener reine Autobiographien, autobiographische Romane und Novellen in Frage. Weiterhin selbstverständlich eigene Erlebnisse, persönliche Erfahrungen an andern Menschen und Berichte derselben über fernerliegende Ereignisse, deren Spuren sich bis zur Gegenwart verfolgen lassen, oder über Eindrücke der letzten Zeit und ihre sich bereits bemerkbar machende Wirkung. Hierher gehören dann auch Fremdbiographien — und nicht zuletzt Erzeugnisse sogenannter freier schriftstellerischer Tätigkeit, die, wenn sie von einem ernst zu nehmenden Verfasser stammen, stets Selbsterlebtes und Selbstdurchkämpftes, eigene Entwicklungsprobleme und für das eigene Dasein aktuelle Lebensfragen darstellen; denn das unterscheidet ja den wahren Dichter vom bloßen „Schreiber" (meist „Vielschreiber"), daß alle seine Gestalten mit mehr als einem Tropfen eigenen Herzblutes getränkt sind und eine immer neue Spiegelung des eigenen Ich bedeuten. Die Gegenspieler einer Dichtung sind häufig Symbol eigener widerstreitender Empfindungen und Gedanken oder Reminiszenzen an Kämpfe gegen dem eigenen Persönlichkeitsstreben feindliche Mächte.

Das ideale und einzige wissenschaftlich unanfechtbare Material wäre natürlich einerseits eine Sammlung von authentischen Dokumenten über innere und äußere Erlebnisse einiger hundert verschiedenartiger Menschen aller Zeiten, Länder und Völker, aus den verschiedensten sozialen Schichten stammend und sich unter den verschiedenartigsten inneren und äußeren Gegebenheiten zu den unterschiedlichsten Persönlichkeiten entwickelnd, einheitlich und lückenlos von der Wiege bis zum Grabe oder wenigstens bis zur Mittagshöhe des Lebens — andrerseits eine ebenso unerschöpfliche Fülle von „Demonstrationen am lebenden Objekt", gewonnen aus eigenen systematischen, von der Geburt des Betreffenden an durch Jahrzehnte hindurch unablässig dieselben Menschen verfolgenden Beobachtungen. Das erste eine entwicklungsbedingte technische Unmöglichkeit, das zweite (übrigens ein mir tatsächlich in vollem Ernst gemachter Vorschlag) wohl auch als Lebensaufgabe praktisch undurchführbar, da der Wert der Untersuchungen durch die Menge der beobachteten Personen bedingt ist. Das würde völliges Aufgehen im Leben einer großen Anzahl verschiedener und verschiedenst gearteter Menschen zugleich — also etwa Universalismus und Allgegenwart — und bei letzter Auswertung des Gefundenen die erreichte Schwelle des Greisenalters voraussetzen.

Diese beiden idealen Materialquellen entspringen also leider im Land Utopia — halten wir uns drum an die vorerwähnten realen: Tagebücher und Briefe, Selbst- und Fremdbiographien, mögen sie „Lebenslauf", „Bekenntnisse" oder „Denkwürdigkeiten" heißen, Romane und

Novellen mit Einschluß der ausdrücklich als autobiographisch bezeichneten. — Zunächst müssen wir uns darüber klar werden, welcher Wert jeder einzelnen dieser Gattungen für unsere Feststellungen zukommt, ob wir der einen den unbedingten Vorrang einräumen, eine andre dagegen als unwesentlich in den Hintergrund rücken oder gar als irreführend völlig ausschalten dürfen oder müssen.

Tagebücher und Briefe, die für unsere Zwecke herangezogen werden können, müssen selbstverständlich der Kinderzeit selbst entstammen. Damit ist nach oben und unten eine zeitliche Grenze gesetzt. Die sprachliche Ausdrucksfähigkeit des Schreibenden muß schon eine beträchtliche Höhe erreicht haben, ebenso die Schreibgeschwindigkeit — zumindest darf das Schreiben keine technischen Schwierigkeiten mehr machen, wenn das Kind wirklich die seinem Erleben, Fühlen und Denken adäquate schriftliche Form finden soll. Klagt doch ein beinahe Sechzehnjähriger: „Ach, ich bin so voll von allem möglichen; ha, wie es siedet in mir — wenn ich das nur alles so mitteilen könnte, was ich fühle. O dieses teilnahmslose Papier, diese kalte Feder, diese fürchterliche Tinte, die saugen das Gefühl, die Wärme weg, nichts bleibt, — ein totes Gerippe, ein geschriebenes Wort, das nicht zündet. Das Gefäß geht über, der Kopf, die Brust springen, es ist zum Wahnsinnigwerden, ich muß aufhören [1])!" — Wieviel stärker muß da ein jüngeres Kind diese Diskrepanz zwischen Gefühl und Ausdruck empfinden!

Daß das Schreiben von Briefen oder Tagebüchern der eigenen Initiative des Kindes entspringen muß, daß das Kind sich unbeobachtet wissen oder wenigstens Interesselosigkeit bei seiner Umwelt für seine „Ergüsse" voraussetzen muß, wurde als Grundbedingung schon erwähnt. Aber gerade das macht diese Dokumente schwer zugänglich. Das Kind hütet sein Tagebuch normalerweise als sein Heiligtum, in das nie ein Ungeweihter eindringen darf — bis es, herangewachsen, diese Zeugen von Gefühlen, Stimmungen usw., zu denen es sich nicht mehr gern bekennt, den Flammen übergibt. Das war jedenfalls das Schicksal der Tagebücher, um die ich in meinen letzten Kinderjahren wußte.

Sind aber solche Tagebücher und Briefe, wenn sie doch erhalten bleiben (das Kind, das in ihnen tatsächlich seine geheimsten Seelenregungen auffing, wird sie niemals freiwillig hergeben), wirklich aufschlußreich für unser Thema? — Ich glaube diese Frage im großen und ganzen verneinen zu dürfen. Ich gehe hierbei von persönlichen Erfahrungen, Beobachtungen und Erwägungen aus: Briefe an die dem Kind von Natur aus Nächststehenden — Eltern und Geschwister — sind in der für uns in Frage kommenden Zeit (bis etwa zum fünfzehnten Lebensjahr) selten, da gewöhnlich in diesen Jahren das Kind noch nicht so lange vom Elternhaus getrennt ist, daß in ihm das Bedürfnis nach einer brieflichen Aussprache besteht. In Pensionen, die Kinder im fraglichen Alter aufnehmen, ist (oder war jedenfalls zu meiner Zeit) häufig Briefkontrolle eingeführt; ebenso sind Briefe an Altersgenossen in der Regel der Gefahr des in unberufene Hände Fallens ausgesetzt — beides Momente, die der Intimität der Briefe höchst abträglich sind. In den meisten Fällen gehen Kinderbriefe kaum hinaus über Tatsachenberichte, denen hie und da ein die persönliche Stellungnahme charakterisierender

[1]) L. B. 6, S. 20.

Ausruf der Begeisterung, des Schmerzes usw. hinzugefügt ist, — meist ein im Kameradenkreis üblicher stehender Ausdruck oder eine aufgeschnappte konventionelle Redensart. Nicht sehr viel anders verhält es sich mit Tagebuchaufzeichnungen aus dieser Zeit. Meine eigenen derartigen Eintragungen (in einen selbstverständlich verschließbaren Lederband! Die Aufmachung ist oft die Hauptsache!) beginnen im Alter von dreizehneinhalb Jahren und beschränken sich auf Berichte von äußerlichen Geschehnissen, Aufzählung von Weihnachtsgeschenken usw. — in steifen Sätzen von geradezu statistischer Nüchternheit, obgleich meine Schulaufsätze derselben Zeit mir ganz andre Prädikate eintrugen und meine ersten poetischen Versuche in eine noch frühere Zeit fielen — also nicht nur Fähigkeit zur Fixation von Einfällen und Gedanken, sondern auch das Bedürfnis danach schon bestand. Mag sein, daß die wichtigste Voraussetzung — das Gefühl des sich Gehnlassendürfen — fehlte. Die Eintragungen, bei denen diese Bedingung erfüllt war, datieren erst vom nächsten Jahre an, bieten also für die ausgesprochene Kindheit keinen Maßstab mehr. Sonst war mir kein originales Kindertagebuch erreichbar.

Den im Buchhandel erschienenen „echten Kindertagebüchern" gegenüber ist immer äußerste Skepsis am Platze; denn die Erfahrung lehrt, daß sogar ernste Forscher sich bei dem Erscheinen eines solchen für seine unbedingte Glaubwürdigkeit ausgesprochen haben — bis die Fälschung desselben dennoch nachgewiesen wurde. Es sei erinnert an das Tagebuch der Marie Baschkirtseff, das zwar echt, im Alter aber wesentlich zurückdatiert ist, und an den auf diesem Gebiet wohl jüngsten Fall Kolomak, wo ein völliger Betrug aufgedeckt wurde. Nicht geklärt ist der Fall des von H. v. Hug-Hellmuth herausgegebenen „Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens". Als ich es zuerst zur Hand nahm, schien mir der Name der Herausgeberin und das Urteil Freuds für seine Echtheit zu bürgen. Während des Lesens stiegen mir Bedenken auf, hervorgerufen durch die Sprachgewandtheit der gewiß begabten, aber sicher nicht genial zu nennenden Verfasserin, die Sorglosigkeit, mit der sie sich in einem Tagebuch, dessen lose Blätter laut Bericht gelegentlich zu Verlust geraten, über Probleme verbreitet, die sonst in diesem Alter nur mit der Intima hinter verschlossenen Türen im Flüsterton erörtert werden, die Lückenlosigkeit der Schilderungen, die den Uneingeweihten keine Erklärung und keinen Sinnzusammenhang schuldig bleiben, und noch andre mehr oder minder grobe Unwahrscheinlichkeiten. Man muß immerhin in Betracht ziehen, daß es sich um ein Mädchen handelt, dessen ganze Kindheit in die Vorkriegszeit fällt; das letzte Jahrzehnt produzierte „aufgeklärtere" Kinder. — Ein durch eine belanglose Äußerlichkeit gewecktes Spezialinteresse hieß mich die Daten nachprüfen, um das Geheimnis des Geburtsjahres zu lüften— und da zeigte sich eine heillose Verwirrung in den Wochentagen desselben Datums während der aufeinanderfolgenden Jahre und noch einige andere kalenderische Unmöglichkeiten. Meine Erkundigungen ergaben, daß mir mit dieser Feststellung nicht der Primat gebühre. Dasselbe Ergebnis derselben Berechnung von andrer Seite hatte bereits zu den erforderlichen Nachforschungen geführt, die aber erfolglos blieben, da die Herausgeberin tot, die Verfasserin unbekannt, das Original nicht zu finden ist. Ob es sich um eine völlig freie Erfindung oder eine allzu sorglose Überarbeitung

und Erweiterung ursprünglich echter Aufzeichnungen handelt und von wessen Hand, bleibt im Dunkel. So muß man entweder auf diese Quelle verzichten oder sie vorsichtshalber der Rubrik „Romane und Novellen" zuweisen. Dann bleiben nur die in die „Nachgelassenen Schriften" eingestreuten Tagebuchblätter Otto Brauns, die aber für den Durchschnitt kindlichen Erlebens nichts beweisen, da er eine ganz seltene, überragende Ausnahmeerscheinung darstellte. — Von den introspektiven Dokumenten darf man also für vorliegende Untersuchungen keine alles andre an Bedeutung weit hinter sich lassenden Aufschlüsse erwarten.

Wenden wir uns nun an die Retrospektion, die auf unsere eigenen Kindheitserinnerungen zurückgreift und ihren Niederschlag in Autobiographien und autobiographischen Romanen und Novellen findet. Auf diesen baut Hanns Reichardt seine „Früherinnerung" auf, nachdem ihm Umfragen im Bekanntenkreis, Beobachtungen am Kind und Beobachtungen durch das Kind selbst zu wenig und nicht immer zuverlässigen Stoff lieferten. Reichardt schreibt:

„Da wandte ich mich schließlich der Quelle zu, welche mir anfangs als die am wenigsten erfolgversprechende erschienen war: Den autobiographischen Aufzeichnungen. Der Stoff war durchaus andersartig, die Methode, abgesehen von der kleinen Zusammenstellung von G. Schmutz und einigen mehr belletristischen Sammlungen, völlig neu. Doch nach kurzer Einarbeitung erkannte ich, daß ich vor einem überreichen Schatze herzgewinnender Kostbarkeiten stand [2]) . . . Der wissenschaftliche Wert der Selbstbiographie ist vielfach angegriffen und in historischer und psychologischer Hinsicht angezweifelt worden. Es soll nicht geleugnet werden, daß in ihr manches „nicht selten verschwiegen und unrichtig dargestellt wird" (C. Ufer), was sich auf Lebensführung, Ereignisse und Beweggründe bezieht. Für erste Kindheitseindrücke gilt das jedoch nicht. Diese stehen meist bescheiden und oft, wie mit nicht verstehendem Achselzucken notiert, noch vor der Grenze von Anklage und Rechtfertigung. Die Behauptung Compayré's: „Jene Persönlichkeiten geben alle dem Wunsche nach, sich in ein vorteilhaftes Licht zu setzen, für kleine Wunder zu gelten, ihrer Kindheit Gedanken und Gefühle erwachsener Personen beizulegen", ist Theorie oder falsche Auffassung der Schwierigkeit, hauchgleiche Kindheitseindrücke mit inadäquaten Worten der Erwachsenen auszusprechen. Den Wunsch der Selbstvergrößerung habe ich in den ersten Erinnerungen kaum jemals gefunden, selbst dort nicht, wo der Verfasser im weiteren der Unzuverlässigkeit verdächtigt oder überführt werden könnte [3]) . . . Zur Gewinnung getreuer Früherinnerungen bedarf es einer gewissen psychologischen Fertigkeit der Versuchspersonen. Die können wir von Schülern nicht voraussetzen. Die Autoren von Selbstbiographien aber erfüllen meist unsere Voraussetzungen. Sie haben den Wendepunkt ihres Lebens überschritten, und wenn sie sich die Frage nach ihren frühesten Eindrücken vorlegen, so sind sie niemandes Suggestion ausgesetzt als ihrer eigenen und betrachtet ihre Erinnerungen mit größerer oder geringerer Objektivität, etwa wie sie auf ihre Enkel schauen würden. Wenige dürften sich des Ruhmes, wegen dieser oder jener Reminiszenz nachträglich für Wunderkinder gehalten zu werden, für be-

---

[2]) L. V. 58, S. 6. [3]) L. V. 58, S. 7.

dürftig erachten. Die Berichte zeigen das meist sehr deutlich: unscheinbare, kurze Notizen, mit zwischen den Zeilen stehender Entschuldigung vorgebrachte Bemerkungen oder eingehender Darstellungen, angeführt der Vervollständigung oder Merkwürdigkeit halber: „Ich schreibe auf, wie es war, verstehen kann ich es nicht, vielleicht interessiert es einmal einen Psychologen." — Wenn Kammel und Schmutz die Bekanntschaft mit der Versuchsperson für notwendig erachten, so genügt die Eigenlebensbeschreibung auch dieser Forderung. Sie stellt uns die ganze Persönlichkeit des Autors vor. „Sie ist in dem, was sie sagt, wie in dem, was sie verschweigt, die deutlichste Spiegelung der Einstellungen des Menschen". (Mahrholz)[4]) . . . Solcher konstellativen Einwirkung (Beeinflussung des Gedankens durch die augenblicklichen Gedankenkreise und die Umgebung) kann sich der Erwachsene ebensowenig entziehen wie das Kind, aber durch die Fülle und Mannigfaltigkeit eines ganzen Lebens schwächt sich dieser Einfluß stark ab, und die völlige Entfaltung der Psyche läßt die dargebotene Erinnerung plastisch und die einzelnen Bestandteile mit Vollständigkeit berücksichtigt erscheinen[5]) . . . Zu den Vorzügen der autobiographischen Kindheitserinnerungen tritt eine Beobachtung, deren Richtigkeit offensichtlich und bekannt ist, deren Erklärung aber nicht recht überzeugend gelingen will. Im höheren Alter nämlich tauchen die frühen Erinnerungen von selbst und mit erstaunlicher Deutlichkeit wieder im Bewußtsein auf[6]) . . . Ferner ist zu beachten, daß das Denken . . . des Greises . . . naturgemäß rückschauenden Charakter trägt[7])."

Weniger optimistisch als Reichardt steht Claparède der Zuverlässigkeit der Erinnerung Erwachsener gegenüber:

„Diese retrospektive Methode ist immer ungewiß, und es ist unpraktisch oder gefährlich, wenn man sie auf die Erinnerungen unserer ersten Kindheit anwendet. Abgesehen davon, daß diese Erinnerungen sehr lückenhaft sind, können sie auch im Laufe der Jahre Umwandlungen erlitten haben, wovon sich jedermann überzeugen kann. Zweifellos wird man indessen Belehrungen oder interessante Bemerkungen aus gewissen Autobiographien gewinnen können, wie denen von Goethe oder Darwin, von Renan oder Tolstoj, und selbst aus speziellen literarischen Werken, wie dem Roman eines Kindes von Pierre Loti[8])."

Reichardt übersieht dreierlei bei seinen Ausführungen bezw. mißt ihm zu geringe Bedeutung zu — für die Erinnerung an sich wie für die Früherinnerung im besonderen: 1. die Tatsache der Erinnerungstäuschung oder -fälschung, 2. die Tatsache, daß biographischen Aufzeichnungen häufig eine bestimmte Tendenz zugrunde liegt und 3. die Tatsache, daß kaum jemand der Versuchung entgeht, seine Erinnerungen so zu gestalten, daß sie sich dem bewußt gewordenen Lebensweg bis zu dem im Augenblick erreichten Punkt logisch einfügen. Zu dieser Frage äußert Stern:

„Das Bedürfnis nach künstlerischer Abrundung und das Verlangen des Autobiographen, sein Leben möglichst als kontinuierliche, innerlich verständliche Entwicklung zu sehen, wirkt sich in manchen Konstruktionen, Deutungen und Ergänzungen aus; die oft so bewundernswerte Ein-

---

[4]) L. V. 58, S. 8/9. [5]) L. V. 58, S. 9. [6]) L. V. 58, S. 9. [7]) L. V. 58, S. 9.
[8]) L. V. 7, S. 78.

fühlung des Künstlers in kindliche Seelenzustände führt zu Schilderungen, die zwar subjektive Wahrscheinlichkeit besitzen mögen, aber darum nicht objektiven Wirklichkeitswert zu haben brauchen [9])."

In engem Zusammenhang mit dieser Tatsache steht es, daß ein Mensch sein Leben gern unter einem ganz bestimmten Gesichtswinkel betrachtet und gewisse Schicksale in tendenziösem Sinn gewertet hat und entsprechend schildert. Man denke an Hebbels „Meine Kindheit" und die stellenweise gleichsam als Opposition gegen Rousseaus „Bekenntnisse" anmutenden „Souvenirs d'enfance" Rétif's de la Bretonne! — Solche Tendenzen wurzeln selbstverständlich in einer richtigen Erkenntnis: in derselben, auf der vorliegende Arbeit fußt. Das macht die Eigenlebensbeschreibungen als Materialquelle in diesem Sinn natürlich wertvoll, rückt sie aber in bedenkliche Nähe dichterischer Freischöpfungen, die dadurch ihrerseits an Bedeutung für diese Untersuchungen gewinnen. Davon wird an andrer Stelle nochmals die Rede sein.

Nun zu den Erinnerungstäuschungen, die eine so alltägliche Erscheinung sind, daß sich ein näheres Eingehen darauf hier erübrigt. In Kürze nur dies: Erinnerungstäuschungen in bezug auf allerjüngste Vergangenheit können, soweit es sich um objektive Tatsachen handelt, in der Regel mit Leichtigkeit korrigiert werden. Stehen rein subjektive Wahrnehmungen zur Diskussion, ist der Fall schwieriger; immerhin lassen auch solche Irrtümer sich häufig genug richtigstellen. Je weiter die Erinnerungen aber zurückliegen, desto seltener werden die Kronzeugen, und gar, wenn man zurückwandert ins Kinderland, ist nicht immer Gewähr dafür geboten, daß man nicht zeitlich und räumlich Getrenntes zusammenfügt und umgekehrt Zusammengehöriges auseinanderreißt, oder daß man Berichte von Erlebnissen anderer sich so zu eigen gemacht hat, daß man einen Eid auf ihre Echtheit als persönliche Erinnerung leisten möchte.

Auf eine Besonderheit der Autobiographien weisen G. Bäumer und L. Droescher in der Einführung ihrer Anthologie „Von der Kindesseele" hin, nämlich: „daß es sich hier in vielen Fällen um besonders veranlagte Kinder handelt, da ja gerade die Selbstbiographie uns meist von der Jugend hervorragender Menschen Kunde gibt [10])", fügen jedoch hinzu: „Damit aber wird die psychologische Bedeutung und die Verwertbarkeit solcher Beispiele für die Erkenntnis der Kindesseele im allgemeinen ganz sicher nicht herabgesetzt. Denn in der Verstärkung, in der gewisse seelische Erscheinungen bei außergewöhnlich beanlagten Kindern auftreten, werden sie erkennbarer, und der Beobachtung zugänglicher [11])."

Daß andrerseits eine Autobiographie in den seltensten Fällen ein Leben restlos — nicht nur quantitativ sondern auch qualitativ — zu erschöpfen vermag, daß die Wiedergabe oft der wirklichen Erinnerung an Schärfe und Gehalt nachsteht, erwähnt Reichardt: „Viele unserer Autobiographen mögen Erlebnisse bewahren, wie Spitteler, wenigen gelingt es, sie mit Erhaltung aller Feinheiten auszusprechen [12])."

Zum Schluß sollen zwei Verfasser von Autobiographien ihre eigene Meinung über Zweck und Wert derselben — allgemein und speziell — äußern: Rousseau und K. Ph. Moritz.

---

[9]) L. V. 54. [10]) L. V. 59, S. XI. [11]) L. V. 59, S. XI. [12]) L. V. 58, S. 23.

Rousseau: „Ich befleißige mich, überall die ersten Ursachen klar zu entwickeln, um die Verkettung der Wirkungen recht fühlbar zu machen. Ich möchte meine Seele für den Leser gewissermaßen durchsichtig machen, und deshalb bestrebe ich mich, sie ihm unter allen Gesichtspunkten zu zeigen und sie ihm mit jeder Art Licht zu durchleuchten, und zu sorgen, daß keine Regung darin gewesen sei, die er nicht gewahr geworden wäre, damit er selber über den ersten Anstoß, der sie erzeugt, urteilen könne. — Wenn ich es mir nur um das endliche Ergebnis zu tun sein ließe und ihm sagen wollte: so ist mein Charakter, so könnte ich glauben, ich täuschte, wenn auch nicht gerade ihn, so doch mich selber. Wenn ich jedoch mit größter Einfachheit alles vor ihm im einzelnen ausbreite, was mir widerfahren ist, was ich getan, was ich gedacht, was ich gefühlt, so kann ich ihn nicht irreführen, es sei denn, ich wollte es absichtlich, und selbst dann würde es mir bei dem eingeschlagenen Verfahren nicht leicht gemacht sein. Ihm steht es zu, all jene einzelnen Bestandteile zu vereinigen, und das durch sie gestaltete Wesen zu bestimmen: das Ergebnis soll sein Werk sein, und wenn er sich dabei irrt, so liegt eben der ganze Irrtum bei ihm. Zu diesem Zwecke genügt es jedoch nicht, daß meine Schilderungen aufrichtig sind, sondern sie müssen auch genau sein. Es steht mir nicht an, Wert und Wichtigkeit der Tatsachen zu bestimmen, sondern ich muß sie alle mitteilen und ihm die Mühe der Auswahl überlassen. Dessen habe ich mich mit allem nur denkbaren Mut bis hierher befleißigt, und ich werde auch im folgenden darin nicht nachlassen [13]) . . . Ich habe bei diesem Unternehmen nur eines zu befürchten: nicht etwa zuviel oder die Unwahrheit zu sagen, sondern nicht alles zu sagen und Wahrheiten zu verschweigen [14]) . . . Ich beschloß, daraus ein durch seine beispiellose Wahrhaftigkeit einziges Werk zu machen, damit man wenigstens einmal einen Menschen zu sehen bekäme, wie er innerlich wirklich war. Oft hatte ich über die falsche Aufrichtigkeit Montaignes lachen müssen, der scheinbar seine Fehler eingesteht, dabei aber doch Sorge trägt, sich nur recht liebenswürdige beizulegen, während ich, der ich mich alles in allem stets für den besten aller Menschen gehalten habe und noch halte, wohl wußte, daß es kein menschliches Innere gäbe, so rein es auch immer sein mochte, welches nicht irgendein verabscheuungswürdiges Laster in sich schlösse. Ich wußte, daß man mich dem Publikum mit Zügen schilderte, die den meinen so unähnlich und bisweilen so mißgestaltet waren, daß ich trotz all des Bösen, welches ich nicht zu verschweigen gedachte, dennoch nur dabei gewinnen konnte, wenn ich mich so zeigte, wie ich wirklich war. Da sich das jedoch nur ausführen ließ, wenn auch andre Menschen geschildert wurden, wie sie wirklich waren, und das Werk folglich erst nach meinem und dem Tode andrer erscheinen konnte, so gab mir das noch mehr Mut zu meinen Bekenntnissen, über die ich ja den Umständen gemäß niemals würde zu erröten brauchen [15])."

K. Ph. Moritz fordert, angeregt durch Rousseaus Bekenntnisse, in der Broschüre „Aussichten zu einer Experimentalseelenlehre": „Die Abfassung eigener wahrhafter Lebensbeschreibungen oder Beobachtungen über sich selber, weil er in solchen Selbstbeobachtungen und Selbstschilderungen eine mächtige Förderung des menschlichen Geschlechts erblickte. Das

[13]) L. B. 112, S. 227/8. [14]) L. B. 112, S. 228. [15]) L. B. 112, S. 682/3.

würde alsdann einmal ein allgemeiner Spiegel werden, worin das menschliche Geschlecht sich beschauen könnte. Zu diesem Zwecke soll man die Geschichte seines eigenen Herzens von seiner frühesten Kindheit an sich so getreu wie möglich entwerfen, auf die Erinnerungen aus der frühesten Kindheit aufmerksam sein und nichts für unwichtig halten, was jemals einen vorzüglich starken Eindruck auf ihn gemacht hat. — Vor jedem Hang, sich in eine idealische Welt hinüberzuträumen, muß der Menschenbeobachter sich äußerst hüten; er muß in keine idealische, sondern in seine eigene wirkliche Welt immer tiefer einzudringen suchen [16])."

In den Vorreden zu den einzelnen Teilen seines autobiographischen Romans „Anton Reiser" betont er immer wieder, daß dieses Werk „aus dem wirklichen Leben genommen und ‚im eigentlichsten Verstande Biographie, und zwar eine so wahre und getreue Darstellung eines Menschenlebens, bis auf seine kleinsten Nuancen ist, als es vielleicht nur irgendeine geben kann. . . . Vielleicht enthält auch diese Darstellung manche, nicht ganz unnütze Winke für die Lehrer und Erzieher, woher sie Veranlassung nehmen könnten, in der Behandlung mancher ihrer Zöglinge behutsamer und in ihrem Urteil über dieselben gerechter und billiger zu sein [17])!'"

Die Brücke von der Bedeutung der Autobiographie als Materialquelle für vorliegende Untersuchungen zu „freien Schöpfungen dichterischer Phantasie" wird einerseits geschlagen durch die Tendenz, die in größerer oder geringerer Stärke in beiden obwaltet, andrerseits durch die eingangs besprochenen Zusammenhänge zwischen dem Dichter und seinem Werk. In der Bäumer-Droescherschen Anthologie heißt es:

„Man wird zugeben müssen, daß eine Kindergestalt wie der kleine Hanno aus Thomas Manns Roman „Buddenbrooks" soviel psychologische Wahrheit hat wie die beste Selbstbiographie. Liegt doch auch der dichterischen Gestalt Wirklichkeit, Beobachtetes zugrunde. Und ist andrerseits ja doch auch dem rein biographischen Material gegenüber eine Kritik notwendig, die Selbsttäuschungen, willkürliche Stilisierungen, kurz alles, was in jeder Selbstbiographie notwendigerweise Dichtung sein muß, als solche auszuscheiden vermag oder doch wenigstens versucht [18])."

Besonders deutlich und leicht nachzuweisen sind diese Zusammenhänge zwischen dem Dichter und seinem Erstlingswerk, denen Bernfeld eine eigene Untersuchung widmet. Er zitiert darin u. a. eine Äußerung Hans Hopfens, die auf das auch für uns wesentliche hinweist:

„Le moi est odieux und wir Künstler sind ein eitles Volk . . . wessen Leben aber an sich nicht schon hohen Reiz für jeden begabten Erzähler hat, daß er sein Leben wie einen fesselnden Ichroman niederschreiben kann, der lasse die Hand von einer Selbstbiographie. In jedes Dichters Werken ist soviel Selbsterlebtes verarbeitet, daß ihn nur selten die Lust anwandeln wird, aus den mit seiner Erfahrung verquickten und zusammengewachsenen Phantasiegestalten die quellenmäßige pragmatische Empirie seines Erdenwallens zur Belehrung des verehrten Publikums noch einmal herauszuschälen und zurückzudestillieren [19])."

Auch ein Bekenntnis Spielhagens findet sich:

„Diesen ausgeprägten Stempel der Ichheit aber muß meiner Ansicht nach jedes Erstlingswerk, das so genannt zu werden verdient, an der

---

[16]) L. V. 100, S. 13. [17]) L. V. 100, S. 16. [18]) L. V. 59, S. X/XI. [19]) L. V. 6, S. 233.

Stirn tragen, wenn der Autor sich auch in den wenigsten Fällen mit seinem Ich hervorwagt, sondern sich etwa hinter einem Jüngling versteckt, den er Werther nennt, oder unter dem Pseudonym Karl Moor in die böhmischen Wälder zieht. Ich traue dem dichterischen Genius der Leute nicht, die, um sich selbst zu finden, in ein fremdes Land, womöglich in eine ferne Zeit, nach einem Erstlingshelden gehen müssen . . . ich kann ihnen höchstens den Rang eines vortrefflichen Schriftstellers zubilligen, eines Dichters nicht. Eines wahren Dichters Erstlingswerk wird immer eine Beichte sein. Eine Beichte, auch wenn man sie dem Publikum ablegt, ist zweifellos eine intime Angelegenheit, vorausgesetzt, daß der Beichtende die Sache „nicht nur so mitmacht", weil „es einmal dazu gehört", sondern ihm etwas auf dem Herzen drückt, das er herunter haben muß, wenn er wieder frei soll atmen und schlafen können [20])."

Seine eigene „Beichte", die „Problematischen Naturen", nennt er „die Quintessenz seines ganzen bisherigen Lebens", und schreibt darüber: „Dann kommt eine Partie — und mit ihr setzt der Roman ein —, in welcher die Anleihen, die ich bei meinen wirklichen Erlebnissen mache, sehr stark sind, ja, wo der Held des Romans und was ihm begegnet, mit der Person des Autors zu einem korinthischen Erz zusammenschmelzen [21])."

Bernfeld urteilt:

„Es ist hier deutlich alles Wesentliche enthalten, was wir als typisch für die Beziehung der Realität und dem Inhalt der Novelle bei Jugendlichen fanden [22])."

Vorher schon identifizierte er Beichte mit autobiographischer Novelle — eins fließt ins andre, ohne daß die Grenzen sich irgendwo scharf herausarbeiten lassen. Gerade bei den für unsere Feststellungen bedeutsamen Problemen wird man nicht irregehen mit der Annahme, daß der Dichter entweder eigenes Erleben in all seinen Verknüpfungen mit damaliger Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft gestaltet, oder in späteren Werken — wenn wir bei Bernfelds Theorie bleiben — fremde und erfundene Schicksale dem eigenen Erleben gemäß und mit dem auf dieser Basis sich entwickelnden Einfühlungsvermögen schildert und aufbaut — richtiger: wachsen und herausreifen läßt. Denn die für unsere Zwecke in Frage kommenden Entwicklungsromane und Kindheitsnovellen unterscheiden sich gerade dadurch, daß der Künstler sich durch entwicklungspsychologische Gesetze leiten läßt und ihren Spuren nachtastet, von der genialen Phantasie oder geistvollen Phantastik anderer Dichtungsgattungen, in denen er seinem Schöpferdrang ungehemmt die Zügel schießen lassen kann — womit weder gesagt sein, daß derartige Werke psychologischer Notwendigkeit entbehren müssen, noch sonst ein ästhetisches Werturteil gefällt werden soll. —

Von den Dichtungen aber, die inhaltlich in den Kreis unserer Betrachtungen gehören und deshalb herangezogen werden dürfen, gilt:

„In den meisten Fällen fällt diese psychologische Bedeutsamkeit natürlich zusammen mit dem künstlerischen Wert eines solchen Stückes. Ist es doch eben der Künstler, der den Regungen der Seele bis in ihre feinsten Verzweigungen nachzugehen vermag und der das Beobachtete so plastisch und treu wiedergibt, daß seine Darstellung auch vom rein psychologischen Standpunkt aus wertvoll ist [23])."

---

[20]) L. B. 6, S. 235. [21]) L. B. 6, 236. [22]) L. B. 6, S. 236. [23]) L. B. 59, S. VIII.

Gegenteiliger Ansicht ist Bahnsen:

„Übrigens stelle man sich die Hilfe, welche der wahre Dichter dem Charakterologen entgegenbringt, auch nicht allzu groß vor. Denn jeder Künstler, welcher nicht nach Begriffen „bildet" (also bloß Prädikate zu einem vorhandenen Subjekt hinzufügt), sondern nach der Idee „schafft", stellt das Wesen, den Charakter, die Willensobjektivität so hin wie die Natur selber: als Einheit, die in keine Beschreibung aufgeht, und die in jeder abstrakten Analyse zerstört wird, weil damit gerade der lebendige Geist verloren geht. Nur abstrakte, in Begriffe faßbare Typen, z. B. der Geizhals, der Blaustrumpf, der Tagedieb u. dgl. lassen sich in analytischer Beschreibung erschöpfen, und es sind die schlechtesten Dichter, welche, eben vermöge der bloß allegorischen Natur ihrer Gestalten, hierfür den meisten Stoff liefern, während die besten sehr wenig oder gar nichts bieten, was in solcher Weise bereits zugerichtet wäre für die begriffliche Formulierung. Deshalb können wir auch unsre „Bekannten" intuitiv recht genau würdigen, aber es darf uns nicht wundern, wenn es uns nicht gelingen will, andern verständlich zu machen, was wir von jenen „durch's Gefühl" wissen. Das gelingt selbst einem Dichter nicht, weil das schlechthin Individuelle unsagbar bleibt, und er auch in seinen dichterischen Charakteren diesen individuellsten Kern, das punctum saliens der ganzen Persönlichkeit, nicht mittels eines Eigenschaftsworts aussprechen, sondern immer nur ahnen lassen kann, als den durch alle, große wie kleine, Äußerungen und Taten hindurchschwebenden gemeinsamen Geist [24]."

Gleichfalls skeptisch in bezug auf die vor allem charakterologische Wertigkeit künstlerischer Dokumente äußert sich Utitz: „Man sollte überhaupt vorsichtig sein in der Heranziehung von Kunstwerken zur Zeugenschaft; denn durch ihre Aussagen kann man sich alles Mögliche bestätigen lassen, wenn man nicht genau weiß, wie sie auf ihre wissenschaftliche Zuverlässigkeit zu prüfen sind [25]." Gewiß verschließt er sich nicht der Einsicht:

„Unzweifelhaft lebt sich doch ein gut Teil unserer charakterologischen Errungenschaften in der Kunst aus, zumal in der Form des Dramas und des Romans. Unsere gesamte Lebenskenntnis und Lebenseinsicht wären ohne Dichtung ungleich dürftiger; nicht als ob es sich um unmittelbare Übernahme handelte, aber um ein Durchsickern in unzähligen Rinnsalen [26]."

Aber dann macht er gewaltige Einschränkungen:

„Systematische Charaktererforschung liegt da aber natürlich nicht vor . . . Niemals taugt Poesie zum Prüfstein psychologischer oder charakterologischer Theorie. Der Dichter ist keine dem Forscher vorgesetzte Behörde, und am wenigsten eine, die dieser nach Gutdünken einmal anerkennt, um sie ein andermal desto schärfer abzulehnen. So muß sich also die Charakterologie einer gewissen spröden Zurückhaltung befleißigen, wenn auch scheinbar ihre Problematik zur Aufhellung durch den Spiegel der Dichtung einlädt. Man darf sich mit Erfolg dieses Spiegels nur bedienen, wenn die Gesetzlichkeit der Spiegelung erkannt ist [27]."

---

[24]) L. V. 41, S. 60/61. [25]) L. V. 57, S. 53. [26]) L. V. 57, S. 107. [27]) L. V. 57, S. 109.

Nach diesen letzten Urteilen wäre also für unsere Untersuchungen kein Gewinn aus reinen Kunstwerken zu erhoffen. Aber es fragt sich, ob man sich gerade bei unserm Problem auf den streng wissenschaftlichen Standpunkt stellen darf, ob man nicht gerade beim Aufspüren dieser seelischen Zusammenhänge dem intuitiven Erfassen größeres Vertrauen entgegenbringen muß als wissenschaftlicher Analyse, die eben doch von Lebensnähe und Lebenswärme abstrahieren, schematisieren und stilisieren muß. Die Einführungsworte zur Sammlung „Von der Kindesseele“ dürften den Nagel auf den Kopf treffen:

„Gerade der Erzieher muß wissen, daß die wissenschaftliche Seelenzerlegung dem Wesen der Persönlichkeit nur unvollkommen nahezukommen vermag, er muß eine Ahnung davon haben, daß Psychologie und Verstehen des einzelnen Kindes zweierlei ist. Dazu kann ihm eine Seelendarstellung dienen, die weniger wissenschaftlichen als künstlerischen Wesens ist, indem sie vom Ganzen der Persönlichkeit ausgeht. Selbstverständlich kommen solche Darstellungen an Genauigkeit im einzelnen der wissenschaftlichen nicht gleich. In dieser Hinsicht bedürfen sie der Kritik durch die wissenschaftliche Jugendkunde [28]).“

Diese Arbeit ging den umgekehrten Weg: von Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung, deren Ausgangspunkt selbstverständlich Beobachtungen und Erfahrungen des täglichen Lebens waren, zur Belegung derselben mit Beispielen, die das Leben selbst oder seine dichterische Nachgestaltung liefern soll.

Die beiden schon mehrfach erwähnten Sammlungen ähnlicher Art, von denen besonders die Reichardtsche samt ihrer Auswertung in einigen Teilen ganz in diese Arbeit einbezogen werden soll, erfolgten, wie der Augenschein lehrt und wie auch ausdrücklich hervorgehoben wird, unter dem Gesichtspunkt möglichst großer Stoffülle. Bäumer-Droescher betonen eigens, „daß Reichhaltigkeit des Materials, insbesondere die Zusammenstellung möglichst vieler Beispiele für eine und dieselbe allgemeine seelische Erfahrung, dem Zweck, durch das Buch in das Verständnis der Kindesseele einzuführen, am besten entspricht [29]).“

Die sich aus den bisherigen Darlegungen ergebende Bewertung der verschiedenen Materialquellen sei kurz dahin zusammengefaßt, daß man speziell für die Zwecke vorliegender Untersuchungen nicht sonderlich zwischen biographischen und dichterischen Werken zu unterscheiden braucht. Es wird sich herausstellen, daß Dichtungen nur bestätigen und vertiefen, was Eigenlebensbeschreibungen derselben oder anderer Verfasser an Problemen aufrollten. Überdies kann und wird die mehr oder minder große Wahrscheinlichkeit der einzelnen Darstellungen an eigenen Erlebnissen gemessen und durch Beobachtungen und Berichte von Bekannten, Verwandten usw. ergänzt werden.

In der Hauptsache wird sich also vorliegende Arbeit auf eigenen und fremden Erinnerungen und den vermutlichen oder nachweisbaren Nachwirkungen ihrer Inhalte aufbauen. Die wissenschaftlich einwandfreien Voraussetzungen hierfür wurden geschaffen durch die Ergebnisse umfangreicher Untersuchungen und Nachforschungen, die dieser Arbeit vorangingen und in der ersten Hälfte der Arbeit gestaltet wurden.

---

[28]) L. V. 59, S. VII. [29]) L. V. 59, S. X.

2. Abschnitt: Erinnerungen und unbewußtes Seelenleben.

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können," sagt Jean Paul, „aber auch die einzige Hölle, aus welcher es keine Erlösung gibt", fügt Bahnsen hinzu. Paradies und Hölle bezeichnen also die beiden Pole, innerhalb deren Erinnerungsmöglichkeiten variieren können. Daß es nicht belanglos ist, ob man in diesem Sinne im Paradies oder in der Hölle Heimatrecht hat, ob man aus allzu unerfreulicher Gegenwart sich in Gedanken ins Paradies zurückretten kann, oder in Stunden der Entspannung dem Spiel von Höllengeistern ausgeliefert ist, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Der Erinnerungsschatz eines Menschen beeinflußt darum ganz allein als solcher sein Leben, auch wenn man von der nachhaltigen Einwirkung der Erlebnisse selbst, die im Gedächtnis Spuren hinterließen, zunächst absieht. Schon aus diesem Grund ist es bedeutsam, ob ein Mensch auf eine vorwiegend sonnige oder vorwiegend trübe Kindheit zurückschauen kann. Tolstoj ruft aus:

„Glückliche, selige, unwiederbringliche Tage der Kindheit! Wie soll man die Erinnerung an euch nicht hegen und pflegen! Sie erlabt und erquickt meine Seele und bildet für mich die Quelle der besten Genüsse [30])."

Welch graue Trostlosigkeit atmen dagegen die Jugenderinnerungen von Karl Philipp Moritz; und wie erschüttert das Bekenntnis Hebbels: „Ich bleibe dabei: Die Sonne scheint dem Menschen nur einmal, in der Kindheit und der frühen Jugend. Erwarmt er da, so wird er nie wieder völlig kalt, und was in ihm liegt, wird frisch herausgetrieben, wird blühen und Früchte tragen. Tieck sagt in diesem Sinne irgendwo: ‚Nur wer Kind war, wird Mann'; ich erbebte, als ich dies zum ersten Male las; nun hatte das Gespenst, das mich um mein Leben bestiehlt, einen Namen. Wie, war nicht meine Kindheit finster und öde! Mein Vater haßte mich eigentlich, auch ich konnte ihn nicht lieben. Er, ein Sklave der Ehe, mit eisernen Fesseln an die Dürftigkeit, die wahre Not geknüpft, außerstande, trotz des Aufbietens aller seiner Kräfte und der ungemessensten Anstrengung, auch nur einen Schritt weiterzukommen, haßte aber auch die Freude; zu seinem Herzen war ihr der Zugang durch Disteln und Dornen versperrt, nun konnte er sie auch auf den Gesichtern seiner Kinder nicht ausstehen, das frohe, brusterweiternde Lachen war Frevel, Hohn gegen ihn selbst, Hang zum Spiel deutete auf Leichtsinn, auf Unbrauchbarkeit, Scheu vor grober Handarbeit auf angeborene Verderbnis, auf einen zweiten Sündenfall. Ich und mein Bruder hießen seine Wölfe; unser Appetit vertrieb den seinen; selten durften wir ein Stück Brot verzehren, ohne anhören zu müssen, daß wir es nicht verdienten. Dennoch war mein Vater (wäre ich davon nicht innig überzeugt, so hätte ich so etwas nicht über ihn niedergeschrieben) ein herzensguter, treuer, wohlmeinender Mann; aber die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen [31])."

Das Thema „Erinnerung" schließt eine Fülle der umstrittensten Probleme in sich, die theoretisch oft in der heterogensten Weise gedeutet

---

[30]) L. V. 125, S. 89. [31]) L. V. 82, S. 218/9.

und erklärt werden, auf die die praktische Erfahrung selbst die entgegengesetzten Antworten gibt.

Wenden wir uns zunächst der Tatsache zu, daß selbstverständlich nicht alles in der Erinnerung haften bleibt, so drängt sich sofort die Frage auf, ob Gesetzmäßigkeit oder Zufall die Auswahl aus der Fülle des Erlebten trifft. — Hat Ratzel Recht, wenn er an die Feststellung: „Es ist sonderbar, wie von den Sternen der Kindheit, wenn der Tag des Lebens heller wird, so viele verlöschen und gerade die in der Erinnerung fortleuchten, die einst am wenigsten beachtet worden waren [32])", anknüpft: „Gerade so willkürlich, wie die wirklichen Sterne aus der Tiefe des Weltalls, leuchten uns jene von Stellen an, die uns früher fast nie erschienen waren" [33]), oder Freud, wenn er behauptet: „Es ist nicht gleichgültig, was ein Mensch aus seiner Kindheit zu erinnern glaubt; in der Regel sind hinter den von ihm selbst unverstandenen Erinnerungsresten unschätzbare Zeugnisse für die bedeutsamsten Erlebnisse seiner seelischen Entwicklung verborgen [34])."

Um darüber entscheiden zu können, muß man zunächst feststellen an was man sich im allgemeinen und aus frühen Kindertagen im besonderen zu erinnern pflegt. Reichardts Sammlung gibt darüber ziemlich umfassend Aufschluß; er erfährt, daß „Unfälle ein beliebter Stoff von Schülererinnerungen [35])" sind, erkennt „Reisefieber als vorzügliche Grundlage dauernder Erinnerungen [35])", und findet ferner „festliche Geschehnisse [35])" als häufigen Erinnerungsinhalt. Hier handelt es sich ausschließlich um einmalige oder — wie bei Festen — durch ihre Seltenheit über den Alltag hinausgehobene Begebenheiten. Daraus schließt Reichardt durchaus richtig, „daß in dem Mangel an Assoziationen die Ursache der dauerhaften Bewahrung von Gedächtnisspuren zu suchen ist [36])".

Das von mir gesammelte Material bereichert die Erinnerungsinhalte um einen neuen: den eines intensiven Lusterlebnisses. Ich möchte daher — wenngleich es vermessen ist, seelisches Geschehen rubrizieren zu wollen — die Inhalte der Kindheitserinnerungen in zwei Kategorien einordnen: 1. die durch ihre Einmaligkeit, Seltenheit oder sonstige Auffälligkeit oder durch ihre Verknüpfung mit irgendwelchen Besonderheiten aus dem Alltagsleben hervorstechenden Geschehnisse, 2. die ausgesprochen polaren Gefühlserlebnisse von Glück und Freude oder Schmerz und Leid, die entweder wie die erstgenannten um ihres Kontrastes zum gewohnten Erleben willen behalten werden oder gerade dadurch — und das unterscheidet sie von der ersten Gruppe —, daß sie durch häufige Wiederholung (steter Tropfen höhlt den Stein!) eine meist in der Gegenwart noch deutlich erkennbare charakteristische Linie in das Leben eingegraben haben, zumindest aber den Gefühlsunterton für eine ganze Zeitspanne bedeuten, den auch die Erinnerung wieder anschlägt, oder der Welt des Erlebens einen bis zum heutigen Tag gültigen Stempel aufprägten.

Für die erste Kategorie führt Reichardt in der „Früherinnerung" (3. Teil, 3. Abschnitt) genug Beispiele an, für die zweite Kategorie seien folgende genannt:

Anton Reiser: „Antons Mutter saß und weinte, und sein Vater gab

[32]) L. V. 104, S. 290. [33]) L. V. 104, S. 290. [34]) L. V. 13. [35]) L. V. 58.
[36]) L. V. 58, S. 263.

ihm zwei Pfennige. Dies waren die ersten Äußerungen des Mitleids gegen ihn, deren er sich von seinen Eltern erinnert, und die wegen der Seltenheit einen desto stärkeren Eindruck auf ihn machten [37]."

An einer anderen Stelle heißt es: „Eine von Antons seligsten Erinnerungen aus den frühesten Jahren seiner Kindheit ist, als seine Mutter ihn in ihren Mantel eingehüllt, durch Sturm und Regen trug [38])".

Die Erlebnisse aber, die den Hauptbestand der Kindheit Anton Reisers ausmachen, sind andrer Art: „Dies ‚ich meine ihn ja nicht!' mit der trocknen Miene tat eine solche Wirkung auf Reiser, daß er glaubte in die Erde sinken zu müssen; dies ‚ich meine ihn ja nicht!' verfolgte ihn nachher, wo er ging und stand und machte seine Stimme gebrochen und zitternd, wenn er mit Vornehmeren reden sollte, sein Stolz konnte dies nie wieder ganz verwinden [39])."

Rousseau dagegen erinnert sich an „Vorfälle", die ihn „heute noch vor Freude erzittern lassen [40])."

Ähnliche Äußerungen findet man eigentlich in jeder Selbstbiographie. Hebbel stellt ganz allgemein fest: „Dies war die Atmosphäre, in der ich als Kind atmete. Sie konnte nicht enger sein, dennoch erstrecken sich ihre Eindrücke bis auf den heutigen Tag [41])", und knüpft daran eine Schilderung der einzelnen Personen und Dinge, die Bestandteile dieses Milieus waren und die samt den mit ihnen verknüpften Gefühlsqualitäten lebendig blieben bis in die spätesten Lebensjahre hinein.

Heine erzählt: „In den dumpfen Bogengängen des Franziskanerklosters, unfern der Schulstube, hing damals ein großer, gekreuzigter Christus von grauem Holze, ein wüstes Bild, das noch jetzt zuweilen des Nachts durch meine Träume schreitet und mich traurig ansieht mit starren blutigen Augen [42])."

Mannigfacher Art sind Hinweise darauf, daß gewisse Erlebniskomplexe oder Einzelerlebnisse durch einmaliges prägnantes Geschehen oder gewohnheitsmäßigen Ablauf ihre dauernde Färbung erhielten. Besonders anschaulich, wenn auch wohl nicht ganz ohne Hintergedanken, berichtet Heine: „Ich erinnere mich noch so gut, als wäre es erst gestern geschehen, daß ich durch la réligion viel Unannehmlichkeiten erfahren. Wohl sechsmal erging an mich die Frage: Henri, wie heißt der Glaube auf französisch? Und sechsmal und immer weinerlicher antwortete ich: er heißt le crédit. Und beim siebenten Male, kirschbraun im Gesichte, rief der wütende Examinator: er heißt: la réligion — und es regnete Prügel, und alle Kameraden lachten. Madame! Seit der Zeit kann ich das Wort réligion nicht erwähnen, ohne das mein Rücken blau vor Schrecken und meine Wange rot vor Scham wird. Und ehrlich gestanden, le crédit hat mir im Leben mehr genützt als la réligion [43])."

An anderer Stelle: „Wie der Name des Mannes, der mir die ersten Prügel erteilte, blieb mir auch der Anlaß im Gedächtnis, nämlich meine unglückliche genealogische Mitteilung, und die Nachwirkung jener frühen Jugendeindrücke ist so groß, daß jedesmal, wenn von kleinen Juden mit

[37]) L. B. 100, S. 26. [38]) L. B. 100, S. 44. [39]) L. B. 100, S. 170. [40]) L. B. 112, S. 23. [41]) L. B. 82, S. 190. [42]) L. B. 83, S. 73. [43]) L. B. 83, S. 17.

großen Bärten die Rede war, mir eine unheimliche Erinnerung gruselnd über den Rücken lief [44]."

Anderer Art, aber auch hierher gehörig, ist Thomas Manns Plauderei „Süßer Schlaf".

Eine gewisse Tendenz der Erinnerungsinhalte ist bei den angeführten Beispielen (und nicht nur bei diesen) unverkennbar, ebenso zeigt es sich, daß die Tatsache, daß etwas erinnert wird, zugleich ihre eigene Begründung in sich schließt. Freud stellt fest:

„Die Kindheitserinnerungen der Menschen haben oft keine andere Herkunft (als eine später gebildete Phantasie); sie werden überhaupt nicht, wie die bewußten Erinnerungen, aus der Zeit der Reife vom Erlebnis an fixiert und wiederholt, sondern erst in späterer Zeit, wenn die Kindheit schon vorüber ist, hervorgeholt, dabei verändert, verfälscht, in den Dienst späterer Tendenzen gestellt, so daß sie sich ganz allgemein von Phantasien nicht streng scheiden lassen [45]."

Ähnlich Reichardt: Es „schälen sich, wenn wir die grundierenden Gefühlszustände ins Auge fassen, Erlebnisse der kindlichen Seele aus den Erinnerungen heraus, welchen man geradezu vitale Bedeutung für das Kind beimessen muß [46]."

Adler geht noch einen Schritt weiter: „In den ersten Kindheitserinnerungen steckt, wie in den Berufswahlphantasien, immer die gestaltende Weltanschauung des Menschen, gleichgültig ob es sich um echte, phantasierte oder rekonstruierte (Bierstein) Erinnerungen handelt [47]."

Daraus ergibt sich — entsprechend den zwischen den beiden Polen Optimismus und Pessimismus möglichen Gefühlsbetonungen von Weltanschauungen — eine vorwiegend die trübe Erinnerung kultivierende Tendenz und die im Märchen von der „guten alten Zeit" kulminierende „meliorative" Tendenz der Erinnerung. Selbstverständlich gibt es zwischen diesen beiden Polen dieselben Variationsmöglichkeiten wie zwischen Optimismus und Pessimismus. Und selbstverständlich auch dieselben Schwankungen im Leben eines und desselben Menschen.

Peters „weist darauf hin, daß lustbetonte Erinnerungen in größerer Bereitschaft liegen als andere, daher beim Assoziationsversuch häufiger in Erscheinung treten [48]." Reichardt „konnte feststellen, daß es in der Mehrzahl der Fälle die den Eigenwert steigernden Gefühle sind, welche aus den Geschehnissen erhalten bleiben, selbst wenn letztere an sich das Lebensgefühl vermindert hatten [49]." Ich dagegen fand in den daraufhin durchgesehenen Autobiographien und belletristischen Schriften mehr Beispiele für die entgegengesetzte Tendenz, die auch von Adler und seinen Schülern als besonders augenfällig geschildert wird. Bahnsen führt diese Erscheinung darauf zurück, daß der Mensch dem Unangenehmen am meisten nachdenkt. Schier unerschöpfliches Material dafür liefert „Anton Reiser" — überhaupt ein Eldorado für die Individualpsychologie, meines Wissens aber sonderbarerweise noch nicht in ihren Dienst gestellt. Loewenstein behauptet, daß „viele Nervöse Erinnerungsbilder sich zu dem Zwecke bewahren, um Affekte und deren Folgen, vorsichtige Haltungen, aber auch Ekelüblichkeit, Angst, Furcht vor dem geschlechtlichen Partner Ohnmacht und andere neurotische Symptome hervorzu-

---

[44]) L. V. 83, S. 37. [45]) L. V. 13. [46]) L. V. 58, S. 284. [47]) L. V. 2, S. 85. [48]) L. V. 58, S. 275. [49]) L. V. 58, S. 275.

rufen. Dann werden solche Erinnerungsbilder besonders stark unterstrichen [50]."

Freuds zuletzt zitierte Bemerkung zu diesem Thema weist zugleich auf ein weiteres wichtiges Phänomen hin: das der Erinnerungstäuschung oder -fälschung. Die Tatsache der Erinnerungstäuschung oder -fälschung wurde schon früher erwähnt. Auch Reichardt gedenkt ihrer, bringt sie aber in Zusammenhang mit dem „πάντα ῥεῖ": Die Persönlichkeit eines Menschen ist in keinem Augenblicke dieselbe. Äußere und innere Wirkungen beeinflussen sie, bauen während des ganzen Lebens an ihr fort. In diesem Getriebe kann eine Erinnerung nicht starr die gleiche bleiben [51]."

Das deutet aber nur darauf hin, daß eine und dieselbe Erinnerung sich während des Lebens wandeln kann, ohne daß wir dessen bewußt werden. Dergleichen läßt sich feststellen und korrigieren mittels Erinnerungen oder Aufzeichnungen der am gleichen Erlebnis oder Geschehnis Beteiligten. Bedeutungsvoller für die Feststellung, ob echte Erinnerung oder Erinnerungstäuschung vorliegt (bei der Frage nach der Verwendbarkeit macht Freud ja darin keinen Unterschied), scheint mir die auch von Reichardt erwähnte, aber in seinem Buch nicht genügend verwertete Frage, ob nicht die eine oder andre unserer Früherinnerungen darauf zurückzuführen ist, daß uns oder in unserer Gegenwart andren in späteren Kindheitsjahren unsere eigenen „Heldentaten" oder sonstigen Begebenheiten, an denen wir aktiv oder passiv beteiligt waren, erzählt wurden, ohne daß wir selbst noch darum wußten, und so — freilich noch in den Kinderjahren — eine Erinnerung konstruiert wurde, die wir in Wirklichkeit gar nie hatten. Mir selbst sind vor allem zwei solcher Fälle erinnerlich, wo ich zwar das untrügliche Gefühl zu haben glaube, daß es sich um eine echte Erinnerung handelt, aber doch etwas skeptisch geworden bin, da ich weiß, daß ich mir gerade diese beiden Streiche um des Effektes willen, den sie, selbstverständlich ohne mein Wissen, damals machten, häufig wiedererzählen ließ.

Goethe erwähnt ebenfalls die Möglichkeit solcher Verwechslung, und diese Erwägung, nicht die Absicht, von einwandfrei festzustellenden Daten ausgehend ins Blaue hinein zu fabulieren, mag ihn veranlaßt haben, seine Lebensgeschichte „Dichtung und Wahrheit" zu betiteln.

Ich bin überzeugt, daß diese Verwechslung manchen von Reichardt in gutem Glauben mitgeteilten Beispielen von ersten Erinnerungen zugrunde liegt, ganz bestimmt natürlich der von R. Chr. Jenny, der sich an seine am zweiten Lebenstag stattgehabte Taufe zu erinnern behauptet, und zwar „ganz klar und deutlich", was natürlich auch von Reichardt bezweifelt wird. Erinnerungstäuschung dieser Art ist im Prinzip bei allen Früherinnerungen (auch hie und da bei späteren) möglich; sie fällt von vornherein nur dann fort, wenn „die Erinnerung Geschehnisse betrifft, welche sich ganz im Innern der keimenden Psyche abspielten, so daß sie von anderen nicht gewußt, vom Erlebenden selbst aber damals kaum bemerkt, geschweige denn mitgeteilt werden konnten [52]."

Diese Erinnerungen hält Reichardt für die wichtigsten; es sind vor allem solche an die Affekte, von denen die Aufnahme äußerer Geschehnisse begleitet wurde. Reichardt bezeichnet es geradezu als „falsche Vor-

---

[50]) L. V. 36, S. 267. [51]) L. V. 58, S. 267. [52]) L. V. 58, S. 272.

aussetzung . . ., daß Körperschmerz einprägsam wirke"; „in Wirklichkeit entsteht aber eine Nachwirkung nur aus begleitenden Gemütsbewegungen [53])."

Die Richtigkeit dieser Behauptung läßt sich leicht nachweisen, wenn man die bislang zitierten Erinnerungen daraufhin prüft; darüber hinaus geben z. B. Kügelgen [54]), Ratzel [55]), Heine [56]), Finkh [57]), Hesse [58]), Tolstoj [59]), K. Ph. Moritz [60]) weitere Belege. Reichardt kommt auf Grund seiner Untersuchungen zu dem Ergebnis, „daß die lebenslängliche Bewahrung von frühkindlichen Gedächtnisspuren im Zusammenhang steht mit einer Heraushebung zur Zeit des Erlebens über das allgemeine Bewußtseinsniveau und mit einer besonders dauerhaften Verbindung der Einzelinhalte zu einem Gesamterlebnis [61])."

Diese Heraushebung bewirkt zugleich starke Affekte, und so folgert Reichardt: „Die Gefühlsausnahmezustände . . . sind es nämlich, welche überhaupt erst die dauerhafte Einprägung eines Erlebnisses verursachen [62])."

Derartige „Gefühlsausnahmezustände", die im Erlebnis selber wurzeln, lernten wir bereits kennen; ergänzend ist noch hinzuzufügen, daß es bei der starken Sensibilität des Kindes, die an anderer Stelle nochmals zur Sprache kommen wird, nicht des Geschehnisses selbst bedarf, um diese einprägsame Durchbrechung des Alltags zu erzeugen, sondern daß häufig genug die das Ereignis erwartende oder begleitende Erregung des Kindes den Boden für starke Affekte auflockert oder gar selbst solche „Gemütsausnahmezustände" hervorruft, indem sie das Kind in ihren Strudel hineinzieht. Das Geschehnis selbst bleibt häufig unverstanden, bis bei zunehmender Erfahrung und wachsender Erkenntnis nachträglich erfaßt wird, was zunächst nur mit Hilfe der gleichzeitigen Affekte in einem erinnerbaren Komplex aufgenommen wurde. Zwischen dem wirklich bedeutsamen Geschehen und zufälligen Nebensächlichkeiten wird in der Überlieferung kein Unterschied gemacht — eine Erfahrung, die diese Behauptung von andrer Seite her stützt. Freud mißt der Reproduktionsfähigkeit solch zufälliger Nebensächlichkeiten eine eigene Bedeutung zu: sie eignen sich zur Darstellung späterer bedeutsamer Phantasien. Der Wert einer solchen Erinnerung besteht also darin, „daß sie im Gedächtnisse Eindrücke und Gedanken späterer Zeit vertritt, deren Inhalt mit dem eigenen durch symbolische und ähnliche Beziehungen verknüpft ist [63])". Freud bezeichnet sie darum als „Deckerinnerungen".

Erinnerung ist nicht gleichbedeutend mit dem jeweils gegenwärtigen Gedächtnisinhalt; im Gegenteil: unser Erinnerungsschatz ist unendlich viel größer als der in einer bestimmten Zeitspanne aktualisierbare Gedächtnisinhalt. Wohl gibt es Erinnerungen, die lange Zeit hindurch Tag für Tag — vielleicht sogar Stunde für Stunde oder noch häufiger — ins Bewußtsein eindringen, so daß wir sie als wesentlichen Bestandteil auch unseres gegenwärtigen Lebens empfinden und mit ihnen rechnen, wie mit einem jederzeit verfügbaren, vielleicht sogar sich fortlaufend verzinsenden Kapital. Aber es wird kaum jemand auf den Ge-

---

[53]) L. V. 58, S. 226. [54]) L. V. 95, S. 89. [55]) L. V. 104, S. 292. [56]) L. V. 83, S. 69/70. [57]) L. V. 73, S. 7/8. [58]) L. V. 85, S. 40. [59]) L. V. 125, S. 75. [60]) L. V. 100, S. 44/5. [61]) L. V. 58, S. 281. [62]) L. V. 58, S. 282. [63]) L. V. 14, S. 225.

danken kommen, seine Erinnerungen darauf zu beschränken, der einmal erlebt hat, wie scheinbar Niegewesenes oder längst vergessen oder verloren Geglaubtes plötzlich mit greifbarer Deutlichkeit vor dem inneren Auge erscheint und an Wirklichkeit und Wesenhaftigkeit von einst mahnt, oder dem ein ehedem bewußter Zusammenhang, dem er in dem dumpfen Gefühl, eigentlich mehr zu wissen, als sich im Augenblick dem Bewußtsein zurückgewinnen läßt, nachgrübelte, plötzlich — meist erst, nachdem des gewaltsamen Nachsinnens Fruchtlosigkeit erkannt wurde — wieder einfällt.

Zwischen dem jederzeit Erinnerten oder Erinnerbaren und den in größeren oder kleineren Intervallen oder erst nach Jahrzehnten zum erstenmal wieder auftauchenden Erinnerungen liegt eine Fülle von Kombinationsmöglichkeiten beider Phänomene. Die Frage nach zufälliger Bedingtheit oder Gesetzmäßigkeit ist noch nicht eindeutig beantwortet; auch die angeblich nachgewiesenen Gesetzlichkeiten widersprechen einander oder schließen die eine die andre aus. Hält man es mit dem Zufall, so wird man an die Theorie der assoziativen und freisteigenden Erinnerungen gewiesen, dic letzten Endes als eine Kombination von Zufall und Gesetzgebundenheit anzusprechen ist: die Assoziationsreize sind vom Zufall abhängig oder werden willkürlich herbeigeführt; die Assoziation selbst verläuft im Rahmen gewisser Gesetze. Für die freisteigende Erinnerung könnte man gesetzmäßige Abhängigkeit von noch unerforschten intrapsychischen Vorgängen annehmen. Nach den im Anschluß an intensive Beschäftigung mit psychoanalytischen Problemen an mir selbst gemachten Beobachtungen möchte ich für meinen Teil das Freisteigen von Erinnerungen ablehnen. Wären „Freisteigende Erinnerungen“ nicht eigentlich eine Wirkung ohne Ursache? Wo ich solche festzustellen glaubte, gelang mir in den meisten Fällen das Aufspüren irgendwelcher im ersten Augenblick unbeobachteter Auslösungsreize (in diesem Fall gleichbedeutend mit Assoziationserregern); in den wenigen ungeklärten Fällen blieb mir das dunkle Gefühl irgendwelcher tatsächlicher, nur aus unbestimmten Gründen im Augenblick nicht bewußtzumachender Zusammenhänge.

Es steht außer Zweifel, daß das Unbewußte beim Phänomen Erinnerung, also auch bei der Frage nach Kindheitseindrücken und ihrer Bedeutung für Charakter und Gesamtpersönlichkeit, eine tragende Rolle spielt. — Die größte Bedeutung mißt von allen Forschern der Gegenwart wohl Freud dem Unbewußten an sich wie auch den größtenteils dem Gedächtnis verlorengegangenen Kindheitserinnerungen bei. Schließen wir uns ihm zunächst an — ohne im Folgenden eine umfassende Auseinandersetzung mit dem Lehrgebäude der Psychoanalyse vorzunehmen. —

„Unsere Erinnerungen, die am tiefsten uns eingeprägten nicht ausgenommen,“ sind „an sich unbewußt. Sie können bewußt gemacht werden; es ist aber kein Zweifel, daß sie im unbewußten Zustand alle ihre Wirkungen entfalten. Was wir unseren Charakter nennen, beruht ja auf den Erinnerungsspuren unserer Eindrücke, und zwar sind gerade die Eindrücke, die am stärksten auf uns gewirkt hatten, die unserer ersten Jugend, solche, die fast nie bewußt werden [64]).“

[64]) L. B. 11, S. 333.

In diesem Satz ist in nuce alles enthalten, worauf es für vorliegendes Problem ankommt. Der Schluß, zu dem Freud kommt, ist unmittelbar dadurch gegeben:

„Die Rückkehr von der Überschätzung der Bewußtseinseigenschaft wird zur unerläßlichen Vorbedingung für jede richtige Einsicht in den Hergang des Psychischen. Das Unbewußte muß nach dem Ausdrucke von Lipps als allgemeine Basis des psychischen Lebens angenommen werden. Das Unbewußte ist der größere Kreis, der den kleineren des Bewußten in sich einschließt; alles Bewußte hat eine unbewußte Vorstufe, während das Unbewußte stehen bleiben und doch den vollen Wert einer psychischen Leistung beanspruchen kann. Das Unbewußte ist das eigentlich reale Psychische, uns nach seiner inneren Natur so unbekannt wie das Reale der Außenwelt, und uns durch die Daten des Bewußtseins ebenso unvollständig gegeben wie die Außenwelt durch die Angaben unserer Sinnesorgane [65]."

Ein wesentlicher Bestandteil der Freudschen Lehren ist im Anschluß an die Erkenntnis der Bedeutung des Unbewußten die Heranziehung der Träume. Anknüpfend an die dem bekannten Sprichwort „Den Seinen gibts der Herr im Schlaf" zugrunde liegende Erfahrung kommt Freud zu dem Ergebnis: „Die intellektuelle Leistung (im Traum) selbst fällt denselben Seelenkräften zu, die tagsüber solche vollbringen. Wir neigen wahrscheinlich in viel zu hohem Maße zu Überschätzung des bewußten Charakters auch der intellektuellen und künstlerischen Produktion. Aus den Mitteilungen einiger höchstproduktiven Menschen wie Goethe und Helmholtz erfahren wir doch eher, daß das Wesentliche und Neue ihrer Schöpfungen ihnen einfallsartig gegeben wurde und fast fertig zu ihrer Wahrnehmung kam. Die Mithilfe der bewußten Tätigkeit in anderen Fällen hat nichts Befremdendes, wo eine Anstrengung aller Geisteskräfte vorlag. Aber es ist das viel mißbrauchte Vorrecht der bewußten Tätigkeit, daß sie uns alle anderen verdecken darf, wo immer sie mittut [66]."

Die Traumdeutung bezeichnet Freud als via regia zur Erkenntnis des Unbewußten im Seelenleben. — Ein wichtiger Fortschritt gegenüber der bisherigen Psychologie ist die Feststellung, daß es zweierlei Unbewußtes gibt: das Vorbewußte, das jederzeit zum Bewußtsein gelangen kann, und das eigentlich Unbewußte, das auf normalem Wege für das Bewußtsein nicht zugänglich und nach Freud durch Verdrängung entstanden ist. Hierin liegt zugleich die Begründung für seine Bewußtseinsunfähigkeit: zwischen das Unbewußte und Vorbewußte schiebt sich eine Zensur ein, die wir als „den Wächter unserer geistigen Gesundheit zu erkennen und zu ehren [67]" haben. Im Schlafzustand verliert diese Zensur ihre Unerbittlichkeit, und so vermag einzig im Traum Unbewußtes bewußt zu werden, wenn auch meist nur in einer der Erklärung und Deutung noch bedürftigen Form. Da Träume nach Freuds Ansicht eine Wunscherfüllung darstellen, werden also im Traum Wünsche offenbar, und zwar, wie Freud meint, verdrängte Wünsche vorwiegend infantiler Herkunft und sexueller Natur. So bezeichnet er das Träumen gerade als „ein Stück des überwundenen Kinderseelenlebens [68]."

---

[65]) L. B. 11, S. 380. [66]) L. B. 11, S. 381. [67]) L. B. 11, S. 350. [68]) L. B. 11, S. 349.

So vermittelt also die Psychoanalyse nicht nur den Zusammenhang zwischen frühkindlichen Seelenvorgängen und dem Seelenleben des Erwachsenen, sondern deckt zugleich die Wege zu diesen Zusammenhängen auf.

„Für die Erziehung von großer Bedeutung und einer sorgfältigen Beachtung wert ist die Erschließung des Unbewußten, die die Psychoanalyse vornimmt, und die Hervorhebung des Lebenseinflusses, den sie dem Unbewußten zuschreibt. Wir haben vielfach das Bewußtsein und das Bewußte so hoch geschätzt und demzufolge auch das Gedächtnis so hoch gewertet, daß wir fast vergessen haben, daß das, was vergessen ist, keineswegs dadurch beseitigt ist, und daß das Unbewußte doch noch folgenschwer das Leben beeinflußen kann [69].“

Von hoher Wichtigkeit ist, daß die Kindheitserinnerungen, „obwohl sie vergessen und ins Unbewußte übergegangen sind, doch auch später und andauernd bedeutsam das Leben bestimmen und oft geradezu das Schicksal des Lebens sind. . . In dem Unbewußten mag die Sonne wohnen, die uns mit ihrem Schein das Leben verschönt, mag der Nebelschwaden seine Heimat haben, der uns mit seiner Melancholie das Dasein verdüstert, mögen die Nordlichter hausen, die gespenstisch durch unsere Nächte huschen, mag der Ursprung der Gewitterwolken sein, aus denen vielleicht erst spät der zündende Blitz flammt, der unser Leben vernichtet [70].“

Eindeutig ergibt sich die Schlußfolgerung, daß einmal Erlebtes nicht durch Vergessen unwirksam wird, sondern daß man in bezug auf diese Bedeutung dem Unbewußten um seiner in ihm selbst begründeten Unzerstörbarkeit und Unkorrigierbarkeit willen eher den Vorrang vor dem Bewußten oder wenigstens ohne weiteres Bewußtzumachenden einräumt.

Daß man zu dieser fundamentalen Erkenntnis auch auf anderen Wegen als Freud gelangen kann, zeigt Claparède: „Nicht nur das, was wir wissen, hat Einfluß auf unser Verhalten und unseren geistigen Zustand, sondern auch das, was wir gewußt haben. Professor James bemerkt das sehr treffend in einer seiner Plaudereien: ‚Es gibt nur einen geringen Teil unserer Lebenserfahrung, welchen wir Punkt für Punkt vortragen können: und dennoch beeinflußt sie in ihrer Gesamtheit unseren Charakter, denn sie schafft unser Streben, zu urteilen und zu handeln, welches sie genauer angibt [71].‘“

Auf das pädagogisch Bedeutsame weist Suderow hin: Welch ungeheure Verantwortung tragen daher gerade die, welche auf Kinder in ihren frühesten Lebensjahren einwirken! Sie können sich nicht mit dem Vergessen trösten [72].“

---

[69]) L. V. 55, S. 25. [70]) L. V. 55, S. 25/6. [71]) L. V. 7, S. 8. [72]) L. V. 55, S. 25.

2. Kapitel.

Wesen und Bedeutung der Kindheit.

1. Abschnitt: Grundsätzliches.

Ein Moment tritt uns sowohl in der kinderpsychologischen Literatur wie auch in der praktischen Erfahrung mit Kindern immer wieder entgegen: das völlige Anderssein des Kindes gegenüber dem Erwachsenen. Will man kindlichem Erleben, kindlicher Erlebensfähigkeit nachgehen, will man die Wurzeln unseres eigenen Wesens, soweit es durch Kindheitseindrücke mitbestimmt ist, aufdecken, so muß man unablässig dieser Tatsache eingedenk sein. Deshalb müssen auch im Zusammenhang mit vorliegenden Untersuchungen die Wesenseigentümlichkeiten der Kindheit herausgearbeitet werden, aus denen sich zugleich auch wichtige Hinweise auf die Bedeutung der Kindheit im allgemeinen und einzelner Kindheitseindrücke im besonderen ergibt.

Das Kind ist kein Erwachsener en miniature, weder physisch noch psychisch. Ein Blick auf die vom Erwachsenen grundverschiedenen Proportionen des Kinderkörpers lehrt das, und daraus lassen sich gemäß den an anderer Stelle besprochenen Zusammenhängen zwischen Leib und Seele die entsprechenden Schlüsse ableiten. Überdies sieht das Kind die Welt aus einer anderen Perspektive als der Erwachsene, nicht nur im wörtlichen, sondern auch im übertragenen Sinne. „Die Bedingungen, unter denen das Kind steht, müssen eine von der des Erwachsenen völlig verschiedene Denklage schaffen. Es ist nicht nur eine geistreiche Spitzfindigkeit, wenn Spencer darauf hinweist, daß das Kind die Welt von unten betrachtet [73])." So erklärt es sich, daß das Kind, wie Stanley-Hall feststellt, seine eigene Art und Weise zu denken, zu fühlen und zu wollen hat. Es ist daher nur natürlich, daß z. B. Claparède davor warnt, „ohne die nötige Vorsicht aus der Psychologie des Erwachsenen Schlüsse auf die des Kindes zu ziehen [74]) . . . Die Prozesse des Kindes auf unsere Maßstäbe des Erwachsenen zu beziehen, ihnen die Kriterien der Psychologie des Erwachsenen beizulegen, ist tatsächlich für die Wissenschaft unfruchtbar, für die praktische Pädagogik gefährlich; denn indem man sie in Rahmen zu bringen sich bemühen wollte, die nicht für sie angefertigt sind, riskiert man ein doppeltes Mißgeschick: entweder würde man, wenn man bei einem Kinde auf einen solchen Vorgang nicht stößt, der genau einer der Kategorien beim Erwachsenen entspricht, erklären, daß das Kind Prozesse dieser Art nicht aufzuweisen habe, oder man wird im Gegenteil mit aller Gewalt Vorgänge gleichsetzen wollen, die in Wirklichkeit verschieden sind, und die kindlichen Prozesse mit denen der Erwachsenen für identisch halten [75]). . . . Man muß damit beginnen, zu untersuchen, was ein Prozeß bedeutet, welche Rolle er in Hinblick auf das Geistesleben des Kindes

---

[73]) L. V. 58, S. 285. [74]) L. V. 7, S. 91. [75]) L. V. 7, S. 94/5.

spielt [76])," — kurz: „Man muß nicht untersuchen, ob das Kind gewisse Fähigkeiten des Erwachsenen besitzt oder nicht besitzt, sondern das Kind muß in Beziehung auf sich selbst interpretiert werden", wie das J. King ausgezeichnet gesagt hat, und nach ihm ein anderer Schüler Deweys, J. E. Miller [77])."

Zweierlei ist in erster Linie zu berücksichtigen, wenn man das spezifisch kindliche Erleben erfassen will:

1. „daß das Kind über einen geringen Erfahrungsschutz verfügt und vielfach nicht zu andern Resultaten kommen kann, als wir beobachten [77a])",

2. „daß das Kindesleben sich ja doch noch in ganz anderer Weise als das des Erwachsenen aus Einzelepisoden zusammensetzt [78])."

Es mag als seltsamste Laune der Natur anmuten, daß wir, die wir doch selbst einmal Kinder waren, den Maßstab für all jenes Erleben so völlig verloren haben — ein Faktum, mit dem wir uns abfinden müssen und aus dem die Notwendigkeit resultiert, uns das ehedem Selbstverständliche auf bewußten Pfaden wieder zurückzuerobern. Führer in diesem uns unbekannt gewordenen Reich können nur die sein, deren eigene Welt es ist: die Kinder selbst. Als Pfadfinder auf diesen Wegen sind vor allem Stern und Bühler zu nennen; aus neuerer Zeit liegt ein Buch von Elsa Köhler vor, irreführenderweise „Die Persönlichkeit des dreijährigen Kindes" genannt — richtiger „eines dreijährigen Kindes"; — denn es wird kein Durchschnitt durch Beobachtungen an einer Reihe von dreijährigen Kindern gegeben, sondern lediglich die Monographie eines ganz bestimmten Individuums.

Trotz alles Einfühlungswillens und aller Einfühlungsfähigkeit muß die Verfasserin aber häufig die Unmöglichkeit zugeben, dem Kind auf seinen verschlungenen Gedankenpfaden zu folgen — mehrfach begegnet man dem Zusatz „unverständlich" zu Äußerungen des beobachteten Kindes. Elsa Köhler äußert:

„Die Entwicklung des Gefühlslebens zu untersuchen, ist eine schwere Aufgabe. Während die Einfühlung in kindliche Wahrnehmungs-, Vorstellungs-, ja sogar Denkerlebnisse nicht ganz außerhalb des Möglichen zu liegen scheint, versagt, wo es gilt, Gefühls- und zum Teil auch Willenserlebnisse von innen her zu erschauen, fast jegliche Methode [79])." Diesen Mangel erklärt sie „aus der ungeheuren Schwierigkeit der Einfühlung gerade in diese Erlebnisse [80])." Weiterhin weist Elsa Köhler darauf hin, „wie wenig aber noch das Verhalten des Kindes mit unserem Maßstab gemessen werden darf, wie ungenügend überhaupt für die Schwebezustände jener frühkindlichen Zeit unsere Terminologie ist [81])", und erzählt gelegentlich „ein Erlebnis, das Aufschluß gibt, wie manche für den Erwachsenen ganz geringfügige Umstände das Kind frappieren und von ihm mit seltener Treue festgehalten werden [82])."

Die konsequent durchgeführte Beobachtung eines und desselben Kindes bestätigt, was überall, wo Kinder beobachtet, kindliches Seelenleben erforscht werden soll, als unausweichliches Manko eingestanden werden muß. Denn: „Der Erwachsene lebt in fast lauter Psychismen, die denen

[76]) L. V. 7, S. 96. [77]) L. V. 7, S. 95. [77a]) L. V. 58, S. 329. [78]) L. V. 59, S. IX. [79]) L. V. 30, S. 151/2. [80]) L. V. 30, S. 115. [81]) L. V. 30, S. 160. [82]) L. V. 30, S. 184.

der ersten Kindheit nicht verwandt sind; und wenn auch ein solcher Gedanke aufträte, so wäre die Konstellation eine total andere, er könnte also nur infolge eines unwahrscheinlichen Zufalles alte Assoziationsverbindungen benützen [83]."

Meumann erklärt den Schluß auf die im Innern des Kindes stattfindenden Bewußtseinsvorgänge vom Bewußtsein des Erwachsenen aus wegen der Verschiedenheit des kindlichen Geistes von dem des Erwachsenen für durchaus unsicher; Stanley-Hall behauptet sogar: „Die Kinder stehen daher in ihrem unvollkommenen Entwicklungsstadium den Tieren in manchen Beziehungen näher als den Erwachsenen [84])", wodurch der Schwierigkeit des Sich-Hineinfindens in das kindliche Seelenleben von seiten des Erwachsenen aus einer neuen Quelle Licht zufließt.

Ist das eigentliche Wesen der Kindheit auch hie und da in undurchdringliches Dunkel gehüllt, so läßt sich doch über ihre Bedeutung für das spätere Leben das wesentlichste herauslesen. Die Anschauung von beidem — vom Wesen und von der Bedeutung der Kindheit — hat eine Geschichte, die Hartlaub als „Anbetung des Kindes" in interessanten Umrissen zeichnet.

Die Ideale „Gotteskindschaft" und „Naturkind", christliche und heidnische Tendenzen, entwickeln sich nebeneinander — immer aber galt Kindheit als das verlorene und wiederzugewinnende Paradies, bis tief hinein in die Zeit der Romantik, wo das Kind und alles, was sein ist, eine wahre Apotheose erlebt. Dann setzt die Reaktion ein: „Ein Geschlecht, das nicht einmal mehr wußte, was es verloren hatte, sonnte sich im Vollgefühl seines Fortgeschrittenseins gegenüber den „überwundenen", nur noch geschichtlich bemerkenswerten Entwicklungsaltern. Die glückliche Kindheit selber, noch eben geheimnisvolles Wunder, ja, ein Ziel, ward rasch zum halb ironisch, halb albern sentimental belächelten Ammen- und Bauernparadies, aus dem die Hand des überlegenen Erwachsenen nur allzufrüh seine „Kleinen" riß, um sie mit guten und bösen Mitteln auf das „Leben" vorzubereiten, fürs Leben praktisch zu „ertüchtigen [85])." — Dem kritiklosen Kult des Kindes folgte eine — glücklicherweise nur verhältnismäßig kurze — Spanne, in der eine Ellen Key „Hilfeschreie für das leibliche und seelische Heil der vom Wirtschaftsleben fast erdrosselten Unmündigen über das Abendland [86])" hinaussenden mußte. — Gleichfalls einer — wenn auch wesentlich nüchterneren — Erkenntnis der Versündigung an Kind und Kindheit entspringend setzte exakt messend, vergleichend und zergliedernd die wissenschaftliche Kinderforschung ein. Gleichzeitig begann „eine halb naturalistisch-wissenschaftliche Romandichtung . . . die Kindheit wieder als seelenkundig merkwürdigen Zustand zu sehen und vor allem ihre Nachtseiten empfindsam nachzuerleben [87])." Seitdem ist die Kurve der Wertung von Kind und Kindheit ständig im Steigen begriffen und dürfte in den Lehren Freuds einen ihrer Höhepunkte erreicht haben.

Die Bedeutung des Wissens um die Kindheit eines Menschen für das Verständnis desselben im vorgerückten Alter hatte schon Rousseau erfaßt und in Verfolg der Nutzanwendung dieser Erkenntnis seine

---

[83]) L. V. 58, S. 266. [84]) L. V. 53. [85]) L. V. 19, S. 9. [86]) L. V. 19, S. 10.
[87]) L. V. 19, S. 10.

Lebensschicksale geschildert. Denselben Gedanken läßt Ricarda Huch den Ludolf Ursleu aussprechen:

„Ich will auch von meiner Kindheit und frühen Jugend einiges erzählen; denn wenn man das niedliche Küken nicht kennt, tut man dem Huhne unrecht, und der edle Schwan ist einem weniger wert, wenn man nicht weiß, daß er einmal das häßliche junge Entlein gewesen ist. Wer mit einem aufgewachsen ist, sieht im Gesichte immer noch die zarten, guten Züge des Kindes, und wer einmal in einem Museum ein altes Wikingerschiff gesehn hat, der betrachtet unsere Dampfschiffe mit doppelter Neugier und reicheren Gedanken [88].“

In diesem Sinn hat Reichardt recht, wenn er durch Betrachtung des menschlichen Erlebens in seinen Anfängen „nicht nur das Wissen vom Kinde, . . . sondern das Fundament der Persönlichkeit des Erwachsenen [89]“ zu bereichern hofft.

Räumt man der Kindheit solche umfassende Bedeutung für das ganze spätere Leben ein, so liegt es nahe, sie unter dem teleologischen Gesichtswinkel zu betrachten. — Claparède stellt klipp und klar die Frage nach der Zweckmäßigkeit der Kindheit: „Ist das Kind ein Kind, weil es keine Lebenserfahrung hat, oder ist es Kind, damit es diese Erfahrung erwerbe? Ist das Kind klein, weil es nicht groß ist, oder ist es klein, um groß zu werden? [90]“ Er findet im Verlauf seiner Ausführungen selbst die Antwort: „Nicht weil es keine Erfahrung hat, ist das Kind ein Kind, sondern weil es ein natürliches Bedürfnis hat, diese Erfahrung zu erwerben. Nicht, weil es nicht groß ist, ist das Kind ein Junges, sondern weil ein geheimnisvoller Instinkt es treibt, alles zu tun, dessen es bedarf, um groß zu werden [91] . . . Das, was aus einem Lebewesen ein Kind macht, ist nicht die Tatsache, daß es unwissend ist, sondern die, daß es zu lernen wünscht, daß es sich bestrebt, mehr zu werden [92] . . . Das Eigentümliche des Kindes besteht also nicht darin, ein Ungenügender zu sein, sondern darin, ein Kandidat zu sein [93] . . . Je länger die Kindheit ist, desto mehr nimmt die Periode der Bildsamkeit zu, während der das Lebewesen spielt, nachahmt, versucht, d. h. seine Handlungsmöglichkeiten vervielfältigt und durch die Frucht seiner individuellen Erfahrung das geringe Kapital bereichert, welches ihm als Erbe hinterlassen worden ist [94].“ Aus alledem ergibt sich, „daß die Kindheit nicht ein Zufall, nicht eine Kehrseite, sondern die Gestalt selbst ist, welche die Entwicklung des Wesens annimmt [95].“

Ist also die Kindheit mehr als nur eine unvermeidliche, im übrigen aber belanglose Vorstufe des Erwachsenseins, dann gewinnt die Annahme von der Bedeutung dessen, was sich in der Kindheit ereignet, was sich dem Kind von außen her darbietet und was sich dadurch angeregt in seinem Innern abspielt, eine neue Bestätigung: Geschehen und Erleben der Kinderjahre werden einbezogen in einen gesetzmäßig sich vollziehenden Prozeß, hineinverschmolzen in eine sinnvolle Einheit. Erst unter diesem Gesichtspunkt läßt sich Ludwig Tiecks Ausspruch: „Nur wer Kind war wird Mann“ restlos ausschöpfen.

Auf die aufbauende Kraft, die dem Menschen aus einer sonnigen Kindheit das Leben hindurch zuströmen, auf die zerstörende Gewalt, die

---

[88]) L. V. 90, S. 7/8. [89]) L. V. 58, S. 342. [90]) L. V. 7, S. 105. [91]) L. V. 7, S. 149. [92]) L. V. 7, S. 150. [93]) L. V. 7, S. 150. [94]) L. V. 7, S. 150/1. [95]) L. V. 7, S. 153.

eine licht- und wärmeleere Kindheit bis tief hinein in die Jahre der Lebensreife ausüben kann, wurde im Zusammenhang mit Erinnerung und unbewußtem Seelenleben schon ausdrücklich hingewiesen. Hier sollen nur noch einige Einzelphänomene gestreift werden, deren Aufdeckung und Auswertung wir in erster Linie psychoanalytischer und individualpsychologischer Forschung verdanken. Eingedenk des Fundamentalgrundsatzes aller Pädagogik: „Primo non nocere!" soll vor allem von den Schäden die Rede sein, die die Seele im Kindesalter treffen und für das ganze spätere Leben schwer belasten können.

Psychoanalyse und Individualpsychologie wurzeln in der Medizin, greifen aber tief hinein auch in das Seelenleben des eigentlich Gesunden, wenigstens Normalen, hauptsächlich das breite Gebiet der fließenden Grenzen zwischen jener Nervosität, die scheinbar unumgängliche Begleiterscheinung moderner Kultur und Symbol unserer Zeit ist, und ausgesprochener Nerven- oder Geisteskrankheit umfassend. — Folge dieser Nervosität als Zeiterscheinung und ihrer Steigerung, der Neurose, ist herabgeminderte Anpassung an die Forderungen des täglichen Lebens in den mannigfachsten Abstufungen und Äußerungsformen, die innere Unsicherheit und äußere Mißerfolge des Betreffenden zeitigen, die einander unablässig, sich gegenseitig verstärkend, beeinflussen und so die Entfaltung der Persönlichkeit erschweren oder gar hintanhalten. Diese allerletzten Auswirkungen werden im letzten Kapitel zur Sprache kommen.

Aus der Erfahrungstatsache, daß ein Kind gemeinhin nichts weiß von den Sorgen, Kämpfen und Nöten des Erwachsenen, entsprang das Märchen vom glückseligen Paradies der Kindheit, über dem die Sonne nie untergeht und ewig ein wolkenloser Himmel blaut. — Es dauerte lange, bis dieser Trugschluß als solcher erkannt wurde. Auch im Kinderlande wohnen Schmerz und Trauer — gemessen am geringen Erfahrungsschatz und engen Blickfeld des Kindes, mit dem Maßstab des Augenblickswesens, als das wir das Kind erkennen lernen, vermögen Leid und Kummer im Kinderherzen ebenso tief zu wühlen wie in dem des reifen Menschen. „Ich habe zuviel Erwachsene kennengelernt," bekennt Nestroy, „die der Nachsicht bedürfen, als daß ich je mehr gegen die Kinder streng sein könnte, denn den Kindern geschieht ohnedem viel Unrecht! Ist das nicht schon Unrecht genug, daß man sie für glücklich hält? Und sie sind es so wenig wie wir, sie haben in ihren Kinderseelen alle Affekte: eine Sehnsucht, die sie mit Täuschungen, eine Eitelkeit, die sie mit Kränkungen, eine Phantasie, die sie mit Wauwaubildern quält, und dabei haben sie nicht die Stütze der Vernunft, die uns wenigstens zu Gebote steht, wenn wir sie auch nicht gebrauchen. Wir finden ihre Leiden klein, ohne zu bedenken, wie kleinlich wir oft in unseren Leiden sind."

Je unvollkommener und unselbständiger und dementsprechend abhängiger von seiner Umgebung ein Lebewesen ist, desto stärker ist seine Empfänglichkeit für das, was ihm aus dieser Umgebung zufließt, desto bedeutsamer ist die Erfahrung, die es in bezug auf sich selbst mit seiner Umgebung macht. — Ein ganz in sich selbst beschlossenes, auf sich selbst gestelltes Kind ohne Kontakt mit der lebendigen Welt ist eine psychologische und pädagogische Absurdität. Im Gegenteil: das Kind ist — je jünger, umso inniger — so ganz eingebettet in das Leben anderer, daß

es in gewissen Momenten kaum etwas anderes ist, als eine Reaktion auf das Leben dieser anderen und ihr Verhalten ihm gegenüber. Daraus erklärt sich die stete Bereitschaft des Kindes zu Gefühlserlebnissen, die ihm seine Umgebung vermittelt, aus seinem der eignen Schwäche und Unbeholfenheit entspringendem Anlehnungsbedürfnis sein Hunger nach Liebe und Zärtlichkeit. Suderow zitiert aus dem Jahrbuch der Psychoanalyse (Band 6), daß „die seelische Entwicklung des Kindes zum großen Teil von dem Ausmaß und der Form der Zärtlichkeit abhängt, die ihm vom Tag seiner Geburt an geschenkt wird [96])". Zwar räumt er ein, daß ein „Übermaß von Zärtlichkeit für die Zukunft des Kindes bedenklich [97])" sein kann, spricht aber die Mahnung an die Erzieher aus: „Nicht minder müssen sie sich bewußt sein, daß ein Versagen der Zärtlichkeit, eine Abweisung des kindlichen Liebeverlangens, durch die das Kind zu sehr auf sich beschränkt bleibt, — oder nach zweifelhafter Ersatzliebe suchen muß, nicht minder bedenklich ist [98])."

Daß Zärtlichkeit allein nicht genügt, stellt Loewenstein fest: „In der Familie läßt man oft außer acht, daß das Kind trotz aller Zärtlichkeit, mit der man es umgibt, sich unglücklich fühlt. So ist die Zeit der Kindheit oft eine Zeit der großen Not, und an dem nervösen Kind, das es gern allen recht machen möchte, und es doch keinem recht machen kann, weil es von seiner Umgebung mißverstanden wird, bleibt dieses Mißgeschick dann auch bis in die spätesten Zeiten hinein haften [99])." So geschieht es, „daß in jenen frühen Kindertagen, in welchen die ersten Grundsteine zur späteren Charakterbildung des Menschen gelegt werden, auch schon jene Tendenzen Wurzel fassen, die sich später zu dem Gesamtbild der Nervosität verbinden [100])."

Die bisherigen Erörterungen führen mit Notwendigkeit zu zwei Fragen: 1. Wo liegt die unterste Grenze der Aufnahmefähigkeit für die Vorgänge der Außenwelt beim Kinde? und 2. Was und in welcher Weise erlebt das Kind, wie findet es sich mit seinen ersten „Lebenserfahrungen" ab?

Die beiden folgenden Abschnitte sollen die Antwort darauf geben.

2. Abschnitt: Früheste Eindrücke.

Die frühesten Erinnerungen eines Menschen sind nicht identisch mit den Eindrücken, die tatsächlich als erste auf ihn gewirkt haben. An das unleugbar erste Erlebnis, mit dem der Kontakt mit der Außenwelt gewonnen wurde, kann sich kein Mensch mehr erinnern, einerlei, ob es die erste Nahrungsaufnahme, das Bekanntwerden mit dem eigenen Körper oder einem seiner Teile, die erste Wahrnehmung des Gesichts der Mutter, die erste Fixation eines leuchtenden oder glänzenden Gegenstandes, ein Kosewort oder ein Schlummerliedchen, das Unbehagen über unbequeme Lage oder vorübergehendes Alleingelassenwerden, ein lustvolles Erlebnis des Umhegt- und Versorgtwerdens war.

Der Zeitpunkt der ersten dauerhaften Gedächtniseinprägung des Kindes, dem Reichardt eine eingehende Besprechung widmet, ist indi-

---

[96]) L. V. 55, S. 28. [97]) L. V. 55, S. 28. [98]) L. V. 55, S. 28. [99]) L. V. 36, S. 135. [100]) L. V. 36, S. 128.

viduell außerordentlich verschieden. Gewöhnlich sieht man den Übergang vom vierten zum fünften Lebensjahr als unterste Erinnerungsgrenze an; sehr viel weiter zurückreichenden Erinnerungen gegenüber pflegt man skeptisch zu sein. Die bereits erwähnte Erinnerung von K. Chr. Jenny an den zweiten Tag seines Lebens ist ohne weiteres ins Reich der Fabel zu verweisen; wie weit aus sachlichen Gründen Zweifel gegenüber Erinnerungen aus dem zweiten oder dritten Lebensjahre angebracht sind, läßt sich nur von Fall zu Fall entscheiden. Reichardt behauptet, „daß die Kindheitserinnerungen so weit in die ersten Lebensjahre zurückreichen, daß wir in ihnen gleichsam das Paradoxon von Aussagen noch nicht aussagefähiger Kinder sehen können[101]).“ Jedenfalls ist die Tatsache, daß das Kind im Augenblick des Erlebens sprachlich noch nicht zur Wiedergabe des Erlebten befähigt ist, kein Kriterium gegen die Erinnerungsmöglichkeit als solche. Verbürgte Erinnerungen aus dieser frühen Zeit sind nicht gerade häufig. Reichardt stellt eine größere Anzahl zusammen, für deren Wahrscheinlichkeit mancherlei spricht.

Anton Reiser „ist sich deutlich bewußt, wie er im zweiten Jahre, da seine Mutter noch nicht mit ihm auf dem Dorfe wohnte, von seinem Hause nach dem gegenüberstehenden über die Straße hin- und zurücklief und einem wohlgekleideten Manne in den Weg rannte, gegen den er heftig mit den Händen ausschlug, weil er sich selbst und andere zu überreden suchte, daß ihm Unrecht geschehen sei, ob er gleich innerlich fühlte, daß er der beleidigende Teil war. Diese Erinnerung ist wegen ihrer Seltenheit und Deutlichkeit merkwürdig; auch ist sie echt, weil der Umstand an sich zu geringfügig war, als daß ihm nachher jemand davon hätte erzählen sollen[102]).“

Hebbel schickt der Wiedergabe einer Erinnerung voraus: „Eines Auftritts anderer Art erinnere ich mich aus meiner frühesten Kindheit; es ist der erste, dessen ich gedenke, er mag in mein drittes Jahr fallen, wenn nicht noch ins zweite[103]).“

Freud stellt auf Grund von Erfahrungen aus seiner Praxis heraus die Behauptung auf, „daß bereits Eindrücke aus dem zweiten Lebensjahre, mitunter auch schon aus dem ersten, eine bleibende Spur im Gemütsleben der später Kranken zurücklassen und — obwohl von der Erinnerung vielfach verzerrt und übertrieben — die erste und unterste Begründung für ein hysterisches Symptom abgeben können[104]).“

Manches spricht dafür, daß die allerfrühesten Eindrücke — freilich nicht durch die eigenen Sinnesorgane vermittelt — schon in eine Epoche fallen, wo das Kind als isoliertes Lebewesen noch gar nicht vorhanden war: in die Zeit zwischen Empfängnis und Geburt.

Der Versuch einer bewußten vorgeburtlichen Einwirkung datiert zurück in die Antike; die Möglichkeit besteht, strenge wissenschaftliche Nachweise lassen sich vorläufig nicht erbringen. Daß der Gemütszustand der Mutter während der Schwangerschaft auf die Psyche des erwarteten Kindes einwirkt, vor allem, daß durch schwere seelische Depressionen, starke Erschütterungen und innere Kämpfe in dieser Zeit der Keim zu früher Nervosität des Kindes gelegt werden kann, erscheint durchaus

---

[101]) L. V. 58, S. 13. [102]) L. V. 100, S. 44. [103]) L. V. 82, S. 181. [104]) L. V. 11, S. 278.

plausibel. Trotz der pädagogischen Tragweite gehören aber diese Fragen in das Gebiet körperlicher und seelischer Hygiene der Schwangerschaft.

Peters ist der Ansicht:

„Wenn es auch unwahrscheinlich sein sollte, daß sich beim Embryo im Mutterleib schon Erfahrungsdispositionen gebildet haben, so wird man die Möglichkeit ihrer Bildung vom Augenblick des Erscheinens in der Außenwelt nicht leugnen können [105])."

Beide Momente — vorgeburtliche und im Augenblick der Geburt einsetzende Beeinflussung — faßt Suderow zusammen:

„Sollte nicht ‚des Menschen Kern' (Wallenstein) nicht nur das Innerste, sondern auch das Früheste des Menschen sein, und nicht bloß in dem ausgeprägten Charakter, sondern auch in dem Schicksal seiner Jugend liegen? Es mögen andere Lebensfaktoren noch so sehr mitsprechen, aber . . . ‚Man könnte erzogene Kinder gebären, wenn die Eltern erzogen wären!' [106])."

Dieses ganze Problem ist aber noch zu wenig erforscht, als daß hier ein entscheidendes Wort gesprochen werden könnte. Immerhin besteht eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit, daß diese Momente beeinflussend wirken können; in pädagogischer Hinsicht ist es also auf alle Fälle empfehlenswert, daß werdende Mütter sich vor allem hüten, was das noch Ungeborene im oben angeführten Sinn schädigen kann, und daß man ebenso dem Neugeborenen in unserm Sinne möglicherweise Verderbliches fernhält.

Wenden wir uns jetzt der Betrachtung des für das Kind im Augenblick der Geburt einsetzenden Umweltgeschehens zu. — Hier muß zunächst mit der schon flüchtig erwähnten, überaus verhängnisvollen Annahme aufgeräumt werden, daß das Kind nur das in sich aufnähme, was es verstehen könne. — Begegnet es nicht dem Erwachsenen häufig genug, daß er rein gedächtnismäßig etwas ihm zunächst unklar Gebliebenes oder unwesentlich Erschienenes aufbewahrt, über dessen Sinn oder Wichtigkeit ihm erst viel später plötzlich „ein Licht aufgeht"? Sollten gleiche Vorgänge sich nicht auch im Kind abspielen, und zwar um so häufiger, je geringer zur Zeit der Aktualität des Geschehens die Erkenntnisfähigkeit des Kindes war? In der Mehrzahl der Fälle wird sich das Kind freilich nicht mit dem Nichtverstehen-Können zufrieden geben, sondern auf eigene Faust einer Erklärung nachspüren. Das Unverstandene ist auch schon beim Kind als besonders intensiver Denkreiz anzusprechen und wirkt geradezu gärend und immer beunruhigend fort. Die Tatsache, daß das Kind sich mit dem scheinbar Verstanden-Haben begnügt, birgt ebensosehr Gefahren, wie das unablässige Weiterforschen auf gedanklichen Irrwegen; denn nicht immer sind die Ergebnisse solch kindlicher Denkleistungen so harmlos absurd, wie das von Harriet Martineau erzählte („spring-gun" gleich „nur im Frühling gebrauchte Flinte" statt „Selbstschuß"). — In vielen Fällen kann solch ein Mißverständnis grundfalsche Auffassungen wichtiger Lebensprobleme Wurzel schlagen lassen, die späterhin kaum mehr auszurotten sind und vor allem im Unbewußten zeitlebens ihr Unwesen treiben können.

Nachdrücklich weist Reichardt auf die Gefahr des unverstanden Gebliebenen hin:

---

[105]) L. V. 40. [106]) L. V. 55, S. 26.

„Das Unverstandene braucht seine erregende Wirkung nicht gleich auszuüben, es kann lange Zeit unbetont bleiben, um plötzlich erinnert zu werden und nun erst dringlich nach Lösung zu verlangen. Wenn wir dabei bedenken, daß später reproduzierbare Erlebnisse bereits im ersten Lebensjahre eingeprägt werden können, so erkennen wir, daß Eltern mit einem Kinde niemals glauben sollen, allein zu sein. Das Erlebnis des Beischlafes der Eltern, ihre handgreiflichen Streitigkeiten, ja, bloße Worte nur können nach Jahren für das Kind und seine Erziehung schwerwiegende Folgen zeitigen [107]."

Suderow spricht einen ähnlichen Gedanken aus:

„Wenn das Einleben mancher Eheleute in ihren ersten Ehejahren häufig auf Schwierigkeiten stößt — die Rücksicht auf ihre Kinder, die nie zu klein und zu unerfahren sind, als daß sie nicht doch von allen Vorgängen um sie herum beeinflußt werden, muß sie zur größten Vorsicht und gegenseitigen Rücksicht mahnen [108]."

Rousseau, der es als „das gemeinsame Schicksal der ganzen Menschheit [109]" bezeichnet, daß er „empfand, ehe er dachte", gedenkt einer auch heute noch — und nicht nur bei Ungebildeten! — grassierenden Unsitte:

„Vierjährigen Kindern gegenüber sprechen die Wärterinnen mit lächelndem Munde Dinge aus, die selbst die schlaueste von ihnen sich nicht erdreisten würde, vor fünfzehnjährigen auszusprechen. Sie selbst vergessen ihre Äußerungen zwar bald, die Kinder dagegen vergessen nie, was sie haben anhören müssen. Schlüpfrige Gespräche öffnen ausschweifenden Sitten Tor und Tür [110]."

Die Kontrolle darüber, ob ein Ereignis spurlos an einem Kinde vorübergegangen ist oder einen Eindruck hinterlassen hat, wird dadurch erschwert, daß das Kind nicht immer sein neuerworbenes Wissen gleich zum besten gibt — oft aus dem ganz einfachen Grunde, daß seine sprachliche Ausdrucksfähigkeit noch nicht so weit reicht. Auch das Spiel, das den aus der sprachlichen Formulierung gewonnenen Einblick in den geistigen Besitz des Kindes vielfach ergänzen und vertiefen kann, gibt nicht immer Aufschluß gerade über dieses Problem. Denn: „Ein Kind wird nur . . . verstehen, das heißt im schöpferischen Spiel wieder anzuwenden suchen, was irgendwie schon in seinem Bewußtsein veranlagt war [111]", urteilt Hartlaub, nachdem er unmittelbar vorher in unserm Sinn feststellte: „Entscheidend ist nicht, daß das Kind etwas sah, sondern was es darin sah und wie es die empfangenen Anregungen zu verwerten wußte, was es aus solchen Vorbildern machte [112]."

Wurde an anderer Stelle schon betont, daß man sich in bezug auf das der Kinderseele vielleicht Schädliche nicht mit dem Vergessen trösten kann, so muß hier ergänzend hinzugefügt werden, daß man, wenn von seiten des Kindes auf das für seine Augen und Ohren nicht Bestimmte keine Reaktion erfolgt, nicht schlankweg damit rechnen kann, daß tatsächlich nichts wahrgenommen wurde, was nicht auch verarbeitet werden konnte. Dem widerspricht das jetzt wohl unumstrittene Phänomen einer zuweilen vorkommenden nachträglichen Apperzeption des ursprünglich nur Perzipierten. — Reichardts Bemerkung über die „lebendigen Gedächtnisspuren", die sich „entfalten, erinnern" lassen: „Wir können uns in ihr

---

[107]) L. V. 58, S. 331. [108]) L. V. 53, S. 26. [109]) L. V. 112, S. 4. [110]) L. V. 113 II, S. 20. [111]) L. V. 19, S. 64. [112]) L. V. 19, S. 64.

Milieu versetzen, wir erleben das Damalige noch einmal, so daß wir Dinge aus ihr erfahren, welche wir damals noch garnicht verstanden haben können [113])", zielt darauf ab; ihr Zusatz: „wie rechts und links unterscheiden, Himmelsrichtungen feststellen, das Alter erinnerter Personen beurteilen u. a. [114])" ist auf für das Seelenleben wesentlich Wichtigeres zu erweitern, was im Vorausgehenden schon angedeutet wurde.

Daß die Erinnerung, um Einfluß zu gewinnen und zu behalten, nicht ständig Bewußtseinsgut zu sein braucht, wurde im 2. Abschnitt des vorigen Kapitels klargestellt.

Von Joh. Peter Hebel heißt es: „Die Erinnerung an den Vater verblaßte natürlich ganz bei dem Kinde; aber wie viele Keime zu späteren Blüten und Früchten trug er unbewußt vom Vater her der Entwicklung entgegen [115])!"

Ähnliches erzählt auch Storm im John Riew': „Da riß Rick es (sein Kind) ungestüm aus den Kissen und preßte das schöne Ding an sein Herz und küßte es vielmal und flüsterte ihm heimliche Worte in sein Ohr, so leise, daß ich nichts davon verstand. Ich sah es wohl, sein Herz war voll, und was er seinem Weib nicht geben konnte, das verschwendete er an das unvernünftige kleine Wesen. — Und doch, Nachbar, in späteren Jahren, und auch jetzt noch kommt es mir oftmals, es habe derzeit das Kind ihn dennoch wohl verstanden und sei nichts davon verlorengegangen [116])."

Weniger sanft zog Hebbel Gewinn aus zwar bewußt Erlebtem, aber dennoch sein Verständnis zunächst weit Übersteigendem: „Die ungeheuren Dogmen, die ohne Erklärung und Erläuterung aus dem Buch (Bibel) in das unentwickelte Kindergehirn herüberspazierten, setzten sich hier natürlich in wunderliche und zum Teil groteske Bilder um, die jedoch dem jungen Gemüt keineswegs schadeten, sondern es heilsam anregten und eine ahnungsvolle Gärung darin hervorriefen. Denn, was tut's, ob das Kind, wenn es von der Erbsünde oder von Tod und Teufel hört, an diese tiefsinnigen Symbole einen Begriff oder eine abenteuerliche Vorstellung knüpft; sie zu ergründen, ist die Aufgabe des ganzen Lebens, aber der werdende Mensch wird doch gleich beim Eingang an ein alles bedingendes Höheres gemahnt, und ich zweifle, ob sich das gleiche Ziel durch frühzeitige Einführung in die Mysterien der Regeldetri oder in die Weisheit der Äsopischen Fabeln erreichen läßt. Merkwürdig war allerdings dabei, daß Luther in meiner Einbildung fast unmittelbar neben Moses und Jesus Christus zu stehen kam; doch es hatte ohne Zweifel darin seinen Grund, daß sein donnerndes: „Was ist das?" immer augenblicklich hinter den majestätischen Lakonismen Jehovas herscholl, und daß obendrein sein derbkerniges Gesicht, aus dem der Geist um so eindringlicher spricht, weil er offenbar mit dem widerstrebenden dicken Fleisch erst kämpfen muß, dem Katechismus in nachdrücklicher Schwärze vorgedruckt war. Aber auch das hatte meines Wissens für mich ebensowenig nachteilige Folgen, als mein Glaube an die wirklichen Hörner und Klauen des Teufels oder an die Hippe des Todes, und ich lernte, sobald es nottat, sehr gut zwischen dem Salvator und Reformator unterscheiden [117])."

---

[113]) L. B. 58, S. 278. [114]) L. B. 58, S. 278. [115]) L. B. 126, S. 17. [116]) L. B. 122, S. 60. [117]) L. B. 82, S. 208/9.

Die Richtigkeit der Feststellung, aus alledem keinen Schaden davongetragen zu haben, ist eigentlich von vornherein in Frage gezogen durch den unmittelbar vorausgehenden Bericht von Hebbels überreizter Phantasie, die die Nacht mit den grausigsten Spukgestalten bevölkerte und gewohnte Erscheinungen des lichten Tages in Schreckgespenster verwandelte. Zwischen diesem Phänomen und den aus der Bibellektüre gewonnenen grotesken Bildern dürfte wohl ein Kausalzusammenhang bestehen.

Frank Wedekind hörte als Zwölfjähriger die Erzählung von den Liebeshändeln des Sträflings mit an, die einen solchen Eindruck auf ihn machten, daß er sich zwanzig Jahre später noch jedes einzelnen Wortes entsann, wenn ihm „das Verständnis auch erst viel, viel später aufgegangen [118])" ist. Wie sehr sie in seinem Gehirn herumspukten, läßt sich bei der Richtung, die Wedekinds Schaffen nahm, immerhin vermuten.

Zu unserem Problem gehören also nicht die wirklich frühesten Eindrücke, sondern auch das jeweils erstmalige Wahrnehmen, das trotz einer bereits erreichten höheren Altersstufe für das intellektuelle und gefühlsmäßige Verstehen noch unterschwellig bleiben muß, weil es in bezug auf den Verstand und das Gefühlsleben eine noch weiter fortgeschrittene Entwicklung voraussetzt.

Nicht immer freilich trifft der Rückschluß vom Lebensalter auf die Apperzeptionsfähigkeit des Kindes das Richtige. Romain Rolland berichtet von wahrhaft divinatorischer Begabung des kleinen Olivier: „Nichts entging ihm; und was er schlecht verstand, ergänzte ihm seine Einbildungskraft. Er besaß jene eigenartige Gabe, die man oft bei Kindern alter Familien und alter Rassen findet, in denen der Niederschlag der Jahrhunderte allzu ausgeprägt ist: Gedanken, die er noch niemals gedacht hatte und kaum verstehen konnte, erriet er [119])."

Wie eine verfrühte Zeugenschaft bei einem Vorgang, den die Kinderseele in seiner vollen Bedeutung und Tragweite noch nicht zu erfassen vermag, das Leben vorzeitig in eine Bahn lenken kann, für die es keinen Halt und kein Zurück mehr gibt, erzählt Bonsels in dem eigenartigen Buch „Mare, die Jugend eines Mädchens": Die vierzehnjährige Mare, als das Kind zweier Menschen, die einander in Sturm und Düneneinsamkeit für eine Stunde elementaren Erlebens fanden und sich dann wieder für immer trennten, wohl zu einem im bürgerlichen Sinn abschüssigen Lebensweg von vornherein prädestiniert, belauscht ohne Wissen und Willen eine Liebesnacht von Vater und Stiefmutter.

„Da Mare am andern Tage, nach einem langen, tiefen Schlaf, kein Wort über die Nacht sprach, keine Frage stellte und weder befangene Scheu noch laute Gelassenheit zeigte, beruhigte die Mutter ihren Gatten darüber und meinte, Mare würde alles vergessen wie einen unverständlichen Traum. Und da sie nicht ahnen konnte, daß das Mädchen mehr als ein schnelles, erschreckendes Bild mit in ihre Träume genommen hatte, verblich ihre Besorgnis schnell zu einer Erinnerung, die erlosch [120])." Doch man täuschte sich; denn bald begann Mare, in deren „Mädcheneinsamkeit ein heißes Neues — früh, grausam und von unbarmherziger Macht [121])" gekommen war, was sie gesehen, zu eigenem Erleben zu gestalten und so den ersten Schritt zu tun auf dem Wege in ein Leben, das einzigen Sinn und Inhalt in hemmungsloser Sexualität fand.

---

[118]) L. V. 127, S. 33. [119]) L. V. 109, S. 249. [120]) L. V. 64, S. 36. [121]) L. V. 64, S. 37.

Zuweilen bedarf es nur eines geringen äußeren Anstoßes, um längst versunkene Eindrücke zu entscheidender Macht über das ganze fernere Leben zu erwecken: Was das Kind unbewußt, unwissend und ohne Verständnis in sich aufnahm, wird plötzlich lebendig durch eine scheinbar neue, in Wirklichkeit aber den frühesten Kindertagen wohlvertraute, dann aber nie wiederholte und darum vergessene Situation.

Die erste bewußte Begegnung Cornelias (in Frdr. Huchs Roman „Geschwister") mit dem Katholizismus, die Erkenntnis desselben als Religion der frühverstorbenen Mutter und Vertauschung der bisherigen Religionslosigkeit gegen diese Konfession ist ein psychologisch tief erfaßtes und in der Wiedergabe fein ziseliertes Beispiel des eben geschilderten Phänomens.

Das Ergebnis der letzten Seiten sei kurz in die Wiederholung zusammengefaßt, daß weder das Fehlen bewußter Aufmerksamkeit des Kindes noch mangelndes Verständnis für die Geschehnisse eine Garantie für völliges Abgleiten derselben an der Kindesseele bieten und so gewisse Entgleisungen entschuldbar machen könnten. Wenn es auch nicht erwiesen ist, daß in dieser Beziehung tatsächlich nichts verloren geht, so ist doch immerhin mit der Möglichkeit zu rechnen, daß es sich so verhält, daß guter wie böser Same, von berufener und von unberufener Hand wissentlich oder unabsichtlich ausgestreut aufgehen und unausrottbare Wurzel schlagen kann — ein Faktum, auf das der Erzieher nicht zu häufig hingewiesen werden, das er sich gar nicht oft genug ins Gedächtnis rufen kann, vor allem wo es sich um das Gebiet handelt, das naturgemäß für jeden Menschen einmal von brennender Aktualität werden kann, über dem aber gerade zu der Zeit, in der das Interesse schon erwacht ist, noch dichte Schleier weben: die Probleme der Fortpflanzung, der Geburt, des eigenen und des andern Geschlechts. Um ihrer grundlegenden, wenn auch bis in die jüngste Zeit hinein noch häufig genug bestrittenen Bedeutung willen verlangen diese Fragen eine gesonderte, ausführliche Beantwortung, die den Rahmen vorliegender Arbeit sprengen würden. Unerläßlich aber ist an dieser Stelle eine Auseinandersetzung mit allgemeinen Problemen spezifisch kindlichen Erlebens.

3. Abschnitt: Spezifisch kindliches Erleben.

Die Gründe der Verschiedenheit des kindlichen Erlebens von dem des Erwachsenen wurden zu Beginn dieses Kapitels besprochen — worin besteht nun diese Verschiedenartigkeit selbst? —

Das Kind fühlt sich schwach und klein und um dieser Schwachheit und Kleinheit willen benachteiligt; vieles, was der Erwachsene als selbstverständlich hinnimmt, oder was ihn gleichgültig läßt, ist für das Kind unverständlich und furchterregend oder — aus diesem Nichtverstehen-Können heraus — besonders reizvoll. Die psychischen Konsequenzen dieser Momente für das Kind ergeben sich mit logischer Notwendigkeit: das Kind ist, wenn es einmal das Fürchten gelernt hat, überaus empfänglich für sämtliche Stufen und Schattierungen von Angst- und Furchterregungen, die das Wahrnehmen der Umwelt ihm nahelegt — und durch die Sehnsucht, sich nicht mehr fürchten zu müssen, so wenig wie

der Erwachsene, wird der Wunsch, groß zu sein, verstärkt, den das Erlebnis der eigenen Unvollkommenheit und seiner unliebsamen Folgen weckte. Das Kind sieht in allem, was es nicht oder noch nicht kann, begreiflicherweise eine Garantie für das Groß-Sein, das Anerkannt- und Bewundertwerden. Dieser Quelle entspringt die den Erwachsenen oft absurd anmutende Begeisterung für allerlei uns minder erstrebenswert Dünkendes oder gar Abstoßendes.

Angst und Furcht datieren nicht allein von der Begegnung mit dem Unbekannten oder Unverständlichen her, sondern auch aus den erfahrungsmäßigen Folgen eigener kleiner Vergehen, an denen nicht böser Wille, sondern meist nur Ungeschick oder Unvorsichtigkeit — kurz irgendein infantiles Moment — die Schuld hat. Hier werden Angst und Furcht leicht zu einer Anregung zu jener Lüge, deren sich auch der Erwachsene noch schuldig machen kann. Die eigentliche Kinderlüge aber hat einen andern Ursprung: die in der ungehemmten Entfaltung, in der wir sie beim Kind treffen, als kindliches Spezifikum angesprochenen Phantasie, deren allmähliche Einschränkung geradezu als eine der Kriterien für die geistige Gesundheit des Erwachsenen gelten kann. Das Kind ist sich des Unterschiedes zwischen dem nur in der Phantasie Gültigen und der realen Tatsachenwelt noch nicht bewußt — und so scheint es, vom Standpunkt des Erwachsenen gesehen, oftmals Lügen auszusprechen, wo es lediglich — allerdings ohne entsprechendes Kommentar — aus seinem Phantasieleben berichtet.

In einem ähnlichen Manko, eben der Unfähigkeit, von sich selbst zu abstrahieren oder sich in andre hineinzuversetzen — wurzelt der bei Kindern so häufig beobachtete Mangel an Mitgefühl, der zuweilen die Formen der Grausamkeit annimmt, ohne daß das Kind es auch nur im entferntesten ahnen kann.

Tut man hier dem Kind leicht unrecht, indem man ihm etwas zutraut, für das ihm das Bewußtsein noch fehlt, so begeht man entgegengesetzt leicht den andern Fehler, dem Kind als einem im Augenblick aufgehenden und nur des Augenblicks bewußten Wesen ein zu geringes Maß und zu geringe Intensität eigenen Empfindens und Erlebens und auch eine zu geringe Empfänglichkeit für die atmosphärischen Schwingungen seines Milieus und ihre Störungen zuzugestehn. Das im vorigen Abschnitt über Perzeption und Apperzeption Gesagte hat auch in diesem Zusammenhang tiefste Bedeutung. Nicht selten spielen sich im jungen Kind schon schwere seelische Kämpfe ab, wurzelnd in Konflikten, die durch fehlenden Einklang zwischen seinem wirklichen Erleben und dem ihm zugetrauten heraufbeschworen wurden und deren Spuren sich oft noch weit hinein in reifere Lebensjahre, zuweilen durch das ganze Leben des späteren Erwachsenen hindurch verfolgen lassen.

Die bisherigen Ausführungen dieses Abschnittes lassen sich dahin kurz zusammenfassen, daß die Akzente im Leben des Kindes anders verteilt sind als beim Erwachsenen: im Vordergrund steht, was im späteren Leben in den Hintergrund gedrängt wird oder gedrängt werden sollte, und dem gegenüber, was beim Erwachsenen im Mittelpunkt steht, verhält sich das Kind noch völlig indifferent. Die mit dem Heranwachsen Schritt haltende Akzentverschiebung ist das Natürliche und Gesunde; geht sie verlangsamt oder gar zum Teil unvollständig vor sich, erschweren diese Residuen einstiger Wertbetonung oder die im Unbe-

wußten aus der Kindheit unverändert übernommenen Einstellungen dem seinen Jahren nach reifen Menschen als Infantilismen das Leben.

Widmen wir nun zunächst den Phänomenen Angst und Furcht und dem Raum, den sie im kindlichen Seelenleben einnehmen, einige Aufmerksamkeit. — Die Fragen: Woher stammt die Furcht? Fürchtet sich jedes Kind? Warum, wovor fürchtet sich ein Kind? drängen sich auf. Die erste ist bislang noch nicht eindeutig beantwortet worden. Nach W. Sterns Ansicht gibt es eine ererbte Furchtanlage. Diese Disposition zur Furchtsamkeit liefert nach seiner Meinung das Kind rettungslos allen Furchtsuggestionen aus — eine Angelegenheit von pädagogisch nicht zu unterschätzender Tragweite. Man denke nur an den Unfug so mancher unvernünftiger Kinderwärterinnen und auch Mütter, denen das Seelenheil des Kindes noch eher als jenen über die augenblickliche Bequemlichkeit gehen sollte, das Artigsein des Kindes durch irgendeinen Popanz, durch die Drohung, vom „schwarzen Mann" geholt zu werden, erzwingen zu wollen.

Stanley-Hall widmet der Furcht eine umfangreiche Untersuchung und räumt den Ergebnissen derselben das letzte Kapitel seiner „Beiträge zur Kinderpsychologie und Pädagogik" ein. Auch er hält die Fähigkeit, sich zu fürchten oder, was damit verwandt ist, den Schmerz vorauszusehen, für eine „ererbte Anlage, die oft weiter zurückreicht, als wir in der Psychologie zu erwarten gewöhnt sind [122])". —

Auf unsere erste Frage gibt er die Antwort: „Jede Klasse oder Form der Furcht kann aus Träumen entstehen: Fallen, Verirren, Tiere, Donner, Wasser, Feuer usw. Daher würde die Erklärung der Träume alle Arten der Furcht erklären [123])." Da aber Träume wohl kaum aus dem Ungefähr kommen dürften, sondern mehr oder weniger als Auseinandersetzung mit den Tageserlebnissen anzusehen sind, ist eher das Umgekehrte anzunehmen: daß die von Stanley-Hall aufgezählten Arten von Furcht den Anstoß zur entsprechenden Traumtätigkeit geben. Ob man bei diesem einfachen Verhältnis von Ursache und Wirkung stehenbleiben oder sich der spezialisierenden Traumdeutung Freud's anschließen will, ist persönliche Auffassungssache.

Die zweite Frage, ob jedes Kind sich fürchtet, ist wohl mit einem uneingeschränkten „Ja" zu beantworten; denn auch dem noch so wohlbehüteten Kind wird kaum ein erstes Furchterlebnis erspart bleiben, und das Märchen von dem, der erst ausziehn mußte, um das Fürchten zu lernen, wird wohl immer bleiben, was es ist: ein Märchen.

Eine seltsam berührende Erklärung für die Todesfurcht eines kaum schulreifen Kindes gibt Sadger auf psychoanalytischer Grundlage: Es handelt sich um folgendes: „Max Löwenthal erzählt in seinem Tagebuch, als sechsjähriger Knabe habe Lenau halbe Tage darüber geweint, daß er sterben müsse [124])." Sadger bemerkt dazu: „Eine solche Todesfurcht kann sich nur entwickeln im Anschluß an ein wirkliches Streben eines sehr Nahestehenden, dem der Betreffende den Tod auch gewünscht hat [125])."

Lenau soll nach psychoanalytischer Auffassung den Vater als Rivalen im Kampf um die Liebe der Mutter angesehen und deshalb seinen Tod herbeigewünscht haben. Aus diesem Grund soll das tatsächliche Ein-

---

[122]) L. B. 53. [123]) L. B. 53. [124]) L. B. 47. [125]) L. B. 47.

treten desselben solche über das Empfinden eines Sechsjährigen weit hinausgehende Wirkung auf das Kind hervorgebracht haben.

Die Frage nach dem Wovor? und dem damit in Kausalzusammenhang stehenden Warum? der Kinderfurcht ist im wesentlichen schon durch Stanley-Hall's Erklärung des Entstehens der Furcht gegeben und kann darüber hinaus dahin erweitert werden: Gegenstand und Grund der Furcht des Kindes ist nicht nur alles, an das sich eigene oder dem Kind durch Erzählungen bekannt gewordene (soweit es fremden Erlebnissen geistig zu folgen vermag) Furcht auslösende Erfahrungen knüpfen, sondern auch alles sein Fassungsvermögen Übersteigende.

Gemeinhin neigt man wohl zu der Ansicht, daß der Schaden, den die Furcht anrichten kann, größer ist als der aus ihr resultierende Nutzen. Stanley-Hall dagegen behauptet, zu dem fast entgegengesetzten Ergebnis zu kommen. Er sieht in der Furcht eine außerordentlich wirksame Erziehungshilfe, da er beobachtet hat, daß Himmelserscheinungen und die Angst vor ihnen auf das Betragen der Kinder oft einen geradezu wohltätigen Einfluß ausüben. Daraus ergibt sich für ihn:

„Das pädagogische Problem besteht nicht darin, die Furcht auszumerzen, sondern sie in die Grenzen der Fähigkeit einer richtigen Reaktion zu bringen [126])." Später heißt es weiter: „Wenn auch die gröberen Formen der Furcht schlimm und sogar gefährlich sind, so können sich doch die höheren Formen (z. B. die Ehrfurcht) ohne sie nicht entwickeln. Nicht der Ausrottung, sondern der Erziehung bedürfen sie. Jedes Element des Körpers und der Seele ist ein einflußreicher Faktor, wenn es sich darum handelt, wieviel und welche Arten des gröberen Materials jedes Individuum in das höhere umwandeln kann [127])."

Daß Stanley-Hall mit dieser Forderung im Recht ist, beweist er weiterhin durch die Feststellung, daß Furcht die Wurzel vieler der stärksten intellektuellen Interessen ist: „Nie hat ein Gegenstand für das Kind einen so großen Reiz als in dem Augenblick, in dem es seine Furcht davor besiegt. Einer der Hauptantriebe zur Kenntnis und Wissenschaft besteht in der Überwindung der Furcht, und viele Dinge, mit denen wir jetzt ganz vertraut sind, wurden früher am meisten gefürchtet. Das Bewußtsein, daß eine bestimmte Furcht nicht länger mehr *uns*, sondern wir *sie* beherrschen, gewährt das beglückende Gefühl des Erstarkens [128])."

An dieser Stelle sei eine Bemerkung C. G. Jungs eingeschaltet, die zugleich auf Vorteil und Nachteil einer bestimmten Kinderfurcht hinweist:

„Wurzel des Wissenschaftstriebes beim etwa vierjährigen Kind ist die Angst, und die Angst der Ausdruck einer konvertierten Libido, d. h. einer nunmehr neurotisch gewordenen Introversion, die in diesem Alter weder nötig noch für die Entwicklung des Kindes günstig ist [129])."

Stanley-Hall kommt weiter zu dem Ergebnis:

„Sogar die Liebe kann aus einer gewissen Furchtsamkeit entspringen [130]) . . ." Sie „schließt die Furcht keineswegs als etwas ganz Ungleichartiges aus, noch wird die Furcht in die Liebe verwandelt, sondern eine Spur der zum Respekt abgeschwächten Furcht zieht nicht nur scheinbar, sondern tatsächlich zum geliebten Objekt hin [130])."

Allen diesen positiv zu wertenden Folgen der Furcht stellt er nur wenig Negatives gegenüber:

---

[126]) L. V. 53. [127]) L. V. 53. [128]) L. V. 53. [129]) L. V. 25. [130]) L. V. 53.

Einerseits: „Jene Kinder, welche unter religiösen Schrecken großgezogen wurden, sind gewöhnlich am unehrerbietigsten, oder, wenn sie aufgeklärt wurden, so disputieren sie besonders gern über die alte Religiosität von einem neuen Standpunkt aus [131]).“ Andrerseits hält Stanley-Hall die übermäßige Furcht insofern für bedenklich, als die Menschen dadurch „so selbstsüchtig gemacht werden können, wie sonst nur von wenig andern Dingen [132]).“

Ein zweites in der Kinderzeit mit einem besonderen Akzent versehenes Moment ist der Wunsch „endlich groß zu sein!“. Es ist leicht begreiflich, wenn man sich vergegenwärtigt, wie das Kind sich zurückgesetzt fühlen muß, wenn es aus dem Kreis der Erwachsenen mit Hinweisen auf seine kindlichen Eigentümlichkeiten und Unvollkommenheiten verbannt wird: „Kinder müssen nicht überall dabei sein!“ „Kinder gehören früh ins Bett!“ „Du bist noch zu klein, um das zu verstehen!“ „Wenn du älter wärst, dürftest du mitgehn“ usw.

So ergibt es sich von selbst, daß der Erwachsene Vollkommenheit und unbeschränkte Macht verkörpert — einen auf alle Fälle erstrebenswerten Zustand. — Loewenstein äußert zu unserm gegenwärtigen Thema: „Unter den Empfindungen, die das Kind schon früh beschäftigen, steht der Wunsch, ‚groß‘ zu sein, obenan. Schon die ganz Kleinen wollen in die Höhe gehoben werden und klettern mit Vorliebe auf Tische, Stühle, Schränke. Ihre Unfolgsamkeit hat da einen Zug zum Mutigsein, eine Tendenz nach ‚oben‘. Zugleich wollen sie damit die Erwachsenen, die dann neben ihnen kleiner erscheinen, entwerten und beherrschen . . . Darin liegt die kindliche Freude, andre zu fesseln, und das haben die Kleinen ja schon bei ihrem allerersten Spiel, beim Pferdchenspiel, getan, bei dem ihnen das Kutschieren eine besondere Freude bereitet. In elementarer Weise äußert sich in allem dem auch schon ein Wunsch, ‚Mann‘ zu sein [133]).“

Die Sehnsucht nach dem Erwachsensein gibt sich in den verschiedenen Altersphasen auf verschiedene Weise kund:

„Das Kind, das den Hut und den Rock des Vaters anzieht, spricht damit ganz unhörbar und halb unbewußt den Wunsch aus, so groß zu sein wie der Vater selbst [134]).“

Hier hat auch der Nachahmungstrieb seine Hand im Spiel, dessen Tolstoj gleichfalls gedenkt, wenn er meditiert:

„Wie mag es kommen, daß ich als Kind gern groß sein wollte und als Großer oft einem Kinde zu gleichen wünschte? Eine sonderbare Erscheinung, die ich nicht nur an mir und nicht nur bei diesen Wünschen beobachtet hatte. Unerklärlich, aber trotzdem existierend, sehr zum Schaden des Menschengeschlechts. Wie oft hat dieser Wunsch, nicht mehr ‚klein‘ zu sein, bei meinem Verhältnis zu Serjoscha das überströmende Gefühl zurückgedrängt, Zärtlichkeit unterdrückt und auf diese Weise Heuchelei großgezogen. Ich wagte nicht nur nicht, ihn zu küssen (wonach ich heftiges Verlangen trug), ihn bei der Hand zu fassen, ihm zu sagen, wie ich mich freute, ihn zu sehen, sondern wagte ihn nicht einmal anders als Sergei und niemals Serjoscha zu nennen. Das war bei uns so hergebracht.

---

[131]) L. V. 53. [132]) L. V. 53. [133]) L. V 36, S. 136/7. [134]) L. V. 36, S. 136.

Jeder Ausdruck eines Gefühls bedeutete Kinderei und bewies, daß derjenige, der sich ihn erlaubte, noch ein Knabe war. Wir hatten die bitteren Erfahrungen noch nicht durchgemacht, die Erwachsene zur Vorsicht und Kälte in ihren Beziehungen veranlassen: wir beraubten uns des reinen Genusses feuriger Kinderliebe nur infolge des sonderbaren Wunsches, Große nachzuahmen [135]).“

Mit zunehmendem Verständnis zur Zeitfolge und Entwicklungsmöglichkeit wird die hauptsächlich dem im Kind wohnenden Nachahmungstrieb entspringende Identifikation mit Erwachsenen gesteigert durch die Hoffnung, auch einmal ein Erwachsener zu werden. Seinen Höhepunkt erreicht dieses Problem natürlich zu der Zeit, wo das Kind sich schon halb als Erwachsener fühlt, von seiner Umgebung aber noch nicht als solcher anerkannt wird: gegen Ende der eigentlichen Kindheit, zu Beginn der Pubertät. Dementsprechend wandeln sich die Äußerungsformen des Wunsches, groß zu sein: „So betrachten die Knaben, die erst in das Jünglingsalter treten, die ersten Barthaare schon als einen Triumph der Männlichkeit und andererseits den Mangel an Bart als etwas Weibliches, sowie ja ihre ersten langen Hosen ihr Persönlichkeitsgefühl merklich gehoben haben [136]).“

Mit voller Wucht setzt das Erlebnis eines Zwitterzustandes und das Reflektieren darüber ein. Eine Mustersammlung von Beispielen dieser Art bietet das „Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens“. Mit Empörung wird schon von der Elfjährigen die Bezeichnung „die Kleinen“ oder „die Kinder“ für sie und ihre Altersgenossinnen zurückgewiesen; die Zwölfeinhalbjährige entrüstet sich: „Wir und spielen!“ Ein Jahr später heißt es: „So etwas ärgert mich immer gräßlich, immer dieses „Werden“;“ denn sie will in ihrer gegenwärtigen Erscheinung schon etwas sein und für voll genommen werden. Und am vierzehnten Geburtstag wird mit Genugtuung festgestellt, daß man nun von niemandem mehr „Kind“ genannt werden kann!

Ein in der Form nicht alltägliches, dem Inhalt nach aber ganz natürliches und verständliches Ereignis schildert Stefan Zweig: wie es von der Erkenntnis der kindlichen Unzulänglichkeit bis zum Haß gegen die eigene Kindheit nur einer kurzen Wegstrecke bedarf:

„Was ihn so sehr verwirrte, war das Gefühl seiner Unwertigkeit, seiner Nichtigkeit. ‚Bin ich denn seiner würdig, ich ein kleiner Bub, zwölf Jahre alt, der noch die Schule vor sich hat, der abends vor allen andern ins Bett geschickt wird?“ quälte er sich ab. ‚Was kann ich ihm sein, was kann ich ihm bieten?‘ Gerade dieses qualvoll empfundene Unvermögen, irgendwie sein Gefühl zeigen zu können, machte ihn unglücklich. Sonst, wenn er einen Kameraden liebgewonnen hatte, war es sein Erstes, die paar kleinen Kostbarkeiten seines Pultes, Briefmarken und Steine, den kindischen Besitz seiner Kindheit, mit ihm zu teilen, aber all diese Dinge, die ihm gestern noch von hoher Bedeutung und seltenem Reiz waren, schienen ihm mit einem Male entwertet, läppisch und verächtlich. Denn wie konnte er derlei diesem neuen Freunde bieten, dem er nicht einmal wagen durfte, das Du zu erwidern; wo war ein Weg, eine Möglichkeit, seine Gefühle zu verraten? Immer mehr und mehr empfand er die Qual, klein zu sein, etwas Halbes, Unreifes, ein Kind

[135]) L. V. 125, S. 117/8. [136]) L. V. 36, S. 137.

von zwölf Jahren, und noch nie hatte er so stürmisch das Kindsein verflucht, so herzlich sich gesehnt, anders aufzuwachen, so wie er sich träumte: groß und stark, ein Mann, ein Erwachsener wie die andern [137])." Und dann der letzte Schritt: „Er ärgerte sich sehr, hier oben eingeschlafen zu sein, statt wach zu warten. ‚Ganz wie ein kleines Kind', sagte er empört zu sich selber, ehe er wieder in Schlaf fiel. — Denn seit gestern haßte er seine eigene Kindheit [138])."

Den zahlreichen Äußerungen der Unzufriedenheit mit dem eigenen kindlichen Zustand stehen nur wenige gegenüber, die ein positives Bekenntnis zur eigenen Kindheit enthalten. Ich selbst freilich entsinne mich kaum eines Falles, wo ich mir von einer höheren Anzahl zurückgelegter Lebensjahre einen Vorteil versprach; im Gegenteil: die Rollen, die ich mir in meinen Phantasiespielen zudiktierte, waren immer Vertreter meines augenblicklichen Alters. — Reichardt zitiert aus Dora Weinrichs „Kindheitseindrücken":

„Im übrigen schmerzten aber Hinweise auf mein Größerwerden mich sehr. Ich haßte Bemerkungen wie: ‚Nun das hört jetzt alles bald auf!' oder ‚Bald seid ihr groß!' und als meine Schwester ihr erstes Mieder bekam mit der Ermahnung: ‚Jetzt aber nicht immer auf dem Fußboden spielen', erfaßte mich eine tiefe Traurigkeit, denn es schien mir der Anfang vom Ende. Ich liebte meine Kindheit, wollte nicht erwachsen sein und besonders keine langen Kleider haben [139])."

Reichardt fügt hinzu: „Nirgends anderswo findet sich eine solche Bemerkung wieder, welche eine Besorgnis der Kinder vor dem Älterwerden enthält. Der Kinder Wunsch pflegt zu sein: „Wenn ich groß bin." Und doch besitzt das Kind in weit höherem Maße die Fähigkeit, der Welt selbst sich anzupassen und ihr nur das Zusagende zu entnehmen [140])."

Das dem Kind Zusagende ist neben allem, was seiner Bequemlichkeit dient und sein Behagen, seine Lebensfreude erhöht, in erster Linie das, das ihm imponiert und deswegen erstrebenswert scheint — eins der wesentlichsten Momente, die seinen Wunsch, kein Kind mehr zu sein, begründen, und ihm ein Ziel geben. Äußerer Glanz und Machtfülle — auch wenn sie nur Talmi und Schein sind — verfehlen nie, auf ein Kindergemüt tiefen Eindruck zu machen und werden, da kaum etwas anderes dem, was das Kind im Augenblick darstellt, entgegengesetzter ist, gern zum Ideal erhoben. Die Gefahr solch kindlicher Kritikunfähigkeit betont Stanley-Hall:

„Das Gefühl persönlicher Ergebenheit jenen gegenüber, die bewundert werden, ist so stark, daß es die Kinder veranlaßt, fälschlich für gut und wahr zu halten, was ihrem Ideal gefällt [141])."

Für das Kind gibt es keine absoluten Vergleichswerte; es mißt und wertet nur nach seinem eigenen Unvermögen, seinem eigenen Geringersein. Und deshalb ist es ziemlich belanglos, was ihm imponiert; eins ist so charakteristisch wie das andere: ob „die Wurzeln der zärtlichen Bewunderung [142])" des Sechsjährigen für seinen Klassenkameraden in der Befähigung liegen, „den Kreisel so geschickt wie keiner sonst in der Klasse [142])" zu treiben, ob Tolstoj sich vor einem Fürsten grenzenlosen Respekt einflößen ließ durch „die Verehrung, die alle ihm bezeigten, die

---

[137]) L. V. 131, S. 112. [138]) L. V. 131, S. 120. [139]) L. V. 58, S. 336. [140]) L. V. 58, S. 336. [141]) L. V. 43. [142]) L. V. 61, S. 47.

besondere Freude, die Großmutter bei seinem Anblick verriet, sowie der Umstand, daß er allein und ungeniert mit ihr verkehrte und sie ‚ma Cousine' nannte[143])", ob der Arzt „auch schon dem Kinde in dem Relief einer besondern Machtfülle[144])" erscheint, „weil er in alle Geheimnisse eindringen kann[144])", ob Heine berichten kann:

„Wie dem auch sei, dieser Großohm hat die Einbildungskraft des Knaben außerordentlich beschäftigt. Alles, was man von ihm erzählte, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mein junges Gemüt, und ich versenkte mich so tief in seine Irrfahrten und Schicksale, daß mich manchmal am hellen, lichten Tage ein unheimliches Gefühl ergriff und es mir vorkam, als sei ich selbst mein seliger Großoheim und als lebte ich nur eine Fortsetzung des Lebens jenes längst Verstorbenen. — In der Nacht spiegelte sich dasselbe retrospektiv zurück in meine Träume. — In diesen Träumen identifizierte ich mich gänzlich mit meinem Großohm, mit Grauen fühlte ich zugleich, daß ich ein anderer war und einer andern Zeit angehörte[145])", ob der kleine Johann Christoph ganz überwältigt wird von der Mitteilung, daß „ein Mensch das alles geschaffen hatte[146])", nämlich die Oper, deren Aufführung das erste große Erlebnis seines Lebens war, und nur noch das eine ersehnt: „Das einen einzigen Tag wirklich zu sein, nur einen einzigen Tag! Und dann — dann — was immer! Sterben, wenn es sein müßte[146])!" — ob Spitteler feststellt: „Soweit ich zurückdenken kann, galten mir die Soldaten für eine höhere Art Menschen[147])", ob Bebel, „der doch auf dem Kasernenhofe aufwuchs, die überwältigende Erscheinung eines Postens[148])" sich einprägt.

Diese „bezaubernde Wirkung des Soldatischen" erklärt Reichardt: „Wir sehen, wodurch der Soldat wirkt: Zuerst durch das Glänzende, dann durch seine bunte Uniform, und schließlich erfährt der Begriff eine starke Erweiterung durch das Verständnis oder wenigstens Ahnen des Dramatischen, das mit dem Berufe des Soldaten verknüpft ist[149])." Es bedarf keiner besonderen Erklärung, warum Dinge, die solch unauslöschlichen Eindruck auf das Kind machen, nicht nur als Realitäten hingenommen, sondern noch einer ganz besonderen Fähigkeit des Kindes unerschöpfliche Nahrung liefern: der Phantasie.

Bei Claparède heißt es:

„Die Phantasie spielt im Leben des Kindes eine unermeßliche Rolle: in alle seine Beschäftigungen mischt sie sich. Da sie im Geistesleben einen Platz erster Ordnung einnimmt, muß sie frühzeitig geübt werden. Die schöpferische Phantasie erhebt den Menschen über die Natur, indem sie ihm gestattet, die Elemente in neue Gruppierungen zu bringen. Sie setzt also eine sehr große Unabhängigkeit des Vorgestellten im Verhältnis zum Gegebenen voraus." . . . Das Kind „belebt die Dinge, personifiziert die Buchstaben des Alphabets, legt sich selber die verschiedensten Persönlichkeiten bei und bildet die Wirklichkeit soweit um, sich Illusionen über sich selbst zu machen[150])".

Phantasie an sich ist also zwar kein kindliches Spezifikum, aber sie spielt doch im kindlichen Leben eine andere Rolle als in dem des Er-

[143]) L. B. 125, S. 111. [144]) L. B. 36, S. 47. [145]) L. B. 83, S. 32. [146]) L. B. 108, S. 101/2. [147]) L. B. 58, S. 228. [148]) L. B. 58, S. 228. [149]) L. B. 58, S. 229. [150]) L. B. 7, S. 133.

wachsenen, und ist auch anderer Art. Wie sehr, erhellt aus der Tatsache, daß Rank die These aufstellen konnte:

„Man kann sogar im Hinblick auf gewisse seelische Störungen sagen, daß die psychische Normalität des Normalen eben darin besteht, daß er sein kindliches Vorstellungs- und Phantasieleben überwunden und vergessen hat [151]).“ Denn in jenen frühen Jahren gehen, wie Stern bemerkt, dem Kind Ernst und Schein unaufhörlich durcheinander — eine an Kindern alltägliche und nicht weiter beängstigende Beobachtung, die an Erwachsenen gemacht, doch schon auf erhebliche psychische Störungen schließen läßt. Bedenklich wird das Überhandnehmen der kindlichen Phantasie erst in den Jahren, wo schon die Umstellung auf das wirkliche Leben erfolgen sollte.

Das Wesentliche zu diesem Problem hat Wexberg in dem Beitrag „Ängstliche Kinder“ herausgearbeitet; ihm soll deshalb zunächst das Wort erteilt werden:

„Im Spiel beginnt sich seine (des Kindes) Phantasie zu entwickeln. Die Zukunft, die Rolle, die ihm als Erwachsenem zufallen wird, ist sein einziges Interesse. Zwischen Wunsch und Befürchtung, zwischen dem „wie schön wäre es, wenn . . .“ und dem „wie wird es sein, wenn . . .“ lebt es und sieht das Ziel und nicht den Weg dahin. So sucht es seinem Geltungstrieb innerhalb der engen Grenzen der Kinderstube sein Recht zu verschaffen im Spiel, im Märchen will es das erleben, was es bei seinem Ideal, bei den Erwachsenen sieht. Es ist ein kurzer Weg des Ehrgeizes, der keine Arbeit kostet. Im Spiel können die Kinder sein, was sie wollen, ohne daß sie es erst werden müssen; und 'ils prendront toujours le beau rôle (Rousseau). Früher oder später erweist sich freilich dieser anscheinend so kurze Weg als ein Abweg, und jeder Erzieher weiß davon zu erzählen, wie schwer es ist, verspielte Kinder zur Arbeit zu zwingen, zu jener Arbeit, durch die sie das Ziel wirklich erreichen sollen, das sie im Spiel so oft halluziniert haben. Die phantastischen Träume vom künftigen Leben, die Größenideen der kindlichen Seele, die kritiklos sein muß, um nicht trostlos zu sein, bilden eine starke, konservative Macht in ihr. Die kindliche Phantasie hat kein Interesse an der Entwicklung; denn sie glaubt, das Ziel auf kürzerem Wege gefunden zu haben. Real ist hier nur eines: der Affekt, der stärker ist, als die Wirklichkeit ihn geben könnte. Denn gewiß ist kein König so glücklich wie das Kind, das ‚König‘ spielt [152]).“

Auch Stern hat die Gefahren der allzu uneingeschränkten Phantasietätigkeit erkannt:

„Das Überwuchern solcher Dauerspiele ist unter Umständen nicht ganz ungefährlich. Sie können durch die Überwertigkeit der leitenden Idee eine unerwünschte Einschränkung des kindlichen Ideenkreises und eine Stumpfheit gegen die Mannigfaltigkeit der sonst vorhandenen Anregungen herbeiführen; durch die ständige Wiederholung können sie ferner die illusionierte Vorstellung mit einem immer stärkeren Wirklichkeitsakzent versehen, so daß sich das Kind regelrecht in die Phantasiesituation einspinnt und die Distanz zwischen dieser und dem realen Leben verliert [153]).“

---

[151]) L. V. 44. [152]) L. V. 2, S. 183. [153]) L. V. 54.

Was das Verwischtwerden der Grenzen zwischen Phantasie und Wirklichkeit doppelt gefährlich macht und das Sich-Zurückfinden aus der Traumwelt in den Alltag abermals erschwert, ist die Tatsache, auf die C. G. Jung hinweist, daß gerade dann eine erhöhte Phantasietätigkeit einsetzt, wenn das Leben auf Hindernisse stößt und vor Probleme stellt, mit denen das klare, nüchterne Denken nicht ohne weiteres fertig wird.

Schlimmer ist es für das Kind, auch schon für das ganz kleine, nicht erst für das heranwachsende, wenn ihm Ängstlichkeit einflößende Lebewesen und tote Dinge durch die Phantasie eine furchtsteigernde Ausmalung erfahren. Wexberg äußert:

„Die phantastische Angst ist das notwendige Korrelat zu dem phantastischen Größenwahnsinn des Kindes. Beiden ist gemeinsam, daß sie das Kind in Situationen versetzen, die weit eindeutiger, weit radikaler sind, als die realen Möglichkeiten. Es sind Simplifikationen und Übertreibungen, wie sie das gegensätzliche Denken des Kindes hervorbringt, um sich selbst den Weg zu weisen [154].“

Von solchen Gespenstern und ihrer Schreckensherrschaft während der Kinderzeit wird weiter unten in den Berichten verschiedener Autoren die Rede sein.

Daß aber die Phantasie nicht nur über Schatten-, sondern auch über recht helle Lichtseiten verfügt, ging aus dem einleitenden Zitat Claparèdes hervor. Auch Meumann erkennt der Phantasie den Rang einer höheren geistigen Fähigkeit zu, da sie als eine kombinierende schöpferisch tätig ist. Zwar macht er die Einschränkung:

„So ist es also überall erst die Intelligenz im Sinn des Denkens, welche die Phantasie den Aufgaben des Lebens, der Kunst und der Wissenschaft dienstbar macht und damit erst den eigentlichen Wert der Arbeit der Phantasie begründet [155]“, aber für den Willen, dem ja Meumann erst nach der Intelligenz den Platz anweist, gesteht er ihr höchste Bedeutsamkeit zu: „denn indem uns die Phantasie beständig zukünftige, noch nicht erlebte Situationen und Handlungen ausmalt, geht von ihr ein beständiger, stiller, uns oft gar nicht deutlich zum Bewußtsein kommender Antrieb für unser Wollen aus, es wird über die Gegenwart hinausgelenkt auf zukünftige Situationen [156].“

Im weiteren Verlauf gedenkt er einer Sentenz Mulfords, die auch hier nicht fehlen soll:

„Aus Luftschlössern entstehen die Paläste der Erde. Der Gemütszustand, in dem wir am häufigsten sind, ist eine Kraft, die Ereignisse für oder gegen uns lenkt. Das Fördern jedes Unternehmens beginnt mit der Phantasie. Jeder geistige Hang, in dem wir eine gewisse Zeit verharren, bringt uns zu Dingen im Leben, die zu dem Hang korrespondieren [157].“

Einen nicht gering zu wertenden Trost vermag die Phantasie zu spenden: sie kann gewisse Äquivalente für das wirkliche Erleben und das eigene Erfahren verschaffen, die unter Umständen für ein ganzes oder halbes Menschenalter den Verzicht auf Realitäten ertragen helfen. Auf dieser Basis vermag die Phantasie unter Umständen sogar für das ganze Leben die Einstellung zu allen Freuden und Leiden des Daseins grundlegend zu beeinflussen.

---

[154]) L. V. 2, S. 184. [155]) L. V. 39. [156]) L. V. 39. [157]) L. V. 39.

Daß in der Kinderzeit die Phantasie in erster Linie im Dienst des Größer-sein-Wollens steht, bedarf nach dem Vorangegangenen kaum noch ausdrücklicher Erwähnung. Die Gefahr dieser Art von Phantasie liegt klar zutage: durch phantastische Übersteigerung des ersehnten Ziels wird die Kluft zwischen ihm und dem gegenwärtigen Zustand nur noch tiefer und schmerzlicher, und das Kind wird sich seiner Kleinheit und Abhängigkeit erst recht bewußt.

Loewenstein läßt sich zu diesem Thema vernehmen:

„Oft aber wirft diese Hilflosigkeit in die Phantasie des Kindes große Schatten. Im Gegensatz zur Gegenwart, die so gar nicht den Wünschen und Träumen des Kindes entsprechen will, baut sich das Kind in der Phantasie ein ganzes Reich von romantischen Möglichkeiten. So kommt es zu den krassen Gestalten des Räuberhauptmanns, des Indianerhäuptlings usw. Aber mögen diese Wünsche auch noch so kindisch, so unreif und so verschwommen sein, — sie bergen auch in diesen romantischen Hüllen den Keim für das glühende Streben, ein Mann, ein „ganzer Mann" zu sein. Und das spielt dann auch in das weitere Leben des Erwachsenen hinein: immer taucht wieder der Wunsch auf, sich vollkommen zu betätigen [158])."

Eines weiteren Momentes, dem die kindliche Phantasie häufig Gefolgschaft leistet, gedenkt Reichardt:

„Bezüglich des Dranges nach Erleben und besonders nach Eigenwert-Steigerungserlebnissen hat das Kind weitgehende Möglichkeiten, seinen Bedarf aus sich heraus zu decken. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. In seinen Spielen und Gedankenträumen kann es nicht hoch genug greifen. Man hat von einem kindlichen Größenwahn gesprochen. Es setzt sich nicht nur selbst in die höchsten Würden, in den überschwenglichsten Glanz, es feiert auch Orgien der Rache und der Erniedrigung derer, die ihm die rechte Anerkennung versagen [159])."

Sollen Phantasiegebilde für das entschädigen, was das Leben versagt, so werden sie, wenn die entsprechende Anlage vorhanden, vor allem im Leben derer eine große Rolle spielen, deren Kindheit unter wenig glücklichen Aspekten stand. Und in der Tat gewinnen die Phantasiekräfte mit ihren Schreck- und Trostgebilden in Hebbels „Meine Kindheit" und im „Anton Reiser" breitesten Raum. Im „Anton Reiser" heißt es geradezu:

„So machte seine Einbildungskraft die meisten Leiden und Freuden seiner Kindheit [160])", nachdem schon vorher auf die Nachteile eines solchen absoluten Aufgehens im Reich der Phantasie hingewiesen wurde: „So ward er schon früh aus der natürlichen Kinderwelt in eine unnatürliche, idealische Welt verdrängt, wo sein Geist für tausend Freuden des Lebens verstimmt wurde, die andre mit voller Seele genießen können [161])."

Später aber gesteht K. Ph. Moritz:

„So bestanden von seiner Kindheit auf seine eigentlichen Vergnügungen größtenteils in der Einbildungskraft, und er wurde dadurch einigermaßen für den Mangel der wirklichen Jugendfreuden, die andre in vollem Maße genießen, schadlos gehalten [162])." Denn:

---

[158]) L. V. 36, S. 135/6. [159]) L. V. 58, S. 287. [160]) L. V. 100, S. 41. [161]) L. V. 100, S. 26. [162]) L. V. 100, S. 150.

„Wie oft, wenn er an einem trüben Tage bis zum Überdruß und Ekel in der Stube eingesperrt war und etwa ein Sonnenstrahl durch eine Fensterscheibe fiel, erwachten auf einmal in ihm Vorstellungen vom Paradiese, vom Elysium oder von der Insel der Kalypso, die ihn ganze Stunden lang entzückten [163]) . . . Oft war ihm die geräumige Werkstatt mit ihren schwarzen Wänden und dem schauerlichen Dunkel, das des Abends und des Morgens nur durch den Schimmer einiger Lampen erhellt wurde, ein Tempel, worin er diente [164]) . . . Seine immer geschäftige Einbildungskraft belebte das Leblose um ihn her und machte es zu wirklichen Wesen, mit denen er umging und sprach [165]).“

Bedenklicher dagegen mögen Berichte stimmen wie folgende:

„Aber von seinem zweiten und dritten Jahre an erinnerte er sich auch der höllischen Qualen, die ihm die Märchen seiner Mutter und seiner Base im Wachen und im Schlafe machten: wenn er bald im Traume lauter Bekannte um sich her sah, die ihn plötzlich mit scheußlich verwandelten Gesichtern anblickten, bald eine hohe, düstre Stiege hinaufstieg und eine grauenvolle Gestalt ihm die Rückkehr verwehrte, oder gar der Teufel bald wie ein fleckiges Huhn, bald wie ein schwarzes Tuch an der Wand ihm erschien. — Als seine Mutter noch mit ihm auf dem Dorfe wohnte, jagte ihm jede alte Frau Furcht und Entsetzen ein, so viel hörte er beständig von Hexen und Zaubereien; und wenn der Wind oft mit sonderbarem Getön durch die Hütte pfiff, so nannte seine Mutter dies im allegorischen Sinn den handlosen Mann, ohne weiter etwas dabei zu denken [166]) . . . Da ging kein Tag hin, wo sich nicht ein sonderbares Getöse wie von Glocken oder ein Scharren vor der Tür oder eine dumpfe Stimme hätte hören lassen, die den sogenannten Knecht Ruprecht oder Vorgänger des heiligen Christ anzeigte, den Anton dann im ganzen Ernst für einen Geist oder ein übermenschliches Wesen hielt, und so ging auch diese ganze Zeit über keine Nacht hin, wo er nicht mit Schrecken und Angstschweiß vor der Stirne aus dem Schlaf erwachte [167]).“

Ganz schlimm sind die Ausgeburten einer überreizten Phantasie, von denen Hebbel als Kind gepeinigt wurde:

„Schon in frühester Zeit war die Phantasie außerordentlich stark in mir. Wenn ich des Abends zu Bett gebracht wurde, so fingen die Balken über mir zu kriechen an, aus allen Ecken und Winkeln des Zimmers glotzten Fratzengesichter hervor, und das Vertrauteste, ein Stock, auf dem ich selbst zu reiten pflegte, der Tischfuß, ja die eigene Bettdecke mit ihren Blumen und Figuren wurden mir fremd und jagten mir Schrecken ein. Ich glaube, es ist hier zwischen der unbestimmten, allgemeinen Furcht, die allen Kindern ohne Ausnahme eigen ist, und einer gesteigerten, die ihre Angstgebilde in schneidend scharfen Formen verkörperte und der jungen Seele wahrhaft objektiv macht, wohl zu unterscheiden: jene teilte mein Bruder, der neben mir lag, aber ihm fielen sehr bald die Augen zu, und dann schlief er ruhig bis an den hellen Morgen; diese quälte mich allein und sie hielt den Schlaf nicht bloß von mir fern, sondern scheuchte ihn auch, wenn er schon gekommen war, oft noch wieder fort und ließ mich mitten in der Nacht um Hilfe rufen. Wie tief sich die Ausgeburten derselben mir eingeprägt haben, geht daraus

---

[163]) L. V. 100, S. 41. [164]) L. V. 100, S. 65. [165]) L. V. 100, S. 65. [166]) L. V. 100, S. 42. [167]) L. V. 100, S. 42.

hervor, daß sie mit voller Gewalt in jeder ernsten Krankheit wiederkehren; sowie das fieberisch siedende Blut mir übers Gehirn läuft und das Bewußtsein ertränkt, stellen die ältesten Teufel, alle später geborenen vertreibend und entwaffnend, sich wieder ein, und das beweist ohne Zweifel am besten, wie sie mich gemartert haben müssen. Aber auch am Tage war die Phantasie ungewöhnlich und vielleicht krankhaft rege in mir: häßliche Menschen zum Beispiel, über die mein Bruder lachte und die er nachäffte, erfüllten mich mit Grauen [168]).“

Es folgen dann Schilderungen von Erlebnissen, die aus diesem Phänomen resultieren, und abschließend berichtet Hebbel von einem Traum, „der so ungeheuerlich war und einen solchen Eindruck in mir zurückließ, daß er siebenmal hintereinander wiederkehrte . . . Die Woche, in welche dieser Traum fällt, war vielleicht die entsetzlichste meiner Kindheit; denn die Erinnerung an ihn verließ mich den ganzen Tag nicht, und da ich, sowie ich trotz meines Sträubens zu Bett gebracht wurde, die Angst vor seiner Wiederkehr gleich mit hinein, ja unmittelbar mit in den Schlaf hinübernahm, so war es kein Wunder, daß er sich auch immer wieder einstellte [169]).“

Übrigens sind diese Angstträume als „pavor nocturnus“ längst zu einem wissenschaftlichen Begriff und einer heute leider gang und gäben Erscheinung geworden, die in „Buddenbrooks“ geradezu klassische dichterische Gestaltung erfuhr.

Ein harmloseres Gesicht hat die Phantasie da, wo sie nicht unter der Herrschaft einer mehr oder minder bewußten Tendenz steht, sondern Ausdruck und Ausfluß einer unermeßlichen Schöpferkraft ist, die, wie schon im „Anton Reiser“ erwähnt, dem Leblosen Leben einhaucht und es so zu Spielgefährten macht, oder der die Wirklichkeit „doch nur zur Unterlage dient, unwirkliche Luftschlösser daraus zu bauen [170])“, wie sich Kügelgen ausdrückt, dem ein aus der Tasche zutage gefördertes Stück Bindfaden „sogleich Ideen“ gab und der bekennt: „So vertrug auch ich mich prächtig mit jenen Holzstößen, die ich nicht hätte missen mögen und die mir unendlich mehr Genuß gewährten als elegante Blumenrabatten und alles, was man sonst zum Schmucke der Gärten rechnet. Ich kletterte daran herum, überstieg sie wie Gebirge oder sah sie für Schlösser oder Kastelle an, die man stürmen und verteidigen konnte [171]).“

Oft ist die Phantasie die Quelle eines spezifisch kindlichen Phänomens, nämlich der Lüge in einer bestimmten Form. Nicht für alle Kinder „zerfällt die ganze Welt“ wie für „Appelschnut“ klar in eine „Welt der Wirklichkeit und eine Welt ‚aus Spaß [172])‘“. Über das Kapitel „Flunkergeschichten“ setzen Bäumer-Droescher als Motto einen alles erklärenden Ausspruch von A. Matthias:

„Bei ganz jungen Knaben spielt die Phantasielüge eine große Rolle. Sehr lebhafte Kinder, besonders die nervösen, an denen unsere Zeit nicht ganz arm ist, sind vielfach nicht imstande, in jedem Augenblick sich vollständig zu zügeln und die Grenze zu ziehen zwischen Einbildung und Wirklichkeit [173]).“

Daß bedeutende Dichter und Schriftsteller, für die eine unerschöpfliche Phantasie eine der wesentlichen Quellen ihrer Kunst darstellt, kopf-

[168]) L. B. 82, S. 205. [169]) L. B. 82, S. 207/9. [170]) L. B. 95, S. 95. [171]) L. B. 95, S. 85. [172]) L. B. 59, S. 133. [173]) L. B. 59, S. 110.

schüttelnd aus ihrer frühen Kindheit umfangreiche Lügenmärchen berichten, von deren Wahrheit sie im Augenblick der Erfindung felsenfest überzeugt waren, darf nicht wundernehmen. Bekannt ist die schlimme Geschichte aus Kellers „Grünem Heinrich", für den „träumerische Gewebe [174])" der erregten Phantasie sich „mit dem wirklichen Leben verflochten [174])", so daß er sie „kaum von demselben unterscheiden konnte [174])". Wie sehr er von der Wirklichkeit des von ihm erfundenen Märchens durchdrungen war, geht aus dem Eindruck hervor, den ihm die realen Folgen desselben für seine unschuldigen Opfer machten. Er gesteht: „Soviel ich mich dunkel erinnere, war mir das angerichtete Unheil nicht nur gleichgültig, sondern ich fühlte eher noch eine Befriedigung in mir, daß die poetische Gerechtigkeit meine Erfindung so schön und sichtbarlich abrundete, daß etwas Auffallendes geschah, gehandelt und gelitten wurde, und das infolge meines schöpferischen Wortes. — Ich begriff gar nicht, wie die mißhandelten Jungen so lamentieren und erbost sein konnten gegen mich, da der treffliche Verlauf der Geschichte sich von selbst verstand und ich hieran so wenig etwas ändern konnte, als die Götter am Fatum [175])."

Für Stanley-Hall scheint dieses Phänomen bis zu einem gewissen Grade Erfahrungstatsache zu sein, da er behauptet:

„Wie ein Mensch nicht falsch gegen andre sein kann, wenn er wahr gegen sich selbst ist, so kann er sich das gefährliche Vergnügen, andre zu täuschen, nicht gewähren, ohne daß er bis zu einem gewissen Grade sein eigenes Opfer wird, indem er schließlich die eigenen Lügen glauben muß [176])."

Derartiges auf den Menschen jenseits des 4. Lebensjahres übertragen zu wollen, scheint m. E. den Schritt aus dem Normalen in das Krankhafte, in das Gebiet der hysterischen Phänomene zu bedeuten.

Zuweilen aber erhalten derartige Phantasien erst dadurch den Stempel der Lüge, daß der Erwachsene die Absicht des Kindes mißversteht, oder weil das sprachungewandte Kind sich in der Form oder im Ausdruck vergriff. Dieser Meinung ist auch Claparède:

„Das Kind entstellt die Wahrheit und zieht sich den Beinamen eines Lügners zu; es hat indessen nicht die Absicht, zu täuschen, sondern verlängert nur die Dauer einer Komödie, in der es selbst betrogen wird. Diese Tatsache macht die Aussage der Kinder vor Gericht so sehr zu einem Gegenstand der Vorsicht [177])."

In diese Rubrik gehört Grete Wiesenthals Phantasiespielerlebnis, das für sie mit der Erkenntnis endete: „wie gefahrvoll es ist, seine Träume andern anzuvertrauen [178])."

Auf weniger schmerzvolle Weise macht das kleine Annchen, das Elsa Köhler beobachtet, eine ähnliche Erfahrung, als es der Befürchtung: „Herminchen könnte mich schlagen!" in Form eines Faktums: „Herminchen hat mich geschlagen!" Ausdruck verleiht. Elsa Köhler konstatiert:

„Ännchen ahnt nun vielleicht, daß man sich irren kann oder daß man mißverstanden werden kann, sie erlebt auch, daß man mit Worten mehr oder weniger glücklich darstellen kann; was es aber heißt, bewußt anders

---

[174]) L. V. 59, S. 111. [175]) L. V. 59, S. 112/3. [176]) L. V. 53. [177]) L. V. 7, S. 134. [178]) L. V. 6, S. 251.

sprechen, als man gesehen hat, darauf ist sie glücklicherweise noch nicht gekommen [179])."

Ähnliche Beobachtungen scheint H. v. Hug-Hellmuth gemacht zu haben, wenn sie feststellt, daß bewußte Lügen bei Kindern unter vier Jahren kaum vorkommen. Aus derselben Erfahrung spricht Rosegger und erklärt sie:

„Das Kind aber in seinen ersten Jahren, das ist noch ein Charakter, möchte ich sagen. Wenigstens ist es einheitlich, weil es noch keinen jener Zwiespalte kennt, die später den Charakter spalten, weil es noch wahre, einfache Natur ist. Reine Naturmenschen sind wahrhaftig; sie können nicht lügen, denn es ist widernatürlich, etwas anderes zu sagen, als man weiß, anders zu scheinen, als man ist. Wenn ein Kind an andern nicht die Lügen sähe, von selbst würde es nicht so bald darauf kommen, zu lügen. Ich kenne Kinder, die mit vier bis fünf Jahren heftige Wahrheitsfanatiker sind, immer in der größten Angst leben, ob sie wohl ja immer die knappe Wahrheit sagen. Ein Zeichen, daß sie von der Lüge schon etwas wissen, daß man ihnen die Lüge bereits als etwas Abscheuliches hingestellt hat — gewiß oft sehr überflüssig. An mancher Sünde ginge der junge Mensch vorüber, wenn sie nicht gerufen würde, gleichsam ins Leben gerufen, um sie dann mit allergrößter Mühe der Pädagogik wieder zu töten [180])."

In der Lüge sieht er also — und mit Recht — einen der gefährlichsten Feinde des Charakters. Aus diesem Grunde ist es unumgänglich notwendig, sich mit dem woher? warum? und zu welchem Zweck, der Kinderlüge auseinanderzusetzen; denn die Kinderlüge auch über die Phantasielüge hinaus ist eine unleugbare Erfahrungstatsache. Hug-Hellmuth stellt fest, daß „Lügen aus Großmannssucht und Notlügen, wenigstens im vorschulpflichtigen Alter, an erster Stelle stehen [181])."

Daß ein Kind, vor die Wahl gestellt, sich durch Bekenntnis der Wahrheit Strafe, also etwas physisch oder psychisch Schmerzhaftes, zuzuziehen, oder durch Leugnen des wahren Sachverhaltes, also eine bewußte Lüge, allen Unannehmlichkeiten (der Meinung ist es jedenfalls) aus dem Wege zu gehen, sich nicht kampflos für das in seinen Augen größere Übel entscheiden kann, leuchtet ohne weiteres ein. Vielleicht ist die Lüge in solchen Fällen das Näherliegende, vor allem da, wo erfahrungsgemäß Vergehen und Strafe nicht in einem für das Kind verständlichen Gewichtsverhältnis zueinander stehen. Wird ein derartiges Mißverhältnis zwischen Schuld und Sühne (denn gerade das in die Lüge flüchtende Kind wird, da man es doch in der Regel ertappt, um so härter bestraft) zu einem Dauererlebnis, so kann das Lügen für alle späteren Zeiten geradezu zu einem Zwang werden, auch da, wo es sich nicht darum handelt, sich der Verantwortung für ein Unrecht zu entziehen. — Auf diese Gefahr zu großer elterlicher Strenge für das spätere Leben weist u. a. Loewenstein hin. Unter allen Umständen hat Stern recht, wenn er schreibt:

„Bei so jungen Kindern, die erst zur Charakterfestigkeit erzogen werden sollen, ist es vor allem nötig, daß man ihnen das Hinwegkommen über die Abwehr leicht mache. Es ist in diesem Alter ja noch gar nicht zu verlangen, daß ein Kind eine so starke Selbstüberwindung ununterstützt zustande bringe [182])."

---

[179]) L. V. 30, S. 161. [180]) L. V. 59, S. 288/9. [181]) L. V. 22. [182]) L. V. 54.

Eine andre Wurzel der Notlüge — wenn man als „Not“ ohne weiteres die erzwungene Stellungnahme zu Taten, die man lieber verschweigen möchte, bezeichnen darf — deckt Stanley-Hall auf: „Wer gewohnheitsgemäß Böses tut, wird lügen lernen, um das Böse zu verdecken[183].“ Und er knüpft daran die selbstverständliche erzieherische Forderung an, nicht das Lügen, sondern das Böse selbst auszurotten. Dies gilt natürlich erst für das Kind in einem höheren Lebensalter, wo das moralische Empfinden schon über die primitivsten Anfänge hinaus entwickelt sein muß. Immer jedoch, wo es sich um die Stellungnahme zur kindlichen Lüge in irgendeiner Form handelt, darf nicht außer acht gelassen werden, inwieweit dem Kind vielleicht die Lüge durch ungeschickte Fragestellung erst nahegelegt, oft sogar direkt suggeriert wird. Manchen Fällen der „Lügen aus Großmannsucht“ mag solch eine Suggestion zugrunde liegen; auf die außerordentliche Suggestibilität des Kindes wurde ja schon hingewiesen. Den Löwenanteil an derartigen Aufschneidereien hat natürlich das Streben des Kindes über sich selbst, über seine wirkliche oder nur eingebildete Stellung und Lage hinaus. Ein hübsches Beispiel dafür, wieweit solche gewollten Übertreibungen oft den wirklichen Tatbestand nicht etwa übertreffen, sondern hinter ihm zurückbleiben, gibt Thomas Mann in „Buddenbrocks“:

„‚Mein Vater hat tausend Taler!‘ sagte Julchen und glaubte entsetzlich zu lügen. ‚Deiner vielleicht[184]?‘“ —

So liefert das Kapitel „Lügen“ einen neuen Beitrag zu dem Problem der Wirklichkeitsfremdheit und dadurch bedingten Eigenart der kindlichen Psyche. Alles in allem stellen die Momente, die ein Kind zur Lüge veranlassen, eine ganze Skala kindlicher Spezifika dar; als solche seien, in Anlehnung an das Bäumer-Droeschersche Buch, nochmals erwähnt: „ungenaue Beobachtung, ein noch nicht treu arbeitendes Gedächtnis, Phantasie, Suggestion, Eitelkeit, Freude an der List, die Scheu, den Erwachsenen an seinem Innenleben teilnehmen zu lassen, Furcht, Neid[185].“

Abschließend sei zu diesem und dem damit innig verknüpften Thema „kindliche Unredlichkeiten“ an ein Wort Rousseaus erinnert, das auf die vermeidbaren Ursachen der kindlichen Lüge hinweist und zugleich ein wichtiges Erziehungsmoment betont:

„Wenn der Zögling euch nie bemüht sieht, ihm zuwiderzuhandeln, wenn er keinen Grund hat, euch zu mißtrauen, euch nichts zu verheimlichen hat, so wird er euch nicht betrügen noch belügen; er wird sich ohne Besorgnis vor euch zeigen, wie er ist; ihr könnt ihn dann in Muße ganz erforschen und rings um ihn die Unterweisungen vorbereiten, die ihr ihm gerade geben wollt, ohne daß er je ahnt, daß er erzogen wird[186].“

Wenden wir uns jetzt zu einem andern, ebenfalls mit dem Kausal-Epitheton „kindlich“ versehenen Phänomen, den Äußerungen von Grausamkeit, die auf ein spezifisch kindliches Manko: einen gewissen Mangel an Einfühlungsvermögen, zurückzuführen, nicht aber a priori als Freude am Leidzufügen zu beurteilen und zu verdammen ist. Die Opfer dieser kindlichen Unwissenheit sind in den meisten Fällen Lebewesen, bei denen infolge Fehlens menschlicher Ausdrucksweise der Schluß auf ein bis dato nur am Menschen wahrgenommenes Fühlen nicht gezogen werden kann: die Tiere. So bezeichnet denn Hug-Hellmuth vorsätzliche

---

[183]) L. V. 53. [184]) L. V. 98. [185]) L. V. 59, S. 452. [186]) L. V. 112.

Tierquälerei im frühen Kindesalter durchaus zutreffend als Abnormität. Darum halte ich es für einen Trugschluß, sich durch folgendes Vorkommnis einfach eine mögliche verbrecherische Erbanlage bestätigen zu lassen: ein mir persönlich bekanntes, einen durchaus liebenswerten, vor allem aber liebebedürftigen und bedrückten Eindruck machendes Mädel von sechs bis sieben Jahren steckte eine lebende Katze in die Backröhre. Als man beim Anheizen das Tierchen retten konnte und die kleine Missetäterin befragte: „Was wäre denn geschehen, wenn die Katze verbrannt wäre?" gab das Kind seelenruhig zur Antwort: „Dann hätte ich eine andre bekommen." — Der Fundamentalunterschied zwischen lebendem und totem Spielzeug war hier offenbar noch nicht erfaßt worden; denn sonst wäre kaum diese schlichte Parallele zwischen der verbrannten, also zum Spielen untauglich gewordenen Katze und irgendeinem zerstörten oder verlorengegangenen Spielzeug gezogen worden.

Beispiele ähnlicher Arten „kindlicher Grausamkeit", wenn auch nicht ganz so kraß wie das eben erzählte, lassen sich wohl überall finden. Hier sei nur an die kleine Episode aus „Romeo und Julia auf dem Dorfe" erinnert, wo die Kinder eine große, blaue Fliege in einen Puppenkopf sperren, das Loch mit Gras verstopfen und dann dem Summen in dem Kopf lauschen. „Das wenige Leben in dem dürftig geformten Bilde erregte die menschliche Grausamkeit in den Kindern, und es wurde beschlossen, das Haupt zu begraben. So machten sie ein Grab und legten den Kopf, ohne die gefangene Fliege um ihre Meinung zu befragen, hinein und errichteten über dem Grabe ein ansehnliches Denkmal von Feldsteinen. Dann empfanden sie einiges Grauen, da sie etwas Geformtes und Belebtes begraben hatten und entfernten sich ein gutes Stück von der unheimlichen Stätte [187])."

Einen kleinen Beitrag zu unserm Thema liefert auch Darwin: „Einmal, als ich noch ein sehr kleiner Junge war, — als ich in die Sammelschule ging oder noch vor dieser Zeit — handelte ich grausam; ich schlug ein junges Hündchen, wie ich glaube, einfach in dem freudigen Gefühle der Kraft; doch kann das Schlagen nicht derb gewesen sein, da das Hündchen nicht heulte, worüber ich ganz sicher bin, da der Ort ganz in der Nähe des Hauses war. Diese Tat hat schwer auf meinem Gewissen gelegen, wie daraus hervorgeht, daß ich mich genau an die Stelle erinnere, wo das Verbrechen begangen wurde. Es belastete mich wahrscheinlich um so schwerer, als damals und noch lange Zeit nachher meine Liebe zu Hunden geradezu eine Leidenschaft war [188])."

In beiden Fällen kündet ein unbehagliches Gefühl nach der Tat das keimende Verständnis für die noch ohne Gewissenbisse vollzogene Handlung an.

Wieviel von „kindlicher Grausamkeit" auf das Konto „schlechtes Beispiel" zu schreiben ist, mag man sich überlegen bei dem von Claparède zitierten kindlichen Ausspruch, daß eine Schnecke „zum Zertreten" sei. — Ein lehrreiches Beispiel für das, was „kindliche Grausamkeit" ihrem inneren Wesen nach wirklich ist, erzählt Spitteler: Ein Bauer ist vom Wagen gefallen, aber nicht, wie der Knabe erwartete, überfahren worden. „Ganz traurig und niedergeschlagen seufzte ich: ‚Ach wie schade!' ‚Ja bist du denn so grausam, daß es dir Freude bereitet hätte, wenn

[187]) L. V. 59, S. 124. [188]) L. V. 59, S. 246.

er überfahren worden wäre?' Mein Vater mißverstand mich. Ich lechzte keineswegs nach dem Blute des Bauern. Nur verlangte ich von ihm, nachdem er einem ungeheißen das Abenteuer gestiftet, vom Wagen zu fallen, auch die schuldige Fortsetzung. Man fängt nicht eine Geschichte an und hört dann mitten drin auf, wenn es gerade am spannendsten ist [189])."

Die aktive Form der „Grausamkeit" führt W. Stern zurück auf die jedem Kind innewohnende Neckfreude, mit der Begründung, daß Necken nicht vor Ausartung geschützt sei, Grausamkeit und Schadenfreude sich also leicht daraus entwickeln können. Eine Bestätigung dieser Hypothese finden wir im „Johann Christoph":

„Christoph hatte im grausamen Leichtsinn der Kindheit von vornherein die Geringschätzung seines Vaters und seines Großvaters für den kleinen Händler geteilt. Er ergötzte sich an ihm wie an einem komischen Gegenstand; er quälte ihn mit dummen Neckereien, die der andere mit seiner unzerstörbaren Ruhe ertrug [190])."

Verwandtes weiß auch Tolstoi aus seiner Kindheit zu berichten und forscht seinem Ursprung, seiner Begründung nach:

„Ich wußte nicht, daß der Ärmste sicherlich nicht so sehr wegen der körperlichen Schmerzen als wegen der Kränkung bei dem schrecklichen Gedanken geweint hatte, daß fünf Knaben, die ihm vielleicht gefielen, ihn ohne jeden Grund haßten und verprügelten. Damals verstand ich die ganze Grausamkeit und Unmenschlichkeit unseres Benehmens nicht; jetzt verstehe ich sie wohl, kann sie mir aber nicht erklären. Ich glaube, Serjoscha war infolge eines falschen Ehrbegriffes so grausam, indem er seine Tapferkeit zeigen wollte; ich dagegen, weil es über meine Kräfte ging, ihm nicht alles nachzumachen. Der Hauptgrund war aber wohl folgender: Eine Eigentümlichkeit des Kindercharakters besteht darin, alle Begriffe zu verallgemeinern, sie auf eine gemeinsame Grundlage zurückzuführen. Dieses Bestreben rührt von der mangelhaften Entwicklung der geistigen Fähigkeiten her. Ein Kind kann sich nicht vorstellen, daß etwas einerseits gut und andrerseits schlecht sein kann. Die Eigenschaft eines Gegenstandes, die ihm zuerst auffällt, hält das Kind für das Wesen des Ganzen. Im Verkehr mit Menschen bildet sich ein Kind sein Urteil nach dem ersten äußeren Eindruck. Übt ein Gesicht auf das Kind einen lächerlichen Eindruck aus, so denkt es nicht an die guten Eigenschaften, die neben dieser lächerlichen Seite vorhanden sein können — es hat sich bereits einen ungünstigen Begriff von den Gesamteigenschaften gebildet [191])."

Das psychische Korrelat der mehr auf das Körperliche gerichteten kindlichen „Grausamkeit" ist die scheinbare Lieblosigkeit des kleinen Kindes, das die Abwesenheit der treusorgenden Mutter nicht bemerkt, solange es in seinem Behagen nicht beeinträchtigt wird. Utitz erklärt diese Erscheinung damit, daß die Erlebnisse noch nicht festgehalten werden.

Alle diese Ausführungen legen den Schluß nahe, daß die Fähigkeit des „Mitfühlens" beim Kinde noch nicht vorhanden oder doch erst sehr mangelhaft entwickelt sein kann. Eine Untersuchung dieses Problems ergibt eine außerordentliche Verschiedenheit der Mitleidsfähigkeit bei

---

[189]) L. V. 58, S. 212/3. [190]) L. V. 108, S. 119. [191]) L. V. 125, S. 124/5.

Kindern. Stern betont aber ausdrücklich, daß es sich hier durchaus noch nicht um eine endgültige Eigenschaft, sondern nur um verschiedenes Tempo in der Entwicklung des Gefühlslebens zu handeln braucht. Für das jüngere Kind gilt wohl, daß Teilnahmlosigkeit an dem Unglück oder an den Schmerzen eines andern ebenso wie die „Grausamkeit" nur mangelndes Verständnis und nichts anderes beweisen. Ein besonderes Kennzeichen des kindlichen Mitgefühls ist, daß es, sobald es überhaupt auftritt, sich in der Regel Menschen, Tieren und leblosen Dingen in gleicher Weise zuwendet. Erst allmählich, von Jahr zu Jahr, wie Stern beobachtet, sinkt die Häufigkeit des Mitleids mit leblosen Gegenständen zugunsten des Mitleids mit Menschen und Tieren. Das Fühlen mit jemandem setzt, wie Stern weiter ausführt, das Fühlen für ihn voraus, wobei allerdings das Mitleid dann wieder die Liebe steigern kann, wie der Ausspruch eines der Sternschen Kinder bekundet: „Mutter, wenn Du krank bist, hab ich Dich viel lieber [192])!"

Eindeutig ergibt sich, daß Mitgefühl und bewußte Grausamkeit dieselbe Voraussetzung haben: die Ahnung oder die Überzeugung von einer der eigenen verwandten Fühlfähigkeit in einem andern „Ich" (vom Kind aus gesehen); daß diese Fühlfähigkeit ihrerseits durch Beseeltheit bedingt ist, dürfte erst eine spätere Entdeckung sein. — Daß ich in meinen frühen Kinderjahren erhaltene Schläge prompt an meine Puppen weiterleitete, setzt wohl schon einen ziemlich komplizierten Vorgang voraus: unter dem Gesichtspunkt meiner späteren Entwicklung gesehen mögen neben der Vermutung, daß diese in ihrem Äußeren menschenähnlichen Gebilde auch innerlich eine ähnliche Konstitution aufweisen, zwei Momente sich die Wage halten: 1. das Bestreben, die erlittene Unbill durch Aktivität derselben Art abzureagieren, 2. das Bedürfnis, bei den Puppen durch gleiches Leid Mitempfinden für das mir widerfahrene zu erwecken. Die Erkenntnis, daß man nur das, — dies aber dann bestimmt — was man schon selbst erlebt, mit einem andern mitfühlen kann, war also schon klar vorhanden zu einer Zeit, wo das Phänomen „beseelt — unbeseelt" noch nicht eindeutig erlebt war. Eine vage Ahnung dieses Unterschiedes mag aber doch schon vorhanden gewesen sein; denn ich wüßte nicht, daß jemals eine der Katzen, die seit frühester Jugend meine Spielkameraden waren, dem eben geschilderten Bedürfnis zum Opfer gefallen wäre. — Wie früh man schon bei einem Kind das Verständnis — wenn auch noch nicht Mitgefühl — für die Schmerzen anderer Lebewesen durch Fühlbarmachen derselben am eigenen Leibe wecken kann, mag folgende Beobachtung lehren: der damals zweieinhalb bis dreijährige Bub einer meiner Freundinnen machte mit Vorliebe Angriffe auf Schwanz und Fell einer Angorakatze. Seit ich ihm selbst daraufhin einmal gründlich die Haare zauste und dazu erklärte: „Genau so tut das der Mieschekatze", wurde er nicht wieder bei einer derartigen Tierquälerei betroffen.

Reichardt, der alle diese Dinge weniger als Phänomene an sich als unter dem Gesichtspunkt der dauerhaften Einprägung betrachtet, will bei Erinnerungen an Geschehnisse aus dem 4. oder 5. Lebensjahre, die eigentlich an das menschliche Mitgefühl appellieren mußten, nicht das Mitleid, sondern „die Erregung der Umgebung und den Ereignischarakter des Geschehnisses" als „erste Ursache der Einprägung [193])" er-

[192]) L. V. 54. [193]) L. V. 58, S. 251.

kennen; denn „in diesem Alter besteht noch kein rechtes Verständnis für Kranksein der Mitmenschen. Das Kind, das so außerordentlich suggestibel ist, und überaus beeinflußbar durch die Gefühle der umgebenden Personen, das eine nie mehr erreichte Labilität im Mitfühlen besitzt, kennt anscheinend das Mitleiden nicht [194]."

Zu der Aufzeichnung einer Erinnerung aus dem 6.—7. Lebensjahre fügt er hinzu: „Das Leiden der Mutter ist hier bemerkt und vermerkt. Von Mitleid kein Wort, man könnte vielmehr zwischen den Zeilen lesen, daß die Schmerzensschreie störend beim Spiele empfunden worden seien [195]."

Reichardt schließt diesen Abschnitt mit der Frage:

„Ist hier in der zeitlichen Ausdehnung, die der Begriff des Leidens einschließt, und die der kindliche Geist noch nicht erfassen kann, oder in einem Sträuben gegen derartige Eindrücke, welche das mit sich selbst vollauf beschäftigte Wesen nur unnötig belasten würde, oder in einer Tendenz des Vergessens eine Erklärung für das Fehlen des Mitleids zu suchen? Unser Material gibt uns darauf keine eindeutige Antwort [196]."

Nur einen einzigen Bericht läßt Reichard als wirkliche Äußerung kindlichen Mitleids gelten:

„Ich war noch nicht 5jährig. Damals kamen Bettelleute zahlreich vor unsere Tür. Die Großmutter trieb sie harten Herzens stets fort. Einmal sah und hörte ich, wie ein alter, lahmer Mann mit rauhem Worte weggeschickt wurde. Während die Frau ins Haus ging, lief ich zum Kartoffelhaufen, nahm zwei oder drei Kartoffeln, rannte dem Bettler nach und gab sie ihm. Nun wandte sich ihr Zorn gegen mich [197]."

K. Ph. Moritz erinnert sich im „Anton Reiser" einer „Wehmut", die er, etwa 6—7jährig, einmal empfunden hat:

„Der Ton des geduldigen Entbehrens, ungeachtet der höchsten Bewunderung, womit das zerlumpte Mädchen die Worte sagte: Ach Herr Gott, wie schön! drang ihm durch die Seele . . . Wie gern wäre er zurückgegangen und hätte dem zerlumpten Mädchen das kostbare Spielzeug geschenkt, wenn es seine Base gelitten hätte! So oft er nachher daran dachte, empfand er eine bittere Reue, daß er es dem Mädchen nicht gleich auf der Stelle gegeben hatte [198]."

Romantisch, aber doch an ähnliches eigenes Erleben gemahnend, mutet an, was Heine von dem Mitgefühl erzählt, zu dem ihn seine erste Lektüre, der Don Quixote, hinriß:

„In meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich alles für baren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschicke mitgespielt wurde, so meinte ich doch, das müsse so sein, das gehöre nun mal zum Heldentum, das Ausgelachtwerden ebensogut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdroß mich ebensosehr, wie ich dieses in meiner Seele mitfühlte . . . und ich konnte die bittersten Tränen vergießen, wenn der edle Ritter für all seinen Edelmut nur Undank und Prügel genoß [199]."

Tut man dem ganz jungen Kind Unrecht durch Überwertung der Äußerungen von Grausamkeit oder Mangel an Mitgefühl, so ist es dennoch

---

194) L. V. 58, S. 251. 195) L. V. 58, S. 252. 196) L. V. 58, S. 252 197) L. V. 58, S. 252. 198) L. V. 100, S. 131/2. 199) L. V. 83, S. 68.

andrerseits nicht geschützt vor dem noch viel verhängnisvolleren Fehlurteil bezüglich seiner Disposition zu tiefem Empfinden von Lust und Leid, die seine eigene kleine Person angehen. Unfähigkeit, fremden Kummer, fremde Schmerzen verstehend zu erfassen oder fühlend als eigene mitzuerleben, besagt nicht einmal beim Erwachsenen Unfähigkeit zu abgrundtiefem eigenen inneren Erleben, geschweige denn beim Kinde! Zu dem Problem, wie schwer man sich an einer Kinderseele versündigen, wie sehr man sie vielleicht zeitlebens schädigen kann, wenn man Kinderglück und Kinderschmerz als Bagatelle abtun und außer acht lassen zu dürfen glaubt, gibt es heute eine ganze Literatur, aus der im folgenden einige der prägnantesten Beispiele angeführt werden sollen. Wildenbruchs Novelle „Das edle Blut", Hesses Roman „Unterm Rad" und seine Novelle „Kinderseele", die Novellen „Ein Opfer" von H. Aeckerle und „Die Büßerin" von H. Land, sowie Friedr. Huchs Roman „Mao" kristallisieren sich ganz und gar um ein geheim gehaltenes, tiefschmerzliches Kindererlebnis, dessen zerstörende Kraft der Umgebung gar nicht oder in den Fällen, wo ihre Auswirkungen das Leben ihres Opfers forderten, erst am Totenbett des Kindes — also zu spät — offenbar wurde.

Im „Edlen Blut" ist es der Schmerz über die durch einen dummen Streich des Bruders gefährdete und durch die Herzensroheit eines Kameraden besudelte Familienehre, die die Lebenskraft des „kleinen L." untergräbt und einen seiner Kameraden noch nach einem halben Jahrhundert bekennen läßt: „Ich habe Männer auf Schlachtfeldern liegen sehen — Menschen, denen Not und Verzweiflung auf dem Gesicht geschrieben stand — solches Herzeleid, wie in dem Gesicht dieses Kindes, habe ich nie wieder gesehen — niemals — nie [200])."

In „Unterm Rad" wird dem beklagenswerten Musterschüler Jugend, Lebensfreude und Widerstandskraft des Körpers und der Seele zerstört durch den Ehrgeiz aller derer, die ihm die Wege zu „höherer Bildung" und „gehobener Lebensstellung" erschlossen oder ihn auf diesem Weg gefördert haben und sich nun in seinem Ruhm sonnen wollen, so daß er zuletzt, angewidert von dem, was infolge psychischer und physischer Erschöpfung aus ihm geworden, Erlösung und Vergessen im Flusse sucht.

„Kinderseele" schildert einen „moralischen Unglückstag", wie es bei Bäumer-Droescher heißt, die in die Sammlung „Von der Kindesseele" einen längeren Abschnitt aus Tolstojs „Lebensstufen" aufnahmen, der dasselbe Phänomen behandelt: wie ein an und für sich gutartiges Kind aus Verzweiflung über ein Vergehen sich in eine ganze Kette von Unrecht verwickeln kann, wenn es aus irgendwelchen in seiner unausgeglichenen Psyche liegenden Gründen nicht die Klarheit und Energie aufbringt, dem als unabwendbares Verhängnis Empfundenen entgegenzuwirken oder wenigstens auszuweichen, und sich ihm auch nicht eines gütig verstehenden Erziehers Hand bietet, die dem Kind taktvoll über seine Schwierigkeiten hinweghilft. In den beiden in diesem Zusammenhang genannten Erzählungen zeichnet Meisterhand die Vorgänge in der Seele eines Kindes an solch einem Tage, wo der unverständige, natürliche oder von Berufs wegen bestellte Erzieher die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen pflegt über den Zögling, an dem Hopfen und Malz

---

[200]) L. V. 130, 85/6.

offenkundig verloren und der unaufhaltsam dem Verbrechen und der Schande in die Arme zu treiben scheint. Tolstoj charakterisiert aus der Erinnerung seine Seelenverfassung dieses Tages:

„Hätte ich es wohl damals für möglich gehalten, daß ich nach all den Unfällen, die mich betroffen hatten, am Leben bleiben würde, und daß es eine Zeit geben wird, wo ich in Ruhe ihrer würde gedenken können? — Wenn ich an das zurückdachte, was ich getan, konnte ich mir nicht vorstellen, was aus mir werden würde; ich hatte nur die dunkle Ahnung, daß ich unrettbar verloren sei [201]."

H. Aeckerle entwirft in der Geschichte „Ein Opfer" ein erschütterndes Bild von dem Martyrium des besser nie geborenen Sprößlings einer Ehe, die nie hätte geschlossen werden, noch weniger aber nach der Geburt des Kindes hätte fortbestehen dürfen. Die Gemütsverfassung des noch nicht 6jährigen Buben sei kurz gekennzeichnet: „In stummer Angst ließ das Kind ein Gewitter (heftige Auseinandersetzung zwischen Vater und Mutter) nach dem andern über sich dahinziehen. Es kannte allmählich die leisesten Anzeichen eines solchen Gewitters und wartete zitternd auf den Augenblick, in dem es zum Ausbruch kommen mußte [202]." — Und weiterhin, als das Kind selbst Opfer der Meinungsverschiedenheiten seiner Eltern in Erziehungsfragen wird, heißt es: „Stumm, machtlos, schuldbewußt, — verzweifelnd stand das Kind dazwischen, und seine Seele sah keinen Schimmer Licht, der ihm aus dieser Nacht der Angst und Qual hätte herausleuchten können [203]." — Und so wird es im Kampf der Eltern seelisch und körperlich aufgerieben. Seine Fieberträume endlich offenbaren das Leid, von dem niemand wußte, und seine das Kindergemüt erdrückende Schwere ringen der Mutter das einzige wirkliche Opfer ab, das sie ihrem Kinde je brachte: „. . . von einem unwiderstehlichen Drang getrieben, dem Kinde noch mit einem Sonnenstrahl in das Dunkel des Todes zu leuchten, schlang sie ihren Arm um den Mann, der mit finsterer, unbeweglicher Miene neben ihr stand [204]."

Ganz anderer Art, und doch auch ein Einzelfall von typischer Bedeutung, ist das Schicksal der kleinen „Büßerin". Es ist die alltägliche Geschichte eines Schulkindes, das trotz allen Fleißes und guten Willens nicht über das Mittelmaß hinauskommt. Die ständigen Vorwürfe und Ermahnungen der Mutter gipfeln in den Worten: „Ich wäre die glücklichste Mutter der Welt, kämst du nur einmal nach Hause und in deinem Buche stände geschrieben: Sie ist in ihrer Klasse die Erste [205]." Aber wenn es nicht so ist zu Weihnachten, „dann ist mir das Fest verleidet und zerstört, und ich meine, ich könnte dich gar nicht mehr lieb haben [206]". — Das Bewußtsein der Unmöglichkeit, der Mutter aus eigener Kraft diese Freude zu bereiten, gibt dem Gesicht der kleinen Grete einen „Ausdruck, der im Augenblick die 11 Jahre dieser Kinderaugen verdoppeln konnte" [207]) und reißt sie hin zu einer ungeschickten Fälschung ihres Zeugnisses. Die eigene Mutter sieht in dem Betrug nicht „die kindische Betätigung einer grenzenlosen Verzweiflung, einer erschütternden Hilflosigkeit" [208]), und sie kann es nicht mit ihrem „Ehrgefühl" vereinbaren, ihr Kind zu schonen, statt es dem Richterspruch des Schuldirektors auszuliefern. Der Mutter „langgedehnter, jammervoller, erschütternder

---

201) L. B. 59, S. 252. 202) L. B. 61, S. 46. 203) L. B. 61, S. 52. 204) L. B. 61, S. 55. 205) L. B. 97, S. 114. 206) L. B. 97, S. 113. 207) L. B. 97, S. 126. 208) L. B. 97, S. 126.

Schmerzensruf" [209]), der dem seines Urteils harrenden Mädchen Gewißheit über sein Schicksal — strafweise Entlassung aus der Schule — gibt, jagt die kleine Grete aus dem Haus hinaus in den eisigen Schneesturm der Christnacht, wo sie, erschöpft im menschenleeren Park niedersinkend, den Tod findet. Wieder ein andres Bild von den Geheimnissen einer Kinderseele, die teils des Kindes eigentliche Lebensquelle sind, teils als zerstörende Macht in ihm wirken, entrollt der Roman „Mao": Des träumerischen, verschlossenen Knaben Seele im eigentlichen Sinn ist das alte, dunkle, weitläufige Haus, in dem er zur Welt gekommen und seine Kinderjahre verlebt, richtiger: das, was er als dieses Hauses Seele empfindet: eine Art menschliches Fabelwesen, des Knaben zweites Ich, versinnbildlicht in einem alten Knabenporträt, dessen Urbild und Ursprung niemand kennt. — Der Umzug in ein neues Haus, der einerseits den Knaben entwurzelt, andrerseits den Verlust des Bildes mit sich bringt, bewirkt eine unheimliche Verwandlung im Wesen und Aussehen des jugendlichen Trägers der Handlung; das Wiedersehen mit dem alten, schon halb abgebrochenen Haus führt unabwendbar die Katastrophe herbei: in der darauffolgenden Nacht zieht es den Knaben mit unwiderstehlicher Gewalt hin zu den Trümmern der alten Heimat — „Arbeiter fanden ihn am andern Morgen im Abgrund, tot, im fahlen Frühlicht [210])."

Sicherlich handelt es sich gerade hier um Sensibilität in nicht alltäglicher Form und Stärke und in den meisten der unter diesem Gesichtspunkt besprochenen Dichtungen um einen nicht lebensnotwendigen Ausgang. Aber die Tatsache daß doch hin und wieder ein Kinderleben auf solch tragische Weise endet, enden muß, und ebenso die Tatsache, daß die wenigsten Kinder so früh den Tod finden, der Erlösung bedeutet, sondern entweder ihren Gram oder seine verheerenden Nachwirkungen ein ganzes, volles Menschenleben hindurch weiterschleppen müssen, sollte jedem ernstlich zu denken geben, der in der Kinderseele nur einen über die Dinge und Erlebnisse hingaukelnden Schmetterling sieht. Ziehen sich doch die Spuren, die frühes oder späteres Kinderleid der knospenden und allmählich sich entfaltenden Psyche eingräbt, wie ein roter Faden durch so manches Werk der Literatur und durch fast jede naturwahre Lebensgeschichte!

Daß das Kind zu den meisten Erscheinungen des Daseins gemäß der Besonderheit seiner psychischen Struktur in einem andern Verhältnis steht als der Erwachsene, wurde schon am Eingang dieses Kapitels dargetan. Die ersten der hier angeführten Beispiele zeigen zwar Reaktion in einer Form, wie man sie bei einigem Nachdenken analog der Psyche des Erwachsenen hätte voraussehen können, wenn auch in einem überdurchschnittlichen Ausmaß. Der Vollständigkeit halber sollen noch einige Belegstellen für dieses und verwandte Phänomene angeführt werden aus Autobiographien, Bekenntnisromanen und Biographien, die zugleich weitere Aufschlüsse darüber geben, welcher schmerzlichen Erregung die Kinderseele fähig ist. Die Freuden können hier ein wenig vernachlässigt werden; denn sie werden weniger leicht zum Problem, da sie in der Regel offener zutage liegen und auch in ihren Äußerungen leichter verständlich sind.

---

[209]) L. V. 97, S. 168. [210]) L. V. 88, S. 168.

Aufschlußreich über die Art des Schmerzempfindens und die Bedingungen des Schmerzgefühleäußerns sind Tagebuchbemerkungen und Briefstellen des elfjährigen Otto Braun:

„Er war nicht sehr tränenreich, der Abschied, denn wenn ich wahre große Schmerzen habe, leide ich die im stillen und wage es nicht, damit an die Welt zu kommen[211]." . . . „Das ist bei mir das Zeichen größten Schmerzes, wenn ich mich beherrsche. Wenn ich mich gehen lasse, ist es meistens nur ein kleiner Schmerz, bei dem ich es nicht für nötig erachte, mich zu beherrschen, und bei dem ich gern Theater spiele . . ." [212]).

Sonja von Kowalewsky erzählt in ihren „Jugenderinnerungen":

„Ich stehe so still in meinem Winkel, daß der Vater manchmal meine Anwesenheit ganz vergißt und mich eine Ewigkeit stehen läßt — denn ich selbst bin natürlich viel zu stolz, um abzubitten. Endlich jedoch wird der Vater meiner ansichtig und fertigt mich ab mit den Worten: ‚So, so, jetzt geh nur und sei ein andermal nicht wieder so unfolgsam.' Er hat keine Ahnung davon, welcher moralischen Tortur sein armes, kleines Mädchen während der letzten halben Stunde ausgesetzt war, und ein Blick in ihr Inneres würde ihn wahrscheinlich nicht wenig erschrecken — so aber hat er die ganze unerquickliche Geschichte nach wenigen Augenblicken vergessen, während ich das Zimmer verlasse mit Gefühlen, die weit über meine Jahre hinausgehen; ich bin so voll von Bitterkeit über die unverdiente Kränkung, wie ich sie später nur einige wenige Mal in den schwersten Stunden meines Lebens gefühlt habe. — Scheu und still kehre ich in die Schulstube zurück. Die Gouvernante ist mit dem Resultat ihrer Erziehungsmethode ganz zufrieden, denn mehrere Tage hindurch bin ich so still und fügsam, daß es fast nichts an mir zu tadeln gibt; vielleicht wäre sie etwas weniger erfreut, wenn sie eine Ahnung von der Wirkung hätte, die derartige pädagogische Maßregeln auf das Gemüt ihres Zöglings ausüben[213])."

Malvida v. Meysenbug erinnert sich:

„Am Nachmittage kam eine kleine Freundin, uns zu besuchen. Man führte sie in das Zimmer, wo der kleine Bruder tot lag, aber mich und meine jüngere Schwester ließ man nicht eintreten. Das verwundete mich tief. Man hielt mich also für zu schwach, um den schmerzlichen Anblick zu ertragen, oder für unfähig, das Unglück zu begreifen! Ich sprach niemals davon, aber der Stachel war so tief in das Herz eingedrungen, daß jetzt noch, nach so viel größeren Enttäuschungen, ich seine Spitze fühle[214])."

Wichtig ist bei diesen Erlebnissen vor allem die Art, wie das Kind sie verarbeitet: eiserne Verschlossenheit nach außen hin, dafür aber im Innern eine Intensität des Empfindens, die auch neben frischeren und objektiv sicherlich gewichtigeren Erlebnissen in der Rückschau nicht verblaßt. Ein paar Worte im „Demian" weisen in die Richtung, in der eine Erklärung für ein solches den Erwachsenen unwahrscheinlich anmutendes Erleben beim Kind zu suchen ist: „Der Erwachsene, der gelernt hat, einen Teil seiner Gefühle in Gedanken zu verwandeln, vermißt diese Gedanken beim Kinde, und meint nun, auch die Erlebnisse seien nicht da. Ich aber habe nur selten in meinem Leben so tief

---

[211]) L. B. 66, S. 25 [212]) L. B. 66, S. 26. [213]) L. B. 59, S. 307. [214]) L. B. 58, S. 83.

erlebt und gelitten wie damals [215])." Nach derartigen Beweisen für die starke Eindrucksfähigkeit und Sensibilität des Kindes müßte es eigentlich in Staunen versetzen, daß jüngere Kinder durch den Tod selbst der ihnen nächststehenden Wesen innerlich kaum berührt werden. Aber das Phänomen „Tod" liegt so sehr außerhalb des kindlichen Fassungsvermögens, das Gestorbensein eines Angehörigen ist für das Kind im Augenblick kein eindrucksvolles Geschehnis, und mit dem Bewußtwerden der Tragweite des Nicht-mehr-Wiederkommens geht meist schon die unmerkliche Gewöhnung an diesen Zustand Hand in Hand. Häufig ist ja auch gerade das Sterben und das Begräbnis mit so viel interessanten äußerlichen Begebenheiten verbunden, deren kausale Verknüpfung für das Kind in den Hintergrund tritt, weil sein Bedürfnis nach neuen, nicht alltäglichen Geschehnissen so reichlich Nahrung findet. Durchaus typisch für die Art, wie ein Kind sich z. B. zum eben erfolgten Tode der Mutter stellt, ist die Schilderung von M. v. Ebner-Eschenbach: „Wir aber — wie bald stellte sich die Reaktion gegen all die dunklen und herzzerreißenden Eindrücke, die wir an diesem Tage empfangen hatten, ein! — Wir spielten am Abend ganz vergnügt in den Zimmern der Kleinen. Plötzlich entsann ich mich dessen, was geschehen war, und sagte zu meiner Schwester: ‚Jetzt ist diese beste Mama gestorben, wir werden sie nie wiedersehen — warum sind wir denn nicht traurig?' — ‚Warte nur', erwiderte sie, ‚wenn erst die schwarzen Kleider kommen, dann werden wir schon traurig sein [216])." Wie die erste erschreckende Begegnung mit dem Tode — und sei es auch nur der Tod eines kleinen Spielgefährten aus dem Tierreich — von Kindern in eine Anregung zu vergnüglicher Betätigung umgewandelt wird, erzählt Storm in der Plauderei „Von Kindern und Katzen usw."

Wohl erst jenseits des ersten Lebensjahrzehnts, oft sogar erst auf der Schwelle von der Kindheit zum Jugendalter kann der Verlust, den der Tod eines Menschen bedeutet, voll erfaßt und auf das Wesen des Menschen nachhaltigen Einfluß gewinnen. — Von der damals 14-jährigen Gudula heißt es:

„Dem alten Mann trauerte sie mit Leidenschaft nach [217])," und daß alles, was mit ihm verknüpft war, nun nicht mehr sein würde, „das erregte ihr, als der heftige Anfangsschmerz sich gelegt, das Gefühl des nie mehr Frohwerdenkönnens, das sie von nun an unbeirrbar behielt am Grund ihres Wesens. Und vor die alte Kammerfrau — die einzige Person, die zuweilen das Wort des Kindes, das sich nicht unterdrücken ließ, in Empfang nahm — hintretend, sagte sie allen Ernstes: ‚So stirbt einem alles weg; aber auch alles!' Denn kurz zuvor war ihr Dompfaff gestorben. Die alte Frau hatte das längst vergessen und machte große Augen [217])."

Im früheren Kindesalter ist der Tod offenbar ein Begebnis wie vieles andre, das wahrgenommen und dem Erinnerungsschatz einverleibt wird, aber im Augenblick der Aktualität nicht zum einschneidenden und darum auch nicht zum gefühlsmäßig noch längere Zeit dominierenden Erlebnis wird. Die etwa durch einen Todesfall bedingten grundlegenden Veränderungen im Leben eines Kindes werden, da sie in der Regel nicht unmittelbar eintreten, von dem Kind gewöhnlich nicht als Wirkung des

---

[215]) L. V. 85, S. 57/8. [216]) L. V. 59, S. 92/3. [217]) L. V. 151, S. 13/14.

Sterbens z. B. eines der Eltern empfunden, sondern als die Wirkung anderer Ereignisse, deren Zusammenhang mit dem eingetretenen Todesfall von dem Kind nicht durchschaut werden kann.

Der Verständnislosigkeit gegenüber dem Tode widerspricht nur scheinbar die im Gegensatz dazu häufig bemerkte Fähigkeit der Kinder, auf die Stimmung der Erwachsenen zu reagieren; denn in einem Fall handelt es sich um das Verstehen, im andern um das Erfühlen.

Elsa Köhler berichtet z. B.:

„Annchen fühlt sich behaglich, wenn alles um sie herum heiter gestimmt und geordnet ist. Sie hat eine seltsame feine Einfühlung in die Stimmung der sie umgebenden Erwachsenen. Daher genügt es — und dies ist ein überaus wirksames Strafmittel — den Gesprächston ihr gegenüber zu ändern, sie streng und strafend anzublicken, die Atmosphäre, in die ihr Leben getaucht ist, zu trüben [218]."

Hier handelt es sich um ein etwa dreijähriges Mädchen; von einem 11jährigen Knaben spricht Romain Rolland:

„Was in der Seele des unglücklichen Bankiers vor sich ging, empfand vielleicht noch am ehesten der kleine Olivier. Er fühlte, daß sein Vater litt, und er litt heimlich mit ihm. Aber er wagte nichts zu sagen: natürlich vermochte er nichts, verstand er nichts [219]."

Und gerade dieser Gabe des Kindes, seiner überaus starken Empfänglichkeit für die seelische Atmosphäre, in der es sich dauernd oder vorübergehend befindet, wird meist allzuwenig Rechnung getragen; und aus dieser Verkennung der Tatsachen resultiert der schwere Schaden, den ein Mensch schon in frühen Kinderjahren für alle Zeiten an seiner Seele nehmen kann, der in einer unharmonischen Ehe oder in sonstwie unerquicklichen Familienverhältnissen aufwächst. Einerlei, ob die in solchen Fällen unvermeidlichen Auseinandersetzungen in Gegenwart des Kindes stattfinden, oder ob das Kind nur dumpf die negativen Strömungen empfindet, die durch einen fortwährenden Spannungszustand erzeugt werden und die Luft, aus der die Kinderseele ihre Nahrung zieht, unmerklich, aber gerade darum um so unheilvoller vergiften. — Die schon oben angeführte Erzählung „Ein Opfer" gehört zu diesem Komplex. Auf die Bedeutung von Milieu und Atmosphäre im allgemeinen soll in anderm Zusammenhang näher eingegangen werden; hier sollen nur K. Ph. Moritz und Ernst Rietschel noch zu Wort kommen, deren Kindheit in dieser Beziehung unter einem Unstern stand.

„Antons Herz zerfloß in Wehmut, wenn er einem von seinen Eltern Unrecht geben sollte, und doch schien es ihm sehr oft, als wenn sein Vater, den er bloß fürchtete, mehr Recht habe, als seine Mutter, die er liebte. — So schwankte seine junge Seele beständig zwischen Haß und Liebe, zwischen Furcht und Zutrauen zu seinen Eltern hin und her [220]."

„Was hätte zusammenführen sollen, gegenseitige Sorgen, bewirkte das Gegenteil, es entstand erst Stille in der Unterhaltung, und das, was das Gemüt beunruhigte, mit dem Bewußtsein einer ewig gedrückten Existenz erfüllte, machte sich auch nach außen geltend. Was zu sprechen war, wurde weniger freundlich gesprochen, und ein geringer Anlaß gab der innern Gedrücktheit und Gereiztheit Gelegenheit zu einer Aussprache, welche sogar in häuslichen Zwist überging und die das

---

[218]) L. V. 30, S. 105. [219]) L. V. 109, S. 268. [220]) L. V. 100, S. 23.

Schwerste und Schmerzlichste war, was mich berühren konnte [221]). Ich wußte nicht, was Sorgen um die Zukunft, ja für den nächsten Tag waren, ich kannte keine andere Not, als die Eltern traurig, ihr Verhältnis zueinander getrübt zu sehen, ich fühlte bloß den Druck und die Schwüle der gegenwärtigen Stimmung, begriff das eine nur, das Unrechte und Verkehrte, daß sich die Eltern die Schwere ihrer Lage vermehrten; ich erkannte, sie fehlten und taten im Moment ein Unrecht, ich konnte in meinem kindischen Verstande sie einer Schwäche zeihen. Dies war mir peinlich, schmerzlich und quälend, denn ich wollte gern zu ihnen aufblicken als zu denen, die nie unrecht tun und unrecht haben könnten [222])."

Alle diese Phänomene wurden zwar unter dem Gesichtspunkt, der sich aus der Überschrift dieses Abschnittes ergibt, betrachtet, ohne jeweiligen ausdrücklichen Hinweis auf ihre Bedeutung für die fernere Entwicklung des Kindes. Doch der Zusammenhang dieses Abschnitts mit dem Hauptthema ist eo ipso gegeben durch den dieser Arbeit als Motto vorangestellten Ausspruch Elsenhans', daß kein Eindruck verloren geht. Dabei spielt es zunächst keine Rolle, ob die Wirksamkeit dieses Eindrucks in seiner eigenen Beschaffenheit liegt oder bestimmt wird durch die individuelle Fähigkeit und Art des Reagierens, die ihrerseits wiederum mitbedingt ist durch absolute und relative Entwicklungsingredienzien. Da diese nicht unbedingt von der jeweils erreichten Altersstufe abhängen, es überdies bei den angeführten Beispielen nicht immer klar ersichtlich ist, in welchem Lebensjahr das betreffende Phänomen beobachtet wurde oder ob der erzählte Fall tatsächlich das erstmalige Auftreten desselben bezeichnet, und schließlich und endlich nicht gesagt ist, daß bei einem andern Kind dasselbe Phänomen sich nicht schon früher oder später äußern kann, wurden im vorliegenden Abschnitt keine Grenzen betont oder künstlich gezogen, wo sie nicht schon angedeutet sind. Es sollten keine genauen Daten für das Vorkommen oder Noch-nicht-Vorkommen oder Nicht-mehr-Vorkommen des einen oder andern Moments gegeben werden, sondern es handelte sich lediglich darum, die üblichen Irrtümer, die leicht eine Fehlbeurteilung und häufig eine Schädigung der Kinderseele zur Folge haben, aufzudecken.

---

[221]) L. B. 107, S. 138/9. [222]) L. B. 107, S. 139.

3. Kapitel.

Einfluß und Beeinflussung in ihrer Wirkung auf die Gesamtpersönlichkeit.

1. Abschnitt: Einflüsse allgemeiner Art.

„Jedes erste Erlebnis bestimmt im voraus die Stellung zu einem folgenden ähnlichen [223])," lautet einer der Einleitungssätze Reichardts zu dem Abschnitt: „Die Bedeutung des erstmaligen Erlebens für die Entwicklung." Wenig später heißt es:

„Das bewußte oder unbewußte Wiedererkennen von Bekanntem, dessen Lustbetonung nicht etwa — wie es nach einigen Zitaten scheinen könnte — nur bei ursprünglich mit angenehmen Gefühlen einhergehenden Gedächtnisinhalten auftritt, besitzt eine erstaunliche Wirkungsbreite. Gemeinsam mit der bei Unbekanntem entstehenden Unlust bestimmt es weitgehend unser ästhetisches und wertendes Urteil, beeinflußt unsere Alternativen und Entschließungen. Die ‚Macht der Gewohnheit' ist dafür der anerkannteste Beleg. — Nun haben aber die Erlebnisse und Eindrücke der Kindheit eine bedeutende Wucht gegenüber dem später entstandenen Gedächtnisbesitz. Das zeigt sich u. a. in der Tatsache, daß der Traum des Tiefschlafs vorwiegend alte, sozusagen abgelagerte Inhalte, insonderheit Kindheitserinnerungen reproduziert und letzte Geschehnisse völlig zurücktreten läßt. Es wird so ohne weiteres verständlich, daß die frühe Kindheit, in welche überwiegend viele ‚erste Erlebnisse' fallen, die Wurzeln mannigfacher späterer Zustände birgt, ein Gedanke, der seit Freud häufig abgelehnt und gebilligt worden ist [224])."

Mit diesen Worten ist zugleich ein Hinweis auf die Bedeutung der Kindheitserlebnisse und Begründung dieses Phänomens gegeben. — Reichardt widmet dann etwa 10 Seiten der Belegung seiner Beobachtungen durch Beispiele, in denen dieser „Bekanntheitsfaktor" meist den Ausschlag gibt, und die häufig Zusammenhänge zwischen frühkindlichen Erlebnissen und dem späteren Beruf nachweisen, indirekt — da ja der Beruf nicht nur gestaltend auf die Persönlichkeit einwirkt, sondern auch eine ihrer wesentlichen Ausdrucksformen sein sollte — also auch Zusammenhänge zwischen diesen Erlebnissen und der Entwicklung der Persönlichkeit selbst. Reichardt kommt auf dem Wege der Durchforschung von Autobiographien zu demselben Resultat, wie eine gelegentlich der Vorstudien zu dieser Arbeit erfolgte Auseinandersetzung mit den Anschauungen philosophischer, pädagogischer und anderer einschlägiger Werke: „Aus diesen wenigen Beispielen erhellt bereits deutlich, daß eine ausschlaggebende Bedeutung der frühen Kindheit für die spätere Persönlichkeit nicht von der Hand zu weisen ist. Ohne daß wir es ahnen, mischen sich ihre Erlebnisse urteilend, wählend, hemmend oder antreibend in unser Denken und Tun, bestimmen den Kreis der Freunde

---

[223]) L. V. 58, S. 290. [224]) L. V. 58, S. 293.

oder vielleicht des Berufes oder die Lieblingsbeschäftigung. Sie beeinflussen unsere Haltung und Gebärde und finden wohl auch in der Schrift einen Niederschlag [225])."

Reichardts Beispielsammlung, die sich im wesentlichen auf einzelne Momente beschränkt, die selbstverständlich auch irgendwie dem Charakter und der Persönlichkeit eine besondere, wenn auch nicht immer die entscheidende, Note verleihen, soll im folgenden erweitert werden durch Zitate aus Eigen- und Fremdbiographien, die, unmittelbar die ganze Persönlichkeit erfassend, Rückbeziehungen zu der Kindheit im allgemeinen oder zu einzelnen in ihr wesentlichen Momenten zum Gegenstand haben.

Für die Grundstimmung des ferneren Lebens, überhaupt für das ganze Wesen eines Menschen ist häufig die Atmosphäre von einschneidender Bedeutung, in der er aufgewachsen ist, sowie die damit in ursächlichem Zusammenhang stehende Tatsache, ob er wirklich seines Kindseins hat froh werden dürfen. — Hebbel und Tieck begegnen sich in dem Ausspruch: „Nur wer Kind war, wird Mann," dem von vielen ähnlich lautenden Bekenntnissen nur eine Feststellung Claparèdes ergänzend beigefügt werden soll:

„Gleichwie man Fingerübungen gemacht haben muß, um ein guter Pianist zu werden, ebenso muß man auch jung gewesen sein, um ein guter Erwachsener zu werden [226])."

An anderer Stelle wurde mit dem (dort vollständigen) Hebbelzitat an K. Ph. Moritz erinnert, über dessen seelischer Entfaltung ebenso wie über der Hebbels der Fluch einer freudlosen Kindheit lag. Folgende Stellen aus „Anton Reiser" sollen die schicksalhafte Bedeutung dieser Kindheit für die spätere Entwicklung des Autors illustrieren:

„Die ersten Töne, die sein Ohr vernahm und die sein aufdämmernder Verstand begriff, waren wechselseitige Flüche und Verwünschungen des unauflöslich geknüpften Ehebandes. Ob er gleich Vater und Mutter hatte, so war er doch in seiner frühesten Jugend schon von Vater und Mutter verlassen; denn er wußte nicht, an wen er sich anschließen, an wen er sich halten sollte, da sich beide haßten, und ihm doch einer so nahe war wie der andre. In seiner frühesten Jugend hat er nie die Liebkosungen zärtlicher Eltern geschmeckt, nie nach einer kleinen Mühe ihr belohnendes Lächeln. Wenn er in das Haus seiner Eltern trat, so trat er in ein Haus der Unzufriedenheit, des Zorns, der Tränen, der Klagen. — Diese ersten Eindrücke sind nie in seinem Leben aus seiner Seele verwischt worden und haben sie oft zu einem Sammelplatze schwarzer Gedanken gemacht, die er durch keine Philosophie verdrängen konnte [227]).

. . . Zu diesem Gange der Empfindungen war nun einmal durch alle die unzähligen Kränkungen und Demütigungen, die er von Jugend auf erlitten hatte, sein Gemüt gestimmt — bei der heitersten, lachendsten Aussicht zog sich das schwarze Melancholische immer wieder wie eine Wolke vor seine Seele [228]). Auch er rechnete sich in Gedanken mit unter diese Zahl der Traurigen, die den trüben Blick zur Freude aufheitern. — Und er fand weit mehr Süßigkeit darin, sich unter die Zahl der Traurigen als unter der Zahl der Fröhlichen zu denken. — Dies war

---

[225]) L. B. 58, S. 304/5. [226]) L. B. 7, S. 127. [227]) L. B. 100, S 21/2. [228]) L. B. 100, S. 316.

wiederum ,the goy of grief', wohin von Kindheit an sein Herz hing [229]). Bei diesen glücklichen Umständen wurde nun Reiser wieder auf manche Stunde lang der unglücklichste Mensch von der Welt, weil ihn seine Erziehung und der Kummer von seinen Schuljahren drückten. Die Idee von den Freitischen, die er als Schüler hatte genießen müssen, lag wie eine Last auf ihm, und er fühlte sich im Grunde weit unglücklicher, wie er nun an den Tisch des Fechtmeisters gehen sollte, als wie er auf dem Felde zwischen Gotha und Eisenach rohe Wurzeln aß . . . Der Gedanke des Lästigseins, und daß er von den Leuten, unter denen er lebte, gleichsam nur geduldet würde, machte ihm wiederum seine eigene Existenz verhaßt. Alle Erinnerungen aus seiner Kindheit und Jugend drängten sich zusammen. Er häufte selber alle Schmach auf sich und wollte verzweiflungsvoll sich einem blinden Schicksal aufs neue überlassen [230]).

Bei Hebbel wie bei K. Ph. Moritz handelt es sich um Persönlichkeiten, die sich in der Mittagshöhe ihres Lebens mit Fug und Recht als erfolgreich bezeichnen durften, in bezug auf äußere Lebensumstände also keine Veranlassung hatten, sich auf ihre gedrückte Kindheit entschuldigend zu berufen. Und gerade darum sollten diese Worte doppelt zu denken geben.

Christian Dietrich Grabbes soll hier des ferneren gedacht werden, über den Otto Nieten berichtet:

„Grabbe selbst schreibt an Kettembeil über seine Jugendeindrücke: ,Ich leitete als Kind an einem wollenen Faden einen Mörder, der begnadigt, 70 Jahre alt und mein täglicher Gesellschafter war.' Und an Immermann: ,Was soll aus einem Menschen werden, dessen erste Erinnerung war, einen alten Mörder an die frische Luft zu führen?' Hier spielt etwas die Lust des Komödianten mit, sich als effektvolle Figur auf der Lebensbühne in Szene zu setzen und in grausamer Selbstironie sich zu begreifen als groteske Mißgeburt auf unheimlich dunkler Folie, herausgeboren aus dem nächtlichen Schoß des Zuchthaushofmilieus. Grabbe sucht die zufällige Tatsache zum typischen Gesetz zu erheben, um als Ankläger gegen das feindliche Schicksal auftreten zu können [231]) . . . Sicher aber verdüsterte die Zuchthauswelt die Phantasie des erregbaren Knaben. Grabbe schämte sich seiner Abkunft [232]) . . . Besonderen Eindruck auf des Knaben Gemüt machten sicher die wilden Erlebnisse der Verbrecher, die er täglich sah und die ihm der alte Grabbe vorführen mochte: Menschen, die aus der Bahn des normalen Daseins gerissen, vielleicht durch irgend eine kühne Tat die Rechte der bürgerlichen Gesellschaft verscherzt haben, aber die im sozialen Leben nicht bestehen können und durch einen abnormen, unwiderstehlichen Trieb bezwungen, vielleicht in wilder Not handelnd, mit Unrecht der Verachtung preisgegeben sind [233])!"

Nicht nur Grabbes Schaffen wurden diese frühesten Eindrücke Richtung weisend („Gothland ist getränkt von düsteren Zuchthausstimmungen, und Gaunerphysiognomien wie die Tockes u. a. sind nach dem Leben gezeichnet [234])"), sie bereiteten vor allem den Boden vor, auf dem eine unheilvolle Erbanlage sich entfalten und zerstörend auswirken konnte.

---

[229]) L. B. 100, S. 318. [230]) L. B. 100, S. 436. [231]) L. B. 102, S. 9. [232]) L. B. 102, S. 9/10. [233]) L. B. 102, S. 10. [234]) L. B. 102, S. 10.

Wie die durch eine wertvolle Persönlichkeit und günstige landschaftliche Bedingungen geschaffene Atmosphäre zu einem lebenslangen machtvollen Impuls, zu positiver Lebensgestaltung werden kann, schildert Julie Schlosser in der Lebensgeschichte ihrer Mutter, der Gründerin des nachmaligen, unter großherzoglichem Protektorat stehenden Viktoriapensionats in Karlsruhe:

„Keinen Ort der Erde hat meine Mutter je annähernd so geliebt wie Finn. Ja, ich weiß nicht, ob überhaupt irgend ein Gefühl außer dem als Mutter so unergründlich und heiß in ihr war wie dies für Finn. Mit der Kraft großer Jugend und eines starken, feurigen Herzens hat sie alle Wurzeln dort eingesenkt; lange Jahre überreicher Entwicklung haben sie mit dieser Heimat aufs tiefste verbunden; darum, wenn man ihr nur den Namen nannte, weckte der eine Ton in ihrer Seele ein Zaubergeläute, in dem Kräfte lebendig wurden, die sie bis zuletzt jung machten. Um dies alte Schloß in seiner nordischen Einsamkeit weben Strahlen, die mir wie bebend erscheinen von dem Herzschlag sehnsüchtiger Liebe [235]) . . . Mit dem Klang Finn verbindet sich der Begriff, nein, das Gefühl der Weite — einer köstlichen Weite im doppelten Sinn. Ein grenzenloser Horizont ringsum, und in dem alten Schloß ein Teil dieses Raumes eingefangen, eingegrenzt in hellen, hohen Sälen; dann ein Garten, so groß, daß man sich in seinen langen, dunklen Alleen verirren konnte. Weite des Lebens auch, denn es war ein Leben aus der Fülle dessen, was die eigene Erde bot. Aber vor allem: die Seelen konnten wachsen, sich weiten, entfalten und schwellen in der Macht starker Gefühle, neuer Erkenntnisse, wundervoller Ahnungen [236]). Welche Quelle unerschöpflicher Kraft muß die Liebe sein, die in einer solchen Heimat wurzelt [237])!" . . .

Bei der ersten Ankunft in Finn merkte die kleine Lilla Rehbinder zwar nichts von der Pracht der Natur rings um sie her. „Sie ging die große Treppe hinauf mit nichts als Kummer im Herzen, ein müdes, fremdes Kind. Oben an der Treppe stand ruhig eine schlanke Gestalt in einem hellen Kleid. Das war die Priorin. Und als Lilla die Lichtgestalt sah und ihre Augen zu den klaren blauen dieser Frau aufhob, da war mit einem Schlage alles gut, und ein beseligender Gedanke flog durch ihr Herz: Hier kann ich artig werden [238])! Sie (die Priorin) war nicht allzu viel unter den Kindern, Stunden gab sie außer dem Religionsunterricht in der ersten Klasse nicht. Der aber war freilich das Köstlichste, was der Unterricht in Finn geboten hat. Die warme Erfahrung, die hinter jedem Worte stand, das sie sagte, machte, daß ein jedes sich in die Herzen brannte. Sie sprach nicht nur von der unerschöpflichen Kraft des liebenden Glaubens, sie verkörperte sie. Ein Mensch wie sie, bei dem alles wärmstes, stärkstes, persönlichstes Leben war, und der zugleich unbewußt imponieren mußte, sobald er sich mit einer andern Seele berührte, ein solcher Mensch wirkt gestaltend auf seine Umwelt schon durch sein bloßes Dasein. Meine Mutter glaubte lange, Tante Minna sei kein Mensch wie alle, sondern ein höheres Wesen [239]) . . . Es war ihr auch von Anfang an unmöglich, etwas zu tun, womit Fräulein Ungern unzufrieden gewesen wäre. Alle Unarten, die

---

[235]) L. B. 118, S. 23. [236]) L. B. 118, S. 25. [237]) L. B. 118, S. 24. [238]) L. B. 118, S. 24/5. [239]) L. B. 118, S. 27.

ihren Eltern so viele Not gemacht hatten, mußte sie hier nicht erst mühsam überwinden oder zurückdrängen, — nein, sie fühlte sie einfach nicht mehr, alles Frühere war wie verschlungen von dem neuen, überwältigenden Leben. Sie lernte nun auch gern, und nach der ersten Zeit des Fremdseins unter den andern, die sie viel geneckt hatten, weil sie scheu und schüchtern und dabei heftig und ungeschickt war, lebte sie sich mit fast allen Kindern gut ein. Ihr eigentliches Leben freilich konzentrierte sich in Fräulein Ungern. ‚An ihr lernte ich lieben, und viel lebhafter, als sonst ein Kind, empfand ich das Glück einer solchen Liebe, aber auch etwas von ihren Schmerzen; ich konnte sie und alles Neue, das sich in mir regte, so gar nicht aussprechen, wagte auch lange nicht recht, mich Fräulein Ungern zu nähern, denn ich empfand eine große Scheu vor ihr, und fest glaubte ich an ihre Allwissenheit, damals fast mehr an diese, als an die Allwissenheit Gottes.‘

Der hervorstechendste Zug im damaligen Finn, das, was Lilla erst stutzig machte und sie dann unwiderstehlich anzog, war eine so ernste und tiefe Zucht, wie sie nie anderswo Gleiches gesehen hat. Es war ein edler Geist in diesem Haus, und der Gehorsam, den diese Kinder leisteten, unbedingt, pünktlich und selbstverständlich, war wirklich durchaus freiwillig. In diesem Geist, geschaffen durch einzelne Persönlichkeiten, lag die hohe Bedeutung von Finn für die Entwicklung der ihm anvertrauten Menschenkinder [240]) . . . Es ist charakteristisch für Finn, daß weder Pädagogik noch Psychologie die leitenden Gedanken für die Behandlung der Kinder gaben. Was erreicht wurde, wurde es trotz Pädagogik und Psychologie, auch trotz großer Fehler und Mängel, durch die wundervolle Atmosphäre, die einige dort schufen, die in Kraft und Freudigkeit Ernst mit dem machten, was ihnen, den erwachsenen Menschen, das Höchste war im Leben und also auch für die Kinder ihnen das Wertvollste schien, was sie ihnen zu geben hatten [241]) . . . Nach fast einem Jahre kam meine Mutter zum erstenmal in den Ferien nach Hause [242]) . . . Es war keine sehr schöne Zeit, die kleine Lilla wurde gleich wieder ungezogen, wenn sie zu Hause war. Einmal sagte sie ihrer Mutter bei einer solchen Gelegenheit ganz offen: ‚Schickt mich nur wieder nach Finn, da habe ich gar keine Lust, unartig zu sein [243])‘ . . . Als die Priorin Finn verließ, glaubte Lilla Rehbinder buchstäblich sterben zu müssen [244]) . . . Jahre später hat sie über diese Zeit geschrieben: ‚Von den letzten Monaten weiß ich kaum etwas anderes, als daß jede Stunde eine Qual war [245]) . . . Ich schrie auf, weil mir der geistige Schmerz so zum körperlichen wurde, wie ich etwas Ähnliches nur noch einmal in meinem Leben durchgemacht habe [246]) . . . Und so fuhr „Tante Minna am andern Nachmittag denn wirklich fort aus Finn, um nicht wiederzukehren. Ich hatte immer im tiefsten Grunde meiner Seele geglaubt, Gott werde ein Wunder tun, um sie zurückzuhalten, und nun ging sie wirklich. — In den letzten Augenblicken hörte ich ganz auf, selbst zu fühlen [247]) . . . Die acht schweren Ferienwochen gingen zu Ende, und ich kehrte nach Finn zurück. In derselben Tür, in der ich Tante Minna zuerst gesehen, stand nun Fräulein Mandell. Sie wurde introduziert, hielt

---

[240]) L. B. 118, S. 27/8. [241]) L. B. 118, S. 28. [242]) L. B. 118, S. 33. [243]) L. B. 118, S. 33. [244]) L. B. 118, S. 35. [245]) L. B. 118, S. 35. [246]) L. B. 118, S. 35. [247]) L. B. 118, S. 36.

die erste Andacht, redete mit uns, saß an Tante Minnas Platz, wohnte in ihren Zimmern, alles ging seinen Gang weiter, und ich hätte immer fragen wollen: ‚Wie soll ich denn nun noch weiter leben?‘ Nach der ersten Abendandacht, die sie las, habe ich Haß empfunden, wie nie wieder. Ich sagte zu Madame Mégroz: „Je ne puis voir Mlle. Maydell, je la hais.“ Und die treue alte Seele, die Tante Minna unsäglich geliebt hatte und die ich wohl um dieser Liebe willen jetzt unwillkürlich aufsuchte, sagte wohl: ‚Mais Lilla, comment osez vous?‘ Dann aber nahm sie mich großes Mädchen auf den Schoß und wir weinten miteinander. — Die drei folgenden Jahre in Finn habe ich eigentlich gelebt und mich entwickelt nur aus dem Schatz heraus, den sie mir gegeben hatte, und das tiefe Sehnen nach ihr hat mich nie einen Augenblick verlassen [248].“

Und so wurde die Gräfin Lilla Rehbinder der Mensch, der den ernsten und schweren Forderungen in höchstem Maß gerecht werden konnte, die später der Posten als Leiterin einer großen Erziehungsanstalt stellte: „Es ist schwer für eine Vorsteherin, besonders wenn sie jung ist, die richtige Stellung zu denen zu finden, die mit und unter ihr arbeiten. Es liegt nah, daß bei dem engen Zusammenleben Freundschaften entstehen, die dann wieder andere verletzen und so eine Unruhe mit sich bringen, die nicht sein sollte. Gräfin hielt ernst daran fest, daß zwischen ihr und allen Lehrenden immer eine gewisse Distanz blieb. ‚Man kann über dem Ganzen unbedingt nur dann stehen, wenn man einsam bleibt‘ sagte sie oft. Und so sehr in einer Arbeit, wie die ihre war, Hauptsache ist, daß persönlichstes Leben alles durchdringt, die persönliche Fühlung mit allen da ist, eine gewisse Unpersönlichkeit ist ebenso nötig. Der Mensch, der an der Spitze steht, muß allen gehören, jedem so, wie er ihn gerade braucht, er muß mit einem unerschöpflichen Vorrat an Liebe bereitstehen; denn nur Liebe schafft die Atmosphäre, in der das Material bildsam wird. Im einzelnen Fall dann wird er dem andern gehören gleichsam als Antwort auf seine Frage, als Gabe auf sein Verlangen, während er selber durch kein Verlangen abhängig werden und durch keine Sonderfreundschaft den freien Weg aller zu ihm hin verbauen darf [249].“

Was Gräfin Rehbinder aus ihrem inneren Reichtum, der unaufhörlich aus dem Quell ihres Erlebens in Finn gespeist wurde, ihren Zöglingen schenkte und wie Außenstehende es empfinden mußten, mag durch die kleine Episode mit Kaiser Wilhelm I. beleuchtet werden: „Ein Fest war es, wenn der Kaiser seine Tochter in Karlsruhe besuchte und das Institut ihn irgendwie begrüßen konnte. Einmal ließ die Großherzogin alle in den Schloßgarten kommen, durch den der Kaiser fuhr. Er grüßte sie in seiner herzlich bescheidenen Art und stieg aus, um mit der Gräfin zu sprechen. ‚Sagen Sie‘, fragte er, ‚verwöhnen Sie ihre Kinder auch nicht zu sehr? Mir kann es fast so scheinen.‘ — ‚Nur mit Liebe verwöhnt sie sie‘, antwortete die Großherzogin. Da wurden seine Augen leuchtend, und er sagte: ‚Das ist recht! So tun Sie's nur! [250])‘ “

Wohl nur ein Mensch, dessen Seele sich in seinen Kinderjahren in solcher Atmosphäre entfalten durfte, wie die der Gräfin Rehbinder, vermag so ganz aus der Fülle seiner eigenen Persönlichkeit heraus, so ganz nur durch sich selbst auf Kinderseelen zu wirken, daß es von ihr heißen kann:

---

248) L. B. 118, S. 36. 249) L. B. 118, S. 155/6. 250) L. B. 118, S. 159.

„Als Arbeit eines Künstlers, bei der das Talent, die Eingebung die Hauptsache sind, sah meine Mutter, wie alle geborenen Erzieher, die Arbeit an jungen Menschen an; aber so sehr betonte sie die Bedeutung der Intuition dafür, daß sie den Wert pädagogischer Studien und aller Theorie entschieden stark unterschätzte. Sie vertiefte sich mit ihrer ganzen Denkkraft in jede der ihr anvertrauten Seelen, aber wie sie sie anfassen und leiten sollte im einzelnen Augenblick, auf den es ankam, das sagte ihr eben immer ihre sichere, starke, deutliche Intuition. Daher kam es auch wohl, daß sie später oft, wenn Menschen, die sie erzogen hatte, ihr dankten, und davon sprachen, was sie ihrem Leben wert gewesen sei, so ehrlich erstaunt sagen konnte: ‚Ich weiß mit dem besten Willen nicht, was ich hier für ein Verdienst haben soll, gerade bei diesem Kind habe ich so gar nichts Besondres zu tun gehabt.‘ Ich antwortete dann nur: ‚Du hast sie lieb gehabt und verstanden.‘ Diese beiden Worte, wenn man sie in ihrer vollen Bedeutung nimmt, scheinen mir die ganze Kunst und besondere Kraft meiner Mutter zu umfassen [251]).“

Die Einflüsse von Atmosphäre, Milieu (im allumfassenden Sinn), die bewußte oder unbewußte Wirkung einer starken Persönlichkeit auf das empfängliche Kindergemüt, Erziehungseinflüsse sowie Anregung von seiten der Eltern, Lehrer, Erzieher, die sich durch das ganze fernere Leben hindurch mehr oder minder deutlich nachweisen lassen, sind nie streng voneinander zu trennen. Vielfach greifen sie, überhaupt erst durch einander bedingt oder doch irgendwie eins vom andern abhängig, sich gegenseitig unterstützend, ineinander oder beschwören, eins dem andern entgegenarbeitend, früh schon Konflikte in der jungen Seele, zumindest aber eine erste Ahnung der Widersprüche des Lebens und von dem häufigen Kampf zwischen Pflicht und Neigung herauf. Zahlreiche Arbeiten, in neuerer Zeit vor allem von seiten der Psychoanalyse, wurden diesem Problemkreis gewidmet; ihre Ergebnisse können, soweit bzw. da sie sich mit dem dieser Arbeit zugrunde liegenden und durch sie erweiterten und bestätigten Gedankenkreis in großen Umrissen decken, ohne weiteres hier übernommen werden.

Freud selbst, der in seiner „Traumdeutung“ die Fäden spinnt, die vom gegenwärtigen Trauminhalt zurückführen zu irgendwie affektbetonten (wenn auch „vergessenen“) frühkindlichen Erlebnissen, stellt in seiner Schrift über Leonardo da Vinci fest:

„Wer als Künstler schafft, der fühlt sich gegen seine Werke gewiß als Vater. Für Leonardos Schaffen als Maler hatte die Identifizierung mit dem Vater eine verhängnisvolle Folge. Er schuf sie und kümmerte sich nicht mehr um sie, wie sein Vater sich nicht um ihn bekümmert hatte. Die spätere Sorge des Vaters konnte an diesem Zwang nichts ändern; denn dieser leitete sich aus den Eindrücken der ersten Kinderjahre ab, und das unbewußt gebliebene Verdrängte ist unkorrigierbar durch spätere Erfahrungen [252]).“

Abschließend kommt Freud zu dem Resultat:

„Scheint es doch, als hätte nur ein Mann mit den Kindheitserlebnissen Leonardos die Mona Lisa und die heilige Anna selbdritt malen, seinen Werken jenes traurige Schicksal bereiten und so unerhörten Aufschwung als Naturforscher nehmen können, als läge der Schlüssel zu allen seinen Leistungen und seinem Mißgeschick in der Kindheitsphantasie vom Geier verborgen [253]).“

[251]) L. V. 118, S. 191. [252]) L. V. 13. [253]) L. V. 13.

Ebenso interessant wie aufschlußreich sind Pfisters Untersuchungen über Zinzendorf, den Begründer der Herrenhuther Brüdergemeine. — Den bei dieser Sekte in den Mittelpunkt gerückten und in der von Zinzendorf eingeführten Form jeden normal empfindenden Menschen höchst merkwürdig berührenden, wenn nicht gar abstoßenden Kult der Person Jesu und das völlige Zurücktreten Gottvaters, welch beides nicht nur für die Lehre, sondern auch für die ganze Lebenshaltung des Grafen ausschlaggebend wurde, führt Pfister zurück auf den Umstand, daß Zinzendorf den früh verstorbenen leiblichen Vater, von dessen Auftreten und Wirken bei Kindern häufig der erste Gottesbegriff entlehnt wird, nicht gekannt und deshalb nicht entbehrt hat, dafür aber die infolge Fehlens des Vaters brachliegende Liebe auf Jesus übertrug. Schon als Kind wurde Zinzendorf des geistigen Hochmuts geziehen und betrachtete sich daraufhin als einen um des Heilands willen Verfolgten. Er bekennt wörtlich: „Ich habe vom 6. Jahre bis ins 21. allein mit ihm (Christus) leben müssen, und habe niemanden gehabt, dem ich mein Herz hätte ausschütten können [254]."

Die „Freudentränen über den blutigen Heiland [255])", die der Siebenjährige vergißt, leiten unmittelbar hinüber zu dem „sadistischen Entzücken des gereiften Mannes [256])", wie denn sadistische Elemente zu den wesentlichsten Komponenten der Lebensauffassung und der Religionsübungen der Brüdergemeine gehörten. Durch die Großmutter, „deren tiefe Frömmigkeit sich an den Schäden der Kirche so sehr stieß, daß sie auf deren Besserung bedacht war [257])", wurde Zinzendorf zu einem ganz dem Dienst der göttlichen Idee und der Reinigung der christlichen Kirche geweihten Leben hingedrängt, geriet aber als „Opfer einer verfehlten Erziehung und an bizarren Geschmacklosigkeiten überreichen Zeit [258])" auf diese seltsamen Abwege.

„Zur Würdigung Zinzendorfs" schreibt Pfister:

„Die sadistische Komponente des Sexus wurde übermäßig angeregt durch den dem Kind auf Schritt und Tritt vorgehaltenen ‚blutigen Martermann', die masochistische durch die Verweigerung fast jeglicher dem Bedürfnis angemessenen Freude. Dadurch entstand eine Involutio libidinis, die eine gewisse aszetische Selbstquälerei zur psychologischen Notwendigkeit, bald aber zum subjektiven Bedürfnis und zur grausamen Wonne machte. Auch Zinzendorf machte aus der durch eine bedauerliche Jugend bedingten Unfähigkeit zu den meisten harmlosen Freuden eine höhere Form von verdienstlichem Leben, anders gesagt: er machte aus der Not eine Tugend und besorgte damit, wie es bei unsern Neurotikern und in der Geschichte der religiösen Moral leider so oft vorkommt, die Geschäfte des Masochismus, der nun auf dem ehrwürdigen Boden der Frömmigkeit seinen Gelüsten frönte. — Zum sittlichen Charakter im vollen Sinn des Wortes hat er sich nicht entwickelt. Wie wenig er die Ehrfurcht vor der persönlichen Verantwortlichkeit kennt, beweist seine Vorliebe für das Los, diese Bankrotterklärung des Pflichtgefühls. Der Unwahrhaftigkeit war er zeitlebens verfallen: unaufrichtig bestreitet er gegen Baumgarten die Anwendung des Loses bei Ehegründungen usw. [259])"

---

254) L. V. 42. 255) L. V. 42. 256) L. V. 42. 257) L. V. 42. 258) L. V. 42. 259) L. V. 42.

Mangel an wirklicher Menschenliebe machte ein sonniges, herzliches Familienleben unmöglich.

„Die Art, wie der Graf die Kinder mit seiner Frömmigkeit mißhandelte, den Eltern entzog, mit Angst- und Todesgedanken sowie Martervorstellungen quälte, so daß man sie nachts über Jesu „Liebe" weinend antraf, ist beinahe als ein Verbrechen an der Jugend zu bezeichnen. So rächte sich bei Zinzendorf, wie wir es oft bei Neurotikern beobachten, die aszetische Vergewaltigung der Natur durch beträchtliche Verkürzung des sittlichen Gehalts und der sittlichen Leistungsfähigkeit [260])."

Weniger einfach und geradlinig liegt die Sache bei Richard Wagner, mit dem Max Graf sich beschäftigt. Von seinen Ausführungen sei nur dies hervorgehoben:

„Dieses große Maß von Liebe, das ihm während seiner ersten Lebensjahre von seiner Mutter zuströmte, und die Zärtlichkeit, der der Schmerz der Einsamen erhöhte Innigkeit gab, waren eine Erinnerung, die R. Wagner nie mehr verließ [261])."

Zahllose Motive seiner Musikdramen lassen sich auf frühkindliche Regungen und Erfahrungen zurückführen.

J. Sadgers Aufsatz dieser Art ist Nikolaus Lenau und seiner romantischen Liebesbeziehung zu Sophie Löwenthal gewidmet. Er weist nach, daß Sophies Einstellung dem Mann gegenüber — sei es in bezug auf das, was sie von ihm erhoffte, oder auf das, was sie ihm bedeuten und gewähren wollte — bestimmt ist durch das, was sie vom Vater her gewohnt war und was sie mit ihm verbunden hatte. „Wie Hofrat Kleyle, sind beide Männer, welche sie liebte, Ludwig Köchel und Nikolaus Lenau, bedeutende Persönlichkeiten, die beide vielfach ihre Lehrer waren und ihr Vorträge hielten ähnlich dem Vater [262])."

Weiterhin findet Sadger:

„Wie Sophie zeitlebens unter dem Einfluß stand, den der Vater auf sie als Kind ausübte, so Lenau ähnlich unter dem der Mutter [263])." Hier ist bedeutsam auf ein Problem hingewiesen, das schon Graf in seiner Abhandlung mehrfach streifte, dem C. G. Jung in einer besonderen Schrift nachspürt: der Bedeutung des andersgeschlechtlichen Elternteils für das Kind. Daß da Zusammenhänge eigener Art bestehen, d. h. daß nachweislich der Vater auf das weibliche Kind, die Mutter auf das männliche auch über den Tod hinaus dominierend Einfluß besitzen kann, läßt sich bei den von Jung zitierten Beispielen nicht leugnen; ob es aber so sein muß, vor allem, ob starke Hinneigung des Mädchens zum Vater, des Knaben zur Mutter und das damit zusammenhängende geringere Angezogenwerden durch den andern Elternteil und daraus sich gelegentlich ergebende Reibungen mit dem Schlagwort „Ödipuskomplex" zutreffende und erschöpfende Deutung findet, kann hier nicht eingehend untersucht werden und bleibe dahingestellt.

Das Leben Lenaus wird, unter anderm Gesichtswinkel gesehen und doch im wesentlichen auf dasselbe hinauslaufend, von C. A. v. Bloedau, der Lenaus Werke neu herausgab, bezeichnet als „eine Tragödie der Erziehung, nicht nur der Erziehung in der Kindheit, sondern

[260]) L. V. 42. [261]) L. V. 17. [262]) L. V. 47. [263]) L. V. 47.

auch jener höheren, die Welt und Ich dem Individuum geben. Bei der Jugenderziehung überwiegt die Liebe, bei der Lebenserziehung die Strenge und Härte. In Lenaus Leben sind diese Faktoren niemals glücklich verteilt und gegeneinander abgewogen gewesen. In seiner Jugend kämpfen die übertriebene Zärtlichkeit der Mutter mit der praktischen und oft rücksichtslosen Strenge der Großmutter um das eindrucksvolle Gemüt des Knaben [264])."

Bloedau schreibt dann an späterer Stelle:

„Die bald unglückliche Ehe der Eltern, wohl auch vom Kinde zum Teil richtig aufgefaßt, der Leichtsinn des Vaters, der im Spiel und oft auch fern von den Seinen Schulden anhäufte, und pekuniäre Not mochten früh in das erregbare Gemüt des Knaben tiefe Eindrücke eingraben. Zwar verzog und verwöhnte die überzärtliche Mutter ihren Liebling Niki, ‚das Meisterstück der Natur', wie sie ihn schon früh nannte; allein wenn der kluge Junge seinen behaglicheren Zustand mit dem der Mutter und der Schwestern verglich, die fast hungern mußten, damit er verwöhnt werden konnte, so mag wohl auch der Gedanke in ihr aufgestiegen sein, er sei etwas Besonderes, zu gut für die Not dieser Welt [265])."

Diese Schwächen seiner Erziehung arbeiteten seinem ursprünglichen Wesen in die Hand:

„Darauf angewiesen, sich mit der ihm im Grunde wesensfremden Welt abzufinden, suchte er mit phantastischen und kühnen Plänen ihrer Herr zu werden und trieb von einem Mißerfolg zum andern. Daher sein gewiß nicht falsches Gefühl, daß er aus den andern Menschen herausgehoben sei, und seine Anschauung, daß das Unglück ihn verfolge. Daher die Melancholie und der Pessimismus. Sein Unglück lag in seinem eigenen Wesen begründet [266])."

Andere Kindheitseindrücke und vor allem eine zwischen seiner Weltfremdheit und dem nüchternen Alltag klug und taktvoll vermittelnde Erziehung hätten ihn die Widersprüche weniger schroff empfinden lassen und so eine weniger heftige Abwehrreaktion gezeitigt und eine gesundere Basis für späteres Erleben geschaffen.

Der Persönlichkeit Gogols wendet Gesemann seine Aufmerksamkeit zu. Ein Werk über Gogol aus der Schule Freuds lehnt er ab und bekennt durch ein skeptisches Urteil über die Autoren, die von der Psychoanalyse her an charakterologische Probleme herangehen, daß er bei seinen Untersuchungen auf anderm Boden steht. Daß er trotzdem die Frage, ob Kindheitseindrücke nachhaltigen Einfluß auf die Persönlichkeit gewinnen können, bejahen muß, ist von besonderm Wert für vorliegende Arbeit, die von den verschiedenen Seiten her und möglichst vielen Auffassungen Rechnung tragend zu einem einheitlichen Ziel gelangen möchte.

Ausgehend von der Voraussetzung, es möge nicht immer zutreffen, „daß bei einem Künstler alle Hauptzüge des Charakters ihre ebenso bedeutsamen Entsprechungen in der Kunst dieses Menschen finden" [267]), stellt er fest, Gogol sei „zum Glück ein Schulbeispiel für die allgemeine Regel, daß die charakterologisch bedeutsamsten Züge eines Dichters ihre ganz bestimmte Beziehung zu den bedeutsamsten Zügen seiner Kunst haben [268])". Es heißt dann weiter:

---

[264]) L. V. 63, S. IX. [265]) L. V. 63, S. XIV/V. [266]) L. V. 63, S. X. [267]) L. V. 16. [268]) L. V. 16.

„Aber in Gogols Schauern weht der Hauch der Ewigkeit, sein Grausen hat die Gebärde der Erhabenheit. Weiterhin führen die Gogolschen Gestaltungen außer jenem primitiven religiösen Strom noch ein andres dunkles Wasser der Tiefen mit sich: die ewig wache Furcht des Dichters vor dem Tod und dem Gerichte Gottes, das er erwartete. Auch dieser Komplex stammt aus der frühesten Jugend des Dichters und hatte sich an die Erzählungen der Mutter geheftet [269])." Denn ein „unauslöschlicher Eindruck war für ihn die Erzählung der Mutter von den Schrecken des Jüngsten Gerichts [270])". Im Leben selbst hatte er „scheinbar grundlose Angstanfälle [271])". Diese Angst „vergrößerte jedes in Gedanken auftauchende Bild ins Riesenhafte, jede noch so leise Unlustempfindung wurde zu unerträglich schmerzhafter Trauer gesteigert, indes doch diese Angst mit einem gewissen Lustgefühl vermischt war: unbedeutende Lustgefühle wurden in ungeheure Wonnen gesteigert. Ohnmachtsanfälle folgten und schließlich ein somnambuler Zustand. Auch außerhalb dieser akuten Anfälle quälten ihn oft schauderhafte, schreckliche Bilder [272]) . . . Verknüpft ist das Angstgefühl und die Furcht vor dem Tode mit der Angst vor den Schrecken des Jüngsten Gerichts. Es ist natürlich unsinnig, hieran der Mutter mit ihren orthodox-byzantinischen Schilderungen der Höllenqualen schuld zu geben, denn sie beschrieb dem lauschenden Knaben ja auch, nach seinem Berichte, die Wonnen des Paradieses. Aber die schon ganz früh erwachten Minderwertigkeits- und Schuldgefühle Gogols hefteten sich nicht ohne Grund gerade an die Schrecken des Jüngsten Gerichts. Dieser Komplex war die Stelle, wo den schon Zerrütteten sein fanatischer Beichtvater und Bußprediger am empfindlichsten packen konnte [273])."

Am Ende schlägt Gesemann nochmals die Brücke zurück zu den Gedanken und Vorstellungen der Kindheit Gogols, dessen „Prophetenideal seit den Tagen seiner Jugend unter der Dornenkrone des verkannten und verschmähten Märtyrers erschien. Unter dieser Dornenkrone des Leidens und in der Realisation zuerst in seinen großen Phantasien und Dichtungen, jetzt in den Angstschauern und Verzückungen seiner Psychose, erfüllt sich das Ideal [274])".

Alle die bisher angeführten Beispiele bezeugen — wie auch die folgenden es tun werden — zugleich mit der lebengestaltenden oder -zerrüttenden Kraft der in der Kindheit wirkenden Einflüsse die Notwendigkeit eben dieses so und nicht anders gearteten Wesens als Voraussetzung eben dieser Wirkung. In diesem Sinn äußert auch M. v. Bunsen in ihrer Ruskinbiographie, daß der nachmalige Kunstkenner und Nationalökonom „durch die ganz absonderlichen Erziehungsgrundsätze seiner Eltern, besonders seiner Mutter, aber auch unzweifelhaft durch angeborene Anlage zu einer bestimmten Art, die Dinge zu sehen und nicht zu sehen, hingezwungen wurde [275])".

Erteilen wir jetzt das Wort denen, deren Autobiographie als die Wurzeln ihrer Gesamtlebensgestaltung, ihres zum Lebensinhalt gewordenen Berufes oder doch eines oder einiger hervorstechender und schicksalhaft bedeutungsvoll gewordener Charakterzüge die besonderen Lebensumstände, Anregungen und Geschicke ihrer Kindheit aufdeckt.

[269]) L. V. 16. [270]) L. V. 16. [271]) L. V. 16. [272]) L. V. 16. [273]) L. V. 16.
[274]) L. V. 16. [275]) L. V. 39, S. 102/6.

Der Archäologe Schliemann berichtet:

„In diesem Dorfe verlebte ich acht Jahre, und die in meiner Natur begründete Neigung zu allem Geheimnisvollen und Wunderbaren wurde durch seine Geheimnisse zu wahrer Leidenschaft entflammt [276]) . . . Ungeheure Schätze sollten neben den Ruinen des Turmes im Garten des Gutseigentümers verborgen liegen; mein Glaube an diese Schätze war so fest, daß ich jedesmal, wenn ich meinen Vater über seine Geldverlegenheiten klagen hörte, verwundert fragte, weshalb er denn nicht die silberne Schale oder die goldene Wiege ausgraben und sich dadurch reich machen wollte? [277]) . . . Obgleich mein Vater weder Philologe noch Archäologe war, hatte er ein leidenschaftliches Interesse für die Geschichte des Altertums; oft erzählte er mir mit Begeisterung von dem tragischen Untergange Herkulanums und Pompejis und schien denjenigen für den glücklichsten Menschen zu halten, der Mittel und Zeit hätte, die dortigen Ausgrabungen zu besuchen. Oft auch erzählte er mir die Taten der homerischen Helden und die Ereignisse des Trojanischen Krieges, und stets fand er dann in mir einen eifrigen Verfechter der Sache Trojas. Mit Betrübnis vernahm ich von ihm, daß Troja so gänzlich zerstört worden, daß es ohne eine Spur zu hinterlassen vom Erdboden verschwunden sei [278]) . . . Aber meine Frage, ob denn das alte Troja wirklich so starke Mauern gehabt habe, wie sie auf jenem Bilde dargestellt waren, bejahte er. ‚Vater', sagte ich darauf, ‚wenn solche Mauern einmal dagewesen sind, so können sie nicht ganz vernichtet sein, sondern sind gewiß nur unter dem Staub und Schutt der Jahrhunderte verborgen.' Das bestritt er wohl, aber ich blieb bei meiner Ansicht, und endlich kamen wir überein, daß ich dereinst Troja ausgraben solle [279]) . . . Gott sei es gedankt, daß mich der feste Glaube an das Vorhandensein jenes Troja in allen Wechselfällen meiner ereignisreichen Laufbahn nie verlassen hat! — Aber erst im Herbste meines Lebens [280]) . . . sollte ich unsere Kinderträume von vor fünfzig Jahren in die Wirklichkeit umsetzen dürfen [281])."

Heinrich Brugsch, der „in einem innerlich und äußerlich unruhigen Leben . . . der Ägyptologie, der die Liebe seiner Knabenjahre gehört hatte, unbeirrt die Treue gehalten [282])", gedenkt in seiner Lebensbeschreibung zunächst seiner Schuljahre; „denn sie liefern den Schlüssel zu Einzelheiten meiner Entwicklung, für die ich sonst keine Erklärung wüßte [283])". Was er aus dieser Zeit erzählt, ist furchtbar:

„Der Eintritt in das Französische Gymnasium sollte mir verhängnisvoll werden [284]) . . . Ich wurde der letzten Klasse, der Septima, überwiesen und einem Ordinarius unterstellt, der sicherlich unschuldig daran ist, daß ich heute noch im Licht der Sonne einherwandle [285])" . . . Er „war ein Schultyrann übelster Sorte, und ‚Keile' und ‚Maulschellen' galten ihm als die sichersten Mittel, Achtung einzuflößen und Aufmerksamkeit und Fleiß anzuspornen. Mein Vater hatte sicherlich unrecht, mich vollständig der Gewalt dieses Mannes auszuliefern, und dabei konnte ich nicht einmal zu Hause über erlittene Mißhandlungen klagen, ohne mich einer zweiten Auflage der Strafe auszusetzen. Des Vormit-

[276]) L. V. 117, S. 220. [277]) L. V. 117, S. 221. [278]) L. V. 117, S. 222/3. [279]) L. V. 117, S. 223. [280]) L. V. 117, S. 225. [281]) L. V. 117, S. 225. [282]) L. V. 67, S. 283. [283]) L. V. 67, S. 252. [284]) L. V. 67, S. 255. [285]) L. V. 67, S. 255.

tags erhielt ich meine Tracht Prügel, die Mittagszeit wurde ich eingesperrt, ohne Nahrung zu erhalten, am Nachmittag drohten weitere Strafen. Ohnmächtig leistete ich, der Achtjährige, einen heiligen Eid, in der Schule weder eine Zeile zu schreiben oder zu lernen und dem Unterrichte mit tauben Ohren zu folgen. Ich habe vier Jahre lang diesen Schwur gehalten und infolgedessen die böseste Zensuren geerntet. In dem Ordinarius hatte ich jeden Lehrer hassen gelernt [286])." Nach einer entsetzlichen Mißhandlung durch diesen Ordinarius machte er einen Fluchtversuch, der an seiner Entkräftung scheiterte und eine schwere Erkrankung im Gefolge hatte. Es heißt dann weiter:

„Mein Peiniger, dem das Geschehene mitgeteilt wurde, fühlte so wenig Bedauern darüber, daß er meinem Vater auf die Schulter klopfte und mit seinem satanischen Lächeln sagte: ‚Glaube mir, Dein Junge wird einst den Galgen zieren!' — Das war der liebenswürdige Lehrer, dem während einer Reihe von Jahren Schicksal und Bildung zarter Jugend anvertraut war [287]) . . . Mein Ingrimm gegen das gesamte Lehrertum aber blieb noch lange lebendig. Ich wurde aus dem Gymnasium genommen und in eine Bürgerschule an der Jägerstraße gesteckt, welche damals unter Leitung ihres Dirigenten Gericke im Flor stand. Doch was kümmerten mich Schule und Lehrer? Ich las die griechischen Klassiker in Übersetzung, vertiefte mich in Reisebeschreibungen und Schilderungen des Morgenlandes, ohne meine kalligraphischen Übungen unter den Augen meines Vaters zu vernachlässigen [288])" . . .

Denn im großelterlichen Haus hatte er eine alte mit zahlreichen Holzschnitten gezierte Familienbibel gefunden und „dieses ehrwürdige Exemplar des Buches der Bücher, in dessen Besitz ich mich noch befinde, hatte es mir angetan, und ich schreibe ihm die erste Sehnsucht nach den Ländern und Völkern des Ostens zu, die meinem ganzen späteren Leben eine so bestimmte Richtung gab. Dazu kam die auf Veranlassung und Kosten einer evangelischen Missionsgesellschaft herausgegebene Reisebeschreibung eines Schneidergesellen namens Borsum. Ich hätte die Schneiderei erlernt, wenn man mir die Aussicht auf eine ähnliche Reise eröffnet hätte. Von dieser Zeit an sparte ich mir alle großmütterlichen Sechser, durchstöberte die hie und da in Hausfluren ausgestellten antiquarischen Bücherlager, erstand für billiges Geld eine deutsche Übersetzung des Herodot und der alten Reisebeschreibungen von Pococke, Denon und Norden und las bis in die Nacht hinein, um die Wunder des Morgenlandes zu erfassen. Was war mir Berlin? Ich hätte die halbe Stadt für eine einzige thebanische Katakombe hingegeben [289])."

So wurde er zwölf Jahre alt, mied Altersgenossen, war seelisch vereinsamt und körperlich leidend.

„Gleichwohl war ein Drang zum Schaffen in mir lebendig, der mir schließlich die Brücke zu meinem altägyptischen Forschungen baute. — Die Schilderungen der Wunder des alten Ägyptens hatten mir einen so überwältigenden Eindruck gemacht, daß mein ganzes Dichten und Trachten auf die Kenntnis der Quellen zur Erforschung dieser Wunder gerichtet war. Das ägyptische Museum in Berlin öffnete mir dazu die Tore [290])."

---

[286]) L. B. 67, S. 255. [287]) L. B. 67, S. 256. [288]) L. B. 67, S. 256/7. [289]) L. B. 67, S. 254. [290]) L. B. 67, S. 257.

Und damit war sein Schicksal besiegelt, wenn es ihn auch nur unter schweren Kämpfen und Enttäuschungen zum Ziel führte.

Wichtig ist für einen Mann, der seiner Wissenschaft „glänzende und grundlegende Werke“ geschenkt hat, „die wohl im einzelnen verbessert, aber nicht im ganzen überboten werden konnten [291])“, noch folgende Bemerkung:

„Als Folge meiner soldatisch strengen häuslichen Erziehung haftete meinem ganzen Wesen eine ängstliche Schüchternheit an, die ich mein Leben hindurch im Umgang mit höhergestellten Personen nur schwer zu überwinden vermochte [292]).“

Friedrich Ratzel, der große Geograph, weiß Erfreulicheres „aus der Schule zu plaudern“ als Brugsch:

„Ich habe aus meinem ganzen ersten Schuljahre nur die eine Szene in ganz heller Erinnerung, als uns eine herrliche Bergkristalldruse (Hohlraum im Stein) gezeigt wurde. Die muß meine Liebe zu den Kristallen wachgerufen haben. Leid tat es mir nur, daß sie in einem so staubigen Glaskästchen wie eingefangen saß. Weil ich leicht lernte, stand ich schon zur Elementarschule wie später zur Universität: ich ergriff, was mir gefiel, und hielt mich an keinen strengen Gang. Was ich gelernt habe, ist selbst erarbeitet, die Schulen aller Stufen haben mich immer nur angeregt und mir Wege gezeigt, darunter auch Holzwege. — Erst die Schulaufgaben und dann das Spielen! war das erste Gesetz, das ich zuerst für grausam und mit der Zeit auch für unsinnig hielt. Denn da alles Spiel hieß, was nicht von der Schule vorgeschrieben war, so fielen in späteren Jahren auch die mit Leidenschaft betriebenen Naturstudien und die Privatlektüre unter dieses Gebot, und ich fühlte doch schon damals, daß in ihnen Leben und Fortschritt war, während sich die Schulaufgaben oft so wüstenhaft trocken, Paragraph für Paragraph durch die Lehrstunden hinstreckten [293]).“

Einem späteren Lehrer verdankt er dann fruchtbarste Anregungen: „Als Schulmann wird er (der Direktor) wohl mittelmäßig gewesen sein, seine Unterrichtsstunden waren verworren, planlos; aber er hatte die Gewohnheit, von deren Gegenstand fast immer abzuschweifen, und aus seinen Erzählungen, die mit der Sache gar nichts zu tun hatten und uns eben deswegen doppelt fesselten, haben wir alle viel gelernt. Er war Pflanzen- und Insektensammler, begeistert für Physik und Chemie; dabei unterrichtete er in alten und neuen Sprachen. Man kann sich das Ragout seines Unterrichts denken; aber es mundete uns [294]) . . . Wie aus einem dürren Stamm an unerwarteter Stelle ein grüner Schoß entspringt, so weckten diese Schilderungen und Besprechungen, die andern als Allotria vorkamen, in mir die Lernlust, und ich empfing von ihnen den Anstoß zu der Richtung des Denkens und Arbeitens, der ich mein Lebenlang gefolgt bin. Plötzlich stürzte ich mich mit Leidenschaft auf die Naturgeschichte, und da ich mich darin von diesem Lehrer eifrig gefördert sah, tat ich ihm zuliebe auch in den andern Fächern das Nötige, im deutschen Aufsatz sogar mehr als dieses [295]).“

Die äußeren Umstände, unter denen Ratzels Kinderjahre verflossen, unterstützten von anderer Seite her seine natürlichen Interessen: er

---

[291]) L. B. 67, S. 283. [292]) L. B. 67, S. 276. [293]) L. B. 104, S. 293. [294]) L. B. 104, S. 295. [295]) L. B. 104, S. 295.

wuchs im Schloßpark zu Karlsruhe auf, in innigstem Verbundensein mit der Natur, die ihm nicht stumm blieb. Doch fühlt er selbst die nachteiligen Folgen der Weltfremdheit seiner Kinderzeit:

„Da ich in einer engen Welt aufgewachsen war und mich in ihr immer mehr auf mich selbst konzentriert hatte, war ich den Forderungen des äußeren Lebens in keiner Weise gewachsen. Unter solchen Umständen wird eigner Sinn Eigensinn, eigner Wille Eigenwille, und die Vorurteile schießen viel rascher ins Kraut als die Urteile. In selbstgerechter Härte verurteilte ich vieles, was ich nicht erfahren hatte, und begab mich aber dann doch mit der Ruhe der Unerfahrenheit in jede neue Lage. Die Unruhe kam immer erst, wenn ich es anders fand, als ich gehofft hatte, und immer fand ich es anders. So brachte jede Veränderung eine Erschütterung in mir hervor; denn ich war eigentlich geneigt, alles, was ich kannte und sah, so aufzufassen, als ob es immer so gewesen sei und so bleiben müsse. — Es war ein entschiedener Mangel der Erziehung in unsern kleinen Bürgerkreisen, daß die Kinder nicht einen Fond von Lebensregeln, ich möchte sagen, von Rezepten, wie man sich in bestimmten Fällen zu verhalten habe, mitbekamen. Das schwach entwickelte gesellschaftliche Leben ließ es an Übung im Verkehr mit Älteren, Höhergestellten und Damen fehlen. Selbstbewußte Naturen bilden sich zuletzt ihre Gesetze. Auch ich arbeitete mich aus dem Gewirr von Scheu und Stolz etwas heraus, das mich am frischen Ausschreiten hinderte, aber ich bin erst viel später, als ich ‚etwas' geworden war, ganz die nutzlosen, verspäteten Selbstvorwürfe wegen Blößen losgeworden, die ich mir gegeben zu haben glaubte. Es war ein großer Fehler, daß ich meine Entwicklung früh auch in gesellschaftlichen Dingen nach innen wandte. Weil ich an einem wichtigen Wendepunkte mit mir selbst fertig geworden war, glaube ich bestimmt, den richtigen Weg auch im Verkehr mit andern finden zu können. Darin irrte ich aber sehr [296])."

Rousseau berichtet von seinem sieben Jahre älteren Bruder:

„Die grenzenlose Zuneigung, die man für mich empfand, ließ ihn ein wenig vernachlässigt werden. Ich billige das keineswegs. Die Folgen dieser Vernachlässigung machten sich gar bald in seiner Erziehung bemerkbar. Er geriet in ein lüderliches Fahrwasser noch lange vor der Zeit, da man ein wirklicher Lüderjahn sein kann. Man brachte ihn zu einem andern Meister, wo er dieselben Durchgängereien vollführte, die er schon von seinem elterlichen Hause aus unternommen hatte [297]). Er geriet endlich auf so schlechte Wege, daß er entfloh und völlig verschwand. Einige Zeit danach erfuhren wir, er sei in Deutschland. Er schrieb nicht ein einziges Mal, und man hat seit jener Zeit auch nie wieder etwas von ihm gehört [298])." Daran anknüpfend singt Rousseau das Lob der ihm selbst zuteilgewordenen Erziehung und der in seiner Kindheit wirkenden günstigen Umwelteinflüsse:

„Wenn jener arme Bursche nachlässig erzogen wurde, so erging es seinem Bruder nicht so: die Kinder von Königen können nicht mit größerer Sorgfalt gehegt werden, als es während meiner ersten Jahre mit mir geschah. Ich wurde von allem, was mich umgab, vergöttert und (was, bei weitem seltener ist) stets wie ein zärtlich geliebtes, niemals aber wie ein verzogenes Kind behandelt. Nicht ein einziges Mal hat

---

[296]) L. B. 104, S. 301. [297]) L. B. 112, S. 6/7. [298]) L. B. 112, S. 7.

man mich zum Verlassen meines väterlichen Hauses mit andern Kindern allein auf der Straße herumstreifen lassen, und niemals brauchte man in mir eine einzige jener Launen zu unterdrücken oder zu befriedigen, die man der Natur zuspricht, und die doch alle einzig und allein der Erziehung entspringen. Ich hatte die Unarten meines Lebensalters: ich war ein Plappermaul, ein Vielfraß und manchmal auch ein Lügner. Ich würde auch Früchte, Süßigkeiten und Leckerbissen gestohlen haben, niemals aber habe ich Vergnügen daran gefunden, Böses zu tun, Schaden anzurichten, andre zu bezichtigen oder arme Tiere zu quälen [299]) . . . Wie hätte ich auch schlecht werden sollen, da ich ja nur Beispiele von Güte vor Augen und die besten Menschen von der Welt rings um mich hatte? Mein Vater, meine Tante, meine Wärterin, meine Verwandten, unsere Freunde, unsere Nachbarn, alles, was mich umgab, war mir zwar nicht stets zu Willen, aber es liebte mich, und ich selbst liebte sie alle wieder. Mein Eigenwillen wurde so wenig herausgefordert und so wenig gekreuzt, daß es mir gar nicht in den Sinn kam, welchen zu haben. Ich kann schwören, daß ich bis zu einer Unterjochung unter einen Lehrer nicht gewußt habe, was eine Laune ist. Außer der Zeit, die ich bei meinem Vater mit Lesen oder mit Schreiben oder mit meiner Wärterin auf Spaziergängen verbrachte, stand oder saß ich stets neben meiner Tante, um sie sticken zu sehen, oder singen zu hören, und ich war es zufrieden. Ihre Fröhlichkeit, ihre Sanftmut, ihre anziehende Gestalt haben mir einen so starken Eindruck hinterlassen, daß ich noch jetzt ihre Miene, ihren Blick und ihre Haltung vor mir sehe; ich entsinnne mich ihrer lieben, kleinen Koseworte und könnte angeben, wie sie gekleidet und gekämmt war [300]) . . . All diese Einzelheiten sind nicht besonders unterhaltend, ich gebe es zu, aber sie zeigen, wie gut unsre erste Erziehung gewesen sein muß, damit wir, als fast alleinige Herren über unsere Zeit und über uns, in einem so zarten Alter nicht in Versuchung gerieten, beides zu mißbrauchen [301]) . . . Ich glaube wohl, daß dieser Schauder vor dem Stehlen von Geld und allem, was dazu umgewandelt werden kann, zum großen Teil meiner Erziehung entsprang. Es verbanden sich damit geheime Vorstellungen von Schande, Gefängnis, Strafe und Galgen, die mich hätten erzittern lassen, wenn ich mich anders überhaupt versucht gefühlt hätte; in meinen Streichen erblickte ich dagegen nur Eulenspiegeleien, und im Grunde waren sie auch nichts anderes [302])."

Die Erziehung gerade in dieser Richtung wurde dann noch unterstützt durch das, was er damit anrichtete, daß er sich widerrechtlich ein Band aneignete und dieses Vergehens dann, ohne recht zu wissen, wie er darauf kam, die junge Köchin beschuldigte:

„Diese grausame Erinnerung quält mich bisweilen und bringt solches Entsetzen über mich, daß ich in schlaflosen Nächten das arme Mädchen an mich herantreten und mir mein Verbrechen vorhalten sehe, so, als ob es erst gestern geschehen sei [303]) . . . Die Erinnerung daran bekümmert mich auch weniger wegen des Bösen an sich, sondern um der Folgen willen, die es verursacht hat. Für mich entsprang das Gute daraus, mich für mein ganzes übriges Leben vor jeder das Verbrechen streifen-

---

[299]) L. B. 112, S. 7/8. [300]) L. B. 112, S. 8. [301]) L. B. 112, S. 28. [302]) L. B. 112, S. 41. [303]) L. B. 112, S. 108.

den Handlung zu bewahren, so stark blieb die Erinnerung an den furchtbaren Eindruck, den mir die einzige gemacht hat, die ich je begangen, und ich glaube zu fühlen, daß meine Abneigung gegen jede Lüge zum großen Teil der Reue entspringt. einmal eine so schwarze gesprochen zu haben [304]."

Eines andern wesentlichen Charakterzuges Ursprung glaubte er in noch früheren Kinderjahren aufzudecken:

„Aus diesen interessanten Lesestunden und den Gesprächen, die sie zwischen meinem Vater und mir hervorriefen, erwuchs jener freie, republikanische Geist, jener stolze, unbeugsame, gegen jedes Joch und alle Knechtschaft aufsässige Charakter, der mich mein ganzes Leben lang in lauter seiner freien Entfaltung ungünstigen Umständen gepeinigt hat [305]."

Von der lebenslangen Nachwirkung der ersten Lektüre und der durch diese ausgelösten Empfindungen melden auch Heines Memoiren:

„Viele neue Lenze sind unterdessen hervorgeblüht, doch mangelte ihnen immer ihr mächtigster Reiz, denn ach! ich glaube nicht mehr den süßen Lügen der Nachtigall, der Schmeichlerin des Frühlings; ich weiß, wie schnell seine Herrlichkeit verwelkt, und wenn ich die jüngste Rosenknospe erblicke, sehe ich sie im Geiste schmerzrot aufblühen, erbleichen und von den Winden verweht. Überall sehe ich einen verkappten Winter. — In meiner Brust aber blüht noch jene flammende Liebe, die sich sehnsüchtig über die Erde emporhebt, abenteuerlich herumschwärmt in den weiten, gähnenden Räumen des Himmels, dort zurückgestoßen wird von den kalten Sternen und wieder heimsinkt zur kleinen Erde, und mit Seufzern und Jauchzen gestehen muß, daß es doch in der ganzen Schöpfung nichts Besseres und Schöneres gibt, als das Herz des Menschen. Diese Liebe ist die Begeisterung, die immer göttlicher Art, gleichviel, ob sie törichte oder weise Handlungen verübt. Und so hat der kleine Knabe keineswegs unnütz seine Tränen verschwendet, die er über die Leiden des närrischen Ritters vergoß, ebensowenig wie späterhin der Jüngling, als er manche Nacht im Studierstübchen weinte über den Tod der heiligsten Freiheitshelden, über König Agis von Sparta, über Gaius und Tiberius Gracchus von Rom, über Jesus von Jerusalem und über Robespierre und Saint Just von Paris [306]."

Kurz sei darauf hingewiesen, daß Bernfeld auf Grund seiner Untersuchungen über dichterische Erstlingswerke in Selbstzeugnissen neben Theatereindrücken und Musikstücken Lektüre und Milieu als wichtigste anregende Faktoren für den Inhalt des Erstlingswerks bezeichnen muß. Schillers „Räuber" sind ja hierfür geradezu ein Schulbeispiel. (Daß Bernfeld vor allem das Erstlingswerk als Selbstspiegelung der Persönlichkeit eines Verfassers wertet, wurde schon im ersten Abschnitt des vierten Kapitels erwähnt.) — Auch im „Anton Reiser" findet sich ein hierher gehöriger Hinweis: „Durch diese einzige so oft wiederholte zufällige Lektüre bekam sein Geschmack in der Poesie eine gewisse Bildung und Festigkeit, die er seit der Zeit nicht wieder verloren hat; so wie in der Prosa durch den Telemach; denn er fühlte bei der schönen Banise und der Insel Felsenburg, ungeachtet des Vergnügens, das er darin fand, doch sehr lebhaft das Abstechende und Unedlere in der Schreibart [307]."

---

[304]) L. V. 112, S. 109/10. [305]) L. V. 112, S. 6. [306]) L. V. 83, S. 70/1.
[307]) L. V. 100, S. 47.

Wenden wir uns nun wieder andern Momenten zu, für die K. Ph. Moritz gleichfalls ein bedeutsames Beispiel liefert:

„Es ist auch ein ganz besonderes Gefühl dabei, wenn man aus Mißverstand sich eine Höflichkeit zurechnet, die einem andern zugedacht ist. Eben der Gedanke, daß man zu sehr von sich eingenommen sein könne, ist es, der so etwas außerordentlich Demütigendes hat. Dazu kommt das lächerliche Licht, in welchem man zu erscheinen glaubt. — Kurz, Reiser hat in seinem Leben nichts Schrecklicheres empfunden als diesen Zustand der Beschämung, worin ihn oft eine Kleinigkeit versetzen konnte. — Alles andre griff nicht so sein innerstes Wesen, sein eigentliches Selbst an als gerade dies. In Ansehung dieser Art des Leidens hat er auch das stärkste Mitleid empfunden. Um jemandem eine Beschämung zu ersparen, würde er mehr getan haben, als um jemanden aus wirklichem Unglück zu retten: denn die Beschämung deuchte ihm das größte Unglück, was einem widerfahren kann [308]).“

Dieser Schlußsentenz entspricht in mancher Beziehung die Bedeutung, die Jos. K. Ed. Hoser einem Erlebnis in frühesten Kinderjahren für seine psychische Entwicklung zuschreibt:

„Ein Unglück anderer Art machte zu jener Zeit auf mein kindlich empfindsames Gemüt gleichfalls einen höchst schmerzlichen Eindruck. Die jüngste Tochter des erwähnten Amtmannes hatte das Unglück, bei Gelegenheit eines Bades . . . durch Unvorsichtigkeit einer Magd mit einer vollen Kanne siedheißen Wassers übergossen und so unglücklich verbrannt zu werden, daß sie unter herzschneidendem Schmerzgeschrei halbtot nachhause gebracht wurde. Die Ärmste wurde zwar am Leben erhalten, litt aber mehrere Wochen lang unsägliche Qualen, und da das, was mit ihr vorging, und was sie zu erdulden hatte, das tägliche Gespräch meiner Angehörigen und Umgebung bildete, so erwuchs daraus für mich selbst ein Zustand des Leidens, der Teilnahme und des regsten Mitgefühls für die Leiden anderer, der für ein Kind von so zartem Alter noch viel zu ernsthaft war und meinen Nerven schon früh jene andern wohl zusagende, für mich selbst aber eben nicht beglückende Stimmung und Empfindlichkeit gab [309]).“

Von der für alle Zeiten abschreckenden Wirkung eines Geschehnisses weiß — analog der diesbezüglichen Aufzeichnung Rousseaus — Karl Schurz zu erzählen:

„Nun fiel es einem leichtsinnigen Onkel ein, meinen Bruder Heribert und mich bei dieser Gelegenheit im Weintrinken üben zu wollen. Er füllte also wieder und wieder unsere Gläser und nötigte uns, sie zu leeren. Die Folge war, daß wir zuerst sehr lustig wurden und dann bewußtlos von unseren Stühlen unter den Tisch glitten; worauf man das arme, jugendliche Brüderpaar tief schlafend auf einen mit Stroh gefüllten Karren lud und nachhause fuhr. Als wir wieder aufwachten und hörten, was geschehen war, schämten wir uns herzlich. Ich weiß nicht, ob ich damals schon einen förmlichen Beschluß faßte, mich niemals wieder so schlecht zu betragen. Aber gewiß ist, daß der Eindruck, den diese Begebenheit auf mich machte, nie verwischt wurde. Ich nahm von da einen tiefen Ekel vor der Betrunkenheit mit mir ins Leben; und obgleich ich seitdem Wein oder Bier getrunken habe, wenn es mir

---

[308]) L. B. 100, S. 170. [309]) L. B. 58, S. 213.

gefiel, so ist doch in der Tat jener Rausch bei dem Leichenschmaus in Buschfeld bis zu dieser Stunde mein einziger geblieben [310]."

Ebenfalls mit einem Begräbnis, vielmehr mit den durch die Begegnung mit dem Tode ausgelösten Vorstellungen und Gefühlen, bringt Kügelgen eine psychologische Eigentümlichkeit auch noch seiner Mannesjahre in ursächlichen Zusammenhang:

„Die Gespenster des Todes und die Verwesung folgten mir auf Schritt und Tritt, hetzten mein Gemüt wie Furien, gingen zu Bett mit mir und peinigten meine Träume. Ich scheute mich vor dem Essen, konnte namentlich kein Fleisch ansehen, weil es ja alles Leichenfleisch war, und meine Kräfte schwanden um so mehr, als ich von Angst und Unruhe getrieben, den ganzen Tag umherlief. Ich durchrannte aber die herrliche Gegend wie ein Blinder. Die Natur sowohl als die tröstlichen Glaubensworte der Mutter waren mir zur inhaltslosen Phrase geworden, und der Tod, diese größte der Lügen, blieb immer die alleinige und ausschließliche Wahrheit. — Aus dieser Hölle führte mich endlich die Hand meines Vaters auf gar wunderliche Weise. Er kannte wohl den Köder, nach dem ich schnappen würde, als er mir eines abends aus der Stadt allerlei Utensilien zum Feuerwerkern mitbrachte. Das war eine Freude! Wenn ich saß und kleisterte oder die wohlgeratenen Patronen lud, so wich die Angst von mir. Es war mir dann zumute, wie einem, den seine Mutter tröstet, während doch der wirkliche mütterliche Zuspruch ganz ohne Wirkung blieb. Es war eine kindische Heilung einer sehr kindischen Krankheit [311]) . . . Unter so angenehmen Zerstreuungen verschwanden die beängstigenden Fratzen meiner kranken Phantasie, und die gewohnte Lebenszuversicht kehrte zurück. Dennoch aber erkrankte ich im späteren Leben mehr oder weniger jedesmal von neuem, so oft ich eine eingesargte Leiche sah, und immer waren es leichte, mechanische Beschäftigungen, durch welche ich mich wieder heilte [312])."

Freud führt seine in den Studentenjahren sich vollziehende Entwicklung zum „Bücherwurm" zurück auf eine „sehr frühe Jugenderinnerung":

„Mein Vater machte sich einmal den Scherz, mir und meiner ältesten Schwester ein Buch mit farbigen Tafeln (Beschreibung einer Reise in Persien) zur Vernichtung zu überlassen. Es war erziehlich kaum zu rechtfertigen. Ich war damals fünf Jahre, die Schwester unter drei Jahren alt, und das Bild, wie wir Kinder überselig dieses Buch zerpflückten, ist nahezu das Einzige, was mir aus dieser Lebenszeit in plastischer Erinnerung geblieben ist. Als ich dann Student wurde, entwickelte sich bei mir eine ausgesprochene Vorliebe, Bücher zu sammeln und zu besitzen. Ich wurde ein Bücherwurm. Ich habe diese erste Leidenschaft meines Lebens, seitdem ich über mich nachdenke, immer auf diesen Kindereindruck zurückgeführt, oder vielmehr, ich habe erkannt, daß diese Kinderszene eine ‚Deckerinnerung' für meine spätere Bibliophilie ist [313])."

Die Wurzeln seiner Sympathie für den Katholizismus sieht Heine in Erfahrungen, die er in seiner Jugendzeit machte:

„Ich habe immer eine Vorliebe für den Katholizismus gehabt, die aus meiner Jugend herstammt und mir durch die Liebenswürdigkeit katho-

310) L. B. 59, S. 260/1. 311) L. B. 95, S. 258/9. 312) L. B. 95, S. 259.
313) L. B. 11, S. 121.

lischer Geistlicher eingeflößt worden ist. Einer von diesen war ein Freund meines Vaters und Lehrer der Philosophie an unserer Schule[314]) . . . Und weil ich so von Jugend auf gewöhnt war, Freisinnigkeit und Katholizismus vereint zu sehen, sind mir die katholischen Riten immer nur als etwas Schönes, als eine liebliche Jugenderinnerung entgegengetreten, und niemals als etwas erschienen, das dem Gedanken der Menschheitsentwicklung schädlich sei[315])" . . .

Den Schluß autobiographischer Belege für unser Problem soll ein Zitat Rétife de la Bretonne bilden:

„Le tort, qu'il fit à mon caractère, en parlant inconsidérément de mon père et de ma mère, a sans doute été irréparable. Moi, qui les regardait comme des dieux sans défauts, je leur entendis attribuer des faiblesses. Miché, grand parleur, se plaisait à détailler devant moi, malgré les signes de sa femme, des calomnies, que je ne dois pas rapporter[316])."

Er führt nicht weiter aus, welcher Art diese nicht wieder gutzumachende Schädigung seines Charakters war; aber vielleicht ist sie in derselben Richtung zu suchen, in der sich Leben und Werke des im Alter zwischen sechs und sieben Jahren auf widerliche Weise „sexuell aufgeklärt" Wordenen gestalteten. Jedenfalls deutet seine Stellungnahme zur Frage der sexuellen Aufklärung darauf hin, daß er sich des von ihm selbst eingeschlagenen Irrweges wohl bewußt war, aber den ersten Schritt auf diesem Weg und die Unfähigkeit, umzukehren, jenem verhängnisvollen Erlebnis zuschreibt, das in ihm jede Ehrfurcht vor ebenso heiligen wie natürlichen Dingen im Keim zerstören mußte.

Beispiele ähnlicher Art, wenn auch selten in so grotesker Form, für die schwere Beeinträchtigung, die ein Mensch zeitlebens erfahren kann durch Mangel an Takt und Vertrauen sowie infolge Feigheit seitens der Eltern oder der Älteren allem gegenüber, was zum Komplex „Fortpflanzung" gehört, finden sich im Leben und in der Literatur (in Autobiographien aus naheliegenden Gründen weniger) beklagenswerterweise in Hülle und Fülle. Besonders die Psychoanalyse hat sich der Erforschung dieser Probleme angenommen. Sie mag da und dort übers Ziel hinausschießen und dadurch manchen abschrecken, der der Notwendigkeit von minder auf die Spitze getriebenen letzten Folgerungen sich nicht verschließen würde. Vielleicht war um der allzu stiefmütterlichen Behandlung willen, die diesem zu einem gewissen Zeitpunkt wichtigsten Fragenkomplex aus falscher Schamhaftigkeit bisher angediehen war, erst dieser übertriebene Ausschlag nach der entgegengesetzten Seite notwendig, damit der goldene Mittelweg gefunden würde, auf dem man sich über Würdigung und Bedeutung dieses Problems sowie seine richtige und zeitgemäße Einordnung in die übrigen Erziehungsfragen verständigen kann.

Zwei Momente traten bei all diesen Nachweisen der Zusammenhänge zwischen frühkindlichem Erleben und der späteren Entwicklung der Gesamtpersönlichkeit oder einzelner Charakterzüge deutlich in den Vordergrund: erstens die Tatsache, daß die Tragweite der Kindheitserlebnisse für das fernere Leben sich nicht auf bestimmte Erfahrungsgebiete beschränkt und nicht von der objektiven Bedeutung und dem ab-

---

314) L. B. 83, S. 66. 315) L. B. 83, S. 66. 316) L. B. 105, S. 6.

soluten Wert des Erlebten abhängt, sondern daß jeder Sinnes- oder Gefühlswahrnehmung, sobald sie in das Bereich des Kindes oder das Kind in ihr Bereich gerät, die Tendenz innewohnt, dauernd stärkeren oder schwächeren Einfluß zu gewinnen. Ob sie es de facto tut, hängt ab von zahlreichen nicht näher bestimmbaren und nachweisbaren Imponderabilien sowie von der Besonderheit des kindlichen Erlebens überhaupt und von der Eigenart des betreffenden Individuums im besondern. Hier liegt der Berührungspunkt mit dem zweiten Moment: in der Regel handelt es sich um „Unterstützung oder Gegenwirkung" im weitesten, also auch das Unbewußte und Ungewollte umfassenden, Sinn. Diesem Phänomen soll im folgenden Abschnitt noch weiter nachgespürt werden, weil die in ihm beschlossenen Voraussetzungen von höchster pädagogischer Bedeutsamkeit sind.

Den Abschluß der Untersuchungen dieses Abschnittes sollen Beobachtungen Reichardts und Loewensteins bilden:

„Wenn eine glückliche Kindheit Sicherungen für spätere reibungslose soziale Einordnung bietet, so wird auch zu späterem unsozialen Verhalten vielfach der Keim in einer Freudlosigkeit der ersten Lebensjahre gelegt. Darauf deutet u. a. die auffallend hohe Kriminalität unehelich Geborener. Wenn schon Erlebnisse der Erwachsenen Erbitterung, Mißtrauen, Verschlossenheit erzeugen können, wieviel mehr muß die Stellung zur Außenwelt beeinflußt werden, wenn häufige Enttäuschungen und Ungerechtigkeiten, Zerstörung von Idealen und Einblicke in die menschlichen Laster die unbefangene, modellierfähige und aufnahmedurstige Kinderseele treffen [317])."

„Nicht nur die Gemeinschaft mit andern, sondern alles, was das natürliche Verhältnis von Eltern und Kind verändert, wirkt auf die Kinderseele schädigend ein. Stiefkinder, Adoptivkinder, Waisenkinder, uneheliche Kinder, alle diese Aschenbrödel des Schicksals leiden in späteren Jahren an Nervosität, die immer auf das kränkende Gefühl einer Zurücksetzung in der Kinderzeit zurückzuführen ist. Damals waren diese Kinder gegen Liebe und Lieblosigkeit gleich empfindlich, und die kleinste Verletzung hat ihnen auf Jahre hinaus Schmerzgefühle verursacht. Es ist also in der Hand der Erzieher gelegen, das Kind vor dem quälenden Gefühl der Minderwertigkeit zu bewahren [318])."

Dieser letzte Gedanke soll im letzten Abschnitt dieses Kapitels nochmals aufgegriffen werden, im Zusammenhang mit dem Gegenpol des ständige Unsicherheit in allen Lebenslagen verursachenden Minderwertigkeitsgefühls, dem gesunden Selbstbewußtsein, das die unerläßliche Voraussetzung ist zur Entfaltung aller für Individuum und Gemeinschaft wertvollen Kräfte, die im Menschen schlummern.

2. Abschnitt: „Unterstützung und Gegenwirkung."

Unterstützung und Gegenwirkung wurde von Schleiermacher als Erziehungsprogramm aufgestellt und bezieht sich in seinem Sinn eigentlich nur auf die absichtliche Förderung der dem Individuum und der Gesamtheit nützlichen und auf den ebenso absichtlichen Kampf gegen alle in

317) L. V. 58, S. 319. 318) L. V. 36, S. 145.

derselben Hinsicht schädlichen Anlagen. Aber auch die sogenannten „Zufälligkeiten" von Milieu und Atmosphäre, wobei Milieu das mit den äußeren Sinneswerkzeugen Wahrnehmbare, Atmosphäre das nur gefühlsmäßig zu Erfassende oder überhaupt nicht Bewußtwerdende, d. h. bewußt zu Machende und auf Konkreta Zurückzuführende bedeuten soll, können unterstützend oder hemmend auf die natürliche Entwicklung des Angeborenen wirken, wie die letzten Seiten lehrten.

Hätte in all den im vorliegenden Abschnitt behandelten Fällen das betreffende Individuum nicht eben nach der Seite hin tendiert, nach der mit Hilfe des von außen Hinzukommenden ein so starker Ausschlag erzielt wurde, so hätten alle diese Faktoren der Außenwelt in Fällen, wo sie lebensrichtungbestimmend wurden, höchstens nuancierend Einfluß gewinnen können. Ausdrückliche, unablässige Förderung eines oder einiger Momente am Charakter oder an der Persönlichkeit ist aber in der Regel auch zugleich Gegenwirkung gegen eine Reihe von andern: leitet man die Quellen, die einander benachbarte Flüsse speisen, alle einem einzigen Wasserlauf zu, so wird dieser zum Strom auf Kosten der andern, die zu kümmerlichen Rinnsalen werden oder allmählich ganz versanden. Und umgekehrt gilt: was dem einen Element an Nahrung („Unterstützung ist ja nichts andres als Zuführung nährender Stoffe im Geistig-Seelischen) entzogen wird, fließt andern Elementen zu — wird zu ihnen hingedrängt — also verdrängt, ein Ausdruck, der uns wieder mitten hineinführt in psychoanalytische Forschungsgebiete; denn die „Verdrängung" ist ja für diese Denkrichtung der Angelpunkt für fast alle Schädigungen und Irrwege der Menschenseele, die selbstverständlich eine mangelhafte Entwicklung des Charakters oder der Gesamtpersönlichkeit im Gefolge hat. Ein eklatanter Fall war Zinzendorf, der darüber hinaus, Opfer seiner selbst geworden zu sein, zugleich — wie Pfister in den zitierten Schlußsätzen darlegt — ein Krebsschaden für weite Kreise wurde. Denn die Hypertrophie derartiger Tendenzen, die durch naturgemäßere Erziehung in ein harmloseres Bett geleitet werden könnte, statt durch widernatürliche zu einer krankhaften Manie gesteigert zu werden, zeitigt alle jene „Apostel", die zur Klippe für die ethische, kulturelle und geistige Entwicklung der Menschheit werden können.

Es erübrigt sich, auf die Bedeutung der für die im ersten Abschnitt dieses Kapitels genannten Persönlichkeiten lebensgestaltenden Kindheitseindrücke nochmals mit der Fragestellung „Unterstützung und Gegenwirkung" heranzutreten; die Antwort ergibt sich an Hand der folgenden Ausführungen und Beispiele von selbst. Beides, Unterstützung sowohl wie Gegenwirkung, hat — wenn man vom gleichlautenden Erziehungspostulat absieht und sich nur an die ursprüngliche Bedeutung der Worte hält — seine Licht- und seine Schattenseite: unterstützt werden kann das „Gute" und kann das „Böse", und ebenso kann dem „Bösen" wie dem „Guten" entgegengewirkt werden. Dabei besteht aber noch die weitere Möglichkeit, zwischen objektiv oder subjektiv „Gutem" oder „Bösem" einen Unterschied zu machen. Denn das, was gerade dem Erzieher wünschens- oder verdammenswert in der Entwicklung seines Zöglings scheint, muß es nicht in Wirklichkeit sein, und wenn es doch für den einen Fall stimmt, muß es nicht für alle andern auch zutreffen. So und so oft, manchmal zum Segen oder zum Unheil für das Kind, zeitigt eine Erziehungsmaßnahme einen dem beabsichtigten

Erfolg entgegengesetzten, läßt also auf einen Fehlgriff in der Person des Erziehers selbst oder in seiner Methode schließen; denn nicht jeder Erzieher kann jedem Kind absolut gerecht werden — er sollte es freilich, doch sind ihm Grenzen in seiner eigenen Persönlichkeit gesetzt. — Die Wurzel solch eines gegenteiligen Erfolges kann im natürlichen, durch allzuviel Verbieten auf die Spitze getriebenen Widerspruchsgeist des Kindes liegen oder in einer Auflehnung gesunder Instinkte gegen irgendwelche Vergewaltigung durch Menschen oder durch Lebensumstände. Die — aber nur cum grano salis anzuwendende! — Erziehung durch Gegenbeispiel stellt ja eben dies Phänomen in ihren Dienst; sie setzt natürlich ein intuitives Wissen um das jeweilige Dominieren von Nachahmungstrieb oder Oppositionslust im Kind voraus.

Den weitaus breitesten Raum auf den folgenden Seiten werden die Beispiele für Erziehungserfolge oder -mißerfolge trotz gegenteiliger willkürlicher Beeinflussung oder unwillkürlicher Einflüsse einnehmen. Gerade sie sind nicht nur psychologisch besonders aufschlußreich und interessant, weshalb sie auch von Selbst- und Fremdbiographen stärker hervorgehoben werden als Erziehungsresultate, die das geradezu errechenbare Produkt aus den beiden Faktoren Anlage und Milieu darstellen, sondern sie sind auch in pädagogischer Hinsicht von ganz außerordentlicher Ergiebigkeit. Denn sie stellen, um im Bilde zu bleiben, gewissermaßen die Rechenfehler dar, an denen man auch als Lehrer noch lernen kann.

Verschiedene der im Verlauf dieser Arbeit behandelten Probleme klingen in der Bemerkung H. St. Chamberlains wieder an, die er seinen frühesten Erinnerungen beifügt und die dem Gedankengang entspringt, der auch vorliegendem Abschnitt zugrunde liegt:

„Somit werden in den beiden ersten bleibenden Eindrücken gleichsam die zwei Grundakkorde einer geistigen Hauptanlage angeschlagen: die Empfänglichkeit für Musik und die Hingabe an die Betrachtung der Natur, namentlich der Sternenwelt. Fragt man sich, was hier Ursache und was Wirkung ist, so weiß ich nicht zu antworten: waren es die Eindrücke, welche dem Geist die Richtung gaben, oder hat der Geist diese Eindrücke gerade deswegen in sein Innerstes verwoben, weil er von Hause aus besonders für sie empfänglich war [319])?"

Reichardt gibt unmittelbar die allgemein-gültige Antwort darauf, die ihm seine Beobachtung diktiert:

„Der Ursprung der künstlerischen Begabungen dürfte nichts mit dem Milieu zu tun haben; dagegen hat dieses großen Einfluß auf deren Entwicklung. Diese kann lange zurückgehalten werden. Vischer brachte mit 72 Jahren seinen ersten Roman heraus; D. von Arnim-Boitzenburg entdeckte ganz durch Zufall am Modellierkasten seiner Kinder erst zur eigenen größten Überraschung sein Talent zur Tierplastik [320])."

Das Liefern des Entwicklungsreizes für die künstlerische Anlage ist also, wie wir sehen, der erste Auftakt zur Unterstützung, zufälliges oder planmäßiges Vorenthaltenwerden dieses Reizes kann schon in gewissem Sinn als Gegenwirkung angesprochen werden. Daß selbst spärliche Anregung imstande ist, eine natürliche Neigung auch auf anderm als künstlerischem Gebiet zu wecken, zu beleben und zu nähren, zeigt Kügelgen:

[319]) L. V. 58, S. 302. [320]) L. V. 58, S. 302.

„Meine Mutter war eine jener glücklichen Naturen, die eine natürliche Affinität zum Gottesworte haben. Von ihrer Kindheit an hatte sie sich mit wunderbarer Liebe zu der heiligen Person des Kinderfreundes Jesu hingezogen gefühlt, dessen Vorbild und Geboten sie nachzuleben strebte, so gut sie konnte. Obschon sie im väterlichen Hause unter Einflüssen hatte leben müssen, die ihrem Verlangen nach geistlichem Wachstum die Nahrung möglichst entzogen, hatte sie dennoch die vereinzelten Strahlen christlicher Wahrheit, die an sie herandrangen, immer ohne Widerstreben in sich aufgenommen. Sie glich einer harmonischen Saite, die mitklingt, wenn verwandte Töne angeschlagen werden, hatte ein sehendes Auge und hörendes Ohr und lernte in der Regel, wo sie gute Lehre fand [321])."

Derselbe Verfasser gibt auch ein prächtiges Beispiel über die von eben dieser Mutter trefflich geübte „Unterstützung und Gegenwirkung", die seiner eigenen sittlichen Erziehung zugute kam:

„In ihrem Wesen blieb meine Mutter sich immer gleich. Es lag nicht in ihrer Natur, die Zärtlichkeit zu zeigen, die sie im Herzen trug. Sie tändelte nie mit mir und ließ mir keine Unart durch, aber sie erschreckte mich auch nie durch Launen und Heftigkeit, und gab mir das Bewußtsein, daß niemand in der Welt mich lieber habe als sie. Zum höchsten Lohn für außerordentliche Tugend durfte ich einen Kuß auf die Stirn von ihr erwarten, und dieser war dann auch von so durchgreifender Wirkung, daß mein Vater es mir gleich anzusehen pflegte, wenn er ins Zimmer trat. — Nur selten strafte meine Mutter, suchte mich aber immer zur Einsicht meines Unrechts zu bringen und war ein so geschickter Bußprediger, daß ich mich stets beschämt und ganz geneigt fand, Abbitte zu tun. Für dies Verfahren danke ich ihr noch heute, denn es lehrte mich jene Reste im Gewissen tilgen, die der Offenheit des Charakters so schädlich werden können. Mußte ein Vergehen ernstlicher gesühnt werden, so wurde ich auf ein Stündchen oder darüber an ein Tisch- oder Stuhlbein angekettet, zwar nur mit einem Zwirnsfaden, den ich aber nimmer zu zerreißen wagte, so groß war der Respekt vor meiner Mutter; und selbst dann löste diese solche Fessel nicht, wenn mittlerweile Besuch eintrat. Oder auch sie band mir nach Maßgabe des Vergehens ein paar lange, aus steifem Notenpapier gefertigte Eselsohren um den Kopf, welche ich auch während des Mittags- und Abendtisches umbehalten mußte. — Kam mein guter Vater dann zum Essen, so sah er mir freilich diese Midasohren noch mit leichterer Mühe als jenen Stirnkuß an und wußte dann seinen edeln Gesichtszügen einen so bekümmerten Ausdruck zu geben, daß es mir immer durch die Seele ging. Namentlich einmal, als er wegen Zahnweh mit verbundenem Kopf erschien, rührte mich jener Ausdruck bis zu Tränen. Der arme Vater! Er hatte Schmerzen und mußte obendrein an seinem Sohne solche Schmach erleben! Ich konnte keinen Bissen essen, obgleich es Dampfnudeln nach echt bayrischem Rezept gab; aber meine Mutter ließ die Ohren sitzen [322])."

Eugen Richter, der bekannte Politiker, berichtet in seinen Jugenderinnerungen:

„Das Koblenzer Gymnasium war damals ein recht strenges Gymnasium. Unendlich viel habe ich vergessen, was ich als Abiturient ge-

[321]) L. V. 95, S. 118/9. [322]) L. V. 95, S. 37/8.

wußt oder nach dem Inhalt des Zeugnisses gewußt haben soll. Aber auch heute noch danke ich dem Koblenzer Gymnasium die nachhaltige Gewöhnung an ernstes und ausdauerndes Arbeiten [323]) . . . Die Deputationen, Ständchen von Ärzten, die einander folgenden Adressen und Festlichkeiten als Zeichen der Anerkennung (des Vaters) machten auf uns Knaben einen bleibenden Eindruck. Wo in den Knabenjahren das eigene Verständnis noch nicht ausreichte, da erläuterte uns die Mutter die Bestrebungen und Verdienste des Vaters als ein Muster für das eigene spätere Leben [324]).“

Auch hier fiel der ausgestreute Same auf fruchtbaren Boden. Spezieller ist die Unterstützung, die ein natürliches Interesse Hindenburgs erfuhr, dessen nachdrückliche und unermüdliche Pflege das ganze Leben hindurch die deutschen Erfolge im Osten zu Beginn des Weltkriegs mitbedingte:

„Aus jener frühen Zeit (er war kaum sechsjährig) stammt des Feldmarschalls Vorliebe für Geographie, die sein Vater durch die lebhafte Darstellungs- und Erklärungsweise zu wecken verstand [325]).“

Der Hinweis auf die bekannte Tatsache, daß Verbrecher häufig von sittlich defekten Eltern stammen und in einem von Entwicklungsreizen negativer Art erfüllten Milieu aufgewachsen sind, macht Einzelbeispiele für das Überwuchern sozialer Anlagen in einer dieselben begünstigenden Atmosphäre überflüssig. Daß es aber nicht gleich verbrecherische Neigungen zu sein brauchen, die auf das Leben eines Menschen und seine innere Harmonie dauernd ungünstig einwirken können, wenn sie durch schlechtes Beispiel und Mangel an Energie seitens der Erzieher in früher Jugend kultiviert wurden, deutet K. Ph. Moritz an:

„Vielleicht wäre auch alles im Ehestande besser gegangen, wenn Antons Mutter nicht das Unglück gehabt hätte, sich oft für beleidigt, und gern für beleidigt zu halten, auch wo sie es wirklich nicht war, um nur Ursache zu haben, sich zu kränken und zu betrüben, um ein gewisses Mitleid mit sich selber zu empfinden, worin sie eine Art von Vergnügen fand. — Leider scheint sie diese Krankheit auf ihren Sohn fortgeerbt zu haben, der jetzt noch vergeblich damit zu kämpfen hat [326]).“

Hier fehlte also die von Schleiermacher postulierte Gegenwirkung, die zum Teil schon darin bestehen kann, daß überhaupt das Auftreten eines der angemessenen und wünschenswerten Entwicklung eines Menschen schädlichen Momentes verhindert wird, in erster Linie also alles, was die Seiner-selbst-Sicherheit, das Persönlichkeitsgefühl eines Menschen, beeinträchtigen kann. Davon wird im nächsten Abschnitt unter bedeutsamerem Aspekt die Rede sein.

Wie Versagung nicht des Entwicklungsreizes, sondern, nachdem dieser gegeben, erst der weiteren Entwicklungsmöglichkeit, also Gegenwirkung im negativen Sinn, entscheidend für das ganze Schicksal eines Menschen werden kann, erzählt J. Schlosser:

„Über meines Großvaters Leben könnte man die Worte aus einem seiner schönsten und traurigsten Gedichte schreiben: ‚Weh mir, ich h a b e nie gelebt.‘ In seiner tragisch schönen Persönlichkeit mußten die reichsten Möglichkeiten zu ebenso vielen Qualen werden. Denn Fähigkeiten, denen

[323]) L. V. 106, S. 8. [324]) L. V. 106, S. 18. [325]) L. V. 96. [326]) L. V. 100, S. 40.

das Schicksal die Entfaltung versagt, wirken ja gerade durch die Spannkraft, die in ihnen wohnt, durch die drängende Gewalt, mit der sie zur Entwicklung streben, zerstörend auf den, dem sie unter glücklicheren Umständen zur inneren Schönheit geworden wären. Das Genie kann sich durchsetzen, die Begabung, auch wenn sie reich und fein ist, erstickt wohl ihren Träger, und nicht nur die künstlerische, auch die Begabung zum Leben [327])."

Wenden wir uns jetzt zu solchen Erfolgen von Einfluß oder Beeinflussung, die nicht auf dem Ineinandergreifen von Naturanlage und Unterstützung oder Gegenwirkung beruhen, sondern bei denen noch ein dritter variabler Faktor mitgewirkt hat, der in den einzelnen im folgenden angeführten Fällen näher gekennzeichnet werden soll.

Wie die gesunde Natur sich gegen widrige Einflüsse behauptet, wie sogar eben diese Einflüsse bei einem gesund empfindenden Menschen zeitlebens geradezu eine besondere Betonung dieses natürlichen Empfindens und heftige Abneigung gegen das ihm in seiner Jugend durch Beispiele oder Erziehungsmethoden Aufgezwungene bewirken, dafür gibt J. Schlosser aus dem Leben des Großvaters und der Mutter wertvolle Belege:

„Der alte Graf Rehbinder (des Großvaters Vater) muß furchtbar gewesen sein. Seine frömmelnde Heuchelei hat seinem grundwahrhaftigen Sohn eine unaustilgbare Abneigung gegen jede Art Religiosität gegeben. Als Kind mußte er mit zur Kirche gehen, dann spielte er hinter der Orgel mit seinen Kameraden Karten. — Der Haß gegen seinen Vater vergiftete seine Jugend. Denn er sah neben diesem Mann, den er verachten mußte, seine Mutter stehen als eine Frau, deren Güte und Dulderkraft sie für ihn zur Heiligen machten. Er sah das Martyrium an, das sie seelisch und leiblich zu ertragen hatte, und in der Qual, die sein heißes Herz darum litt, entstand ein ebenso heißer Haß. Vielleicht war das ein Schutz; der alte Graf hatte so keinerlei Handhabe, seinen Sohn in seine Gemeinheiten hineinzuziehen. Inmitten eines Sumpfes von Unreinheit wuchs dieser junge, einsame Mensch ohne jeden Halt von außen aufrecht, herb und fleckenlos empor. Freilich bekam so die Gestalt seiner Seele keine weichen, demütigen Linien; an Selbstgefühl hat es ihm auch nicht gefehlt. Aber was bedeutet das doch: der Sohn dieses Vaters hat in seinem Leben kein einziges Mal Schulden gemacht, nie, nach seiner blutjung geschlossenen Ehe, eine andere Frau zu eigen gehabt, und niemals mit Bewußtsein eine Unwahrheit gesagt [328])."

„Dies Fräulein Schulz nun war tief unbefriedigt und finster, und dazu religiös fanatisch. Sie hätte großes Unheil anrichten können durch die wahrhaft verrückte Art, die Kinder religiös zu beeinflussen. Sie verlangte, daß sie jeden Morgen vor den Stunden, müde, kalt und hungrig im Winter, freiheitssehnsüchtig im Sommer, eine Predigt lasen. Bände reihten sich an Bände in Lillas Zimmer, die ihrer lieben Fräulein Schulz gern alles zu Gefallen tun wollte und ehrlich glaubte, man könne auf diese Weise fromm werden. Aber schließlich sprang ihre urgesunde Natur auf, schüttelte sich und erklärte der ganzen Bigotterie den Krieg. Früh an einem Sonntag erschien sie bei Fräulein Schulz. Sie hatte die ganze Schürze voll Predigtbücher und warf sie ihr einfach vor die Füße.

---

[327]) L. B. 118, S. 16/7. [328]) L. B. 118, S. 17/8.

Und bis in ihr Alter ist es ihr schwer gefallen, je wieder eine Predigt zu lesen [329])."

Einen ähnlichen Hinweis, wenn auch nicht von derselben unerschütterlichen Konsequenz für das ganze Leben findet sich im „Anton Reiser":

„Seine Mutter ermahnte ihn alle Tage mit Sprüchen aus der Bibel, und wie sich einer krümmen und bücken müsse, wenn er durch die Welt kommen wolle, und dergleichen mehr, das freilich nicht die mindeste Wirkung tat, weil er dasselbe schon tausendmal bis zum Ekel von ihr gehört hatte [330])."

Claparède macht die in derselben Richtung weisende Erfahrung, „daß die Vorliebe gewisser Kinder für die Räubergeschichten nichts andres als eine Reaktion ist auf eine zu strenge Erziehung, die sie bedrückte, oder sogar eine Ausgleichserscheinung, bestimmt zur Ausfüllung gewisser Lücken in der Umgebung, so daß, wenn die Umstände, inmitten welcher das Kind sich entwickelt, günstiger wären, sein Interesse einen gänzlich verschiedenen Ausdruck annehmen würde [331])."

So führt gewaltsame Unterdrückung eines natürlichen Triebes, einer natürlichen Neigung häufig zu einer Übersteigerung eben dieser Neigung oder dieses Triebes im künftigen Leben. Es sei da erinnert an Friedrichs des Großen und an des Bayernkönigs Ludwigs II. streng puritanische Erziehung und ihre Reaktion: im einen Fall die spätere Vorliebe für französische Kultur und französischen Esprit als Antwort auf die väterliche Derbheit und Nüchternheit, im anderen ein zum Schluß krankhaft gewordenes Bedürfnis nach Pracht und höchster Verfeinerung des Lebens. Einer ähnlichen „Unterstützung durch Gegenwirkung" seitens der Mutter hat wohl auch Heine seine Entwicklung zum Dichter und die Besonderheiten in der Gestaltung seiner Kunst zu verdanken: „Ihre Vernunft und ihre Empfindung war die Gesundheit selbst, und nicht von ihr erbte ich den Sinn für das Phantastische und die Romantik. Sie hatte, wie ich schon erwähnt, eine Angst vor Poesie, entriß mir jeden Roman, den sie in meinen Händen fand, erlaubte mir keinen Besuch des Schauspiels, versagte mir alle Teilnahme an Volksspielen, überwachte meinen Umgang, schalt die Mägde, welche in meiner Gegenwart Gespenstergeschichten erzählten, kurz, sie tat alles mögliche, um Aberglauben und Poesie von mir zu entfernen [332])."

Daß eine solche Übersteigerung des in der Kinderzeit Bekämpften späterhin auf Irrwege führen kann, lehrt das eben genannte Beispiel Ludwigs II. Claparède wählt für dies nicht vereinzelt dastehende Phänomen einen recht zutreffenden Vergleich:

Die entstehenden Instinkte können ebensowenig wie der Saft des Frühlings lange unterdrückt werden: wenn sich ein Hindernis ihrem Aufsteigen in den Weg stellt, brechen sie nach irgendeinem Seitenwege aus [333])."

So beschwört oft die Unterdrückung, die Unerwünschtem, also subjektiv „Schlimmem", galt, erst das auch objektiv Schlimme herauf; daß es nicht einmal direkt Unterdrückung, sondern zuweilen auch lediglich unrichtige Führung seitens des Erwachsenen zu sein braucht, um ein Kind vorübergehend oder dauernd auf Abwege zu bringen, spricht Rousseau aus:

---

[329]) L. B. 118, S. 38. [330]) L. B. 100, S. 61. [331]) L. B. 7, S. 98. [332]) L. B. 83, S. 22. [333]) L. B. 7, S. 205.

„Fast immer sind es gute, aber schlecht geleitete Empfindungen, was Kinder den ersten Schritt zum Bösen tun läßt [334])."

Von Irrwegen, auf die ihn entschiedene Erziehungsmißgriffe mannigfacher Art für längere oder kürzere Zeit treiben, obgleich diese Wege ihm innerlich wesensfremd sind, weiß K. Ph. Moritz zu sagen:

„Ihr (der Mutter) unaufhörliches Verbieten von Kleinigkeiten und beständiges Schelten und Strafen zu unrechter Zeit verleidete ihm alle edleren Empfindungen, die er hier vor einem Jahr gehabt hatte; sein Gefühl für Lob und Beifall ward dadurch so sehr unterdrückt, daß er zuletzt, beinahe seiner Natur zuwider, eine Art von Vergnügen darin fand, sich mit den schmutzigsten Gassenbuben abzugeben und mit ihnen gemeine Sache zu machen, bloß weil er verzweifelte, sich je wieder die Liebe und Achtung in P. zu erwerben, die er durch seine Mutter einmal verloren hatte, welche nicht nur gegen seinen Vater, so oft er nach Hause kam, sondern auch gegen ganz fremde Leute, beständig von nichts als von seiner schlechten Aufführung sprach, wodurch dieselbe denn wirklich anfing, schlecht zu werden und sein Herz sich zu verschlimmern schien [335]) . . . Sein Vater reiste diesen Sommer wieder nach P., und Anton schrieb ihm, wie schlecht es mit dem Selbstbessern vorwärtsginge, und daß er sich wohl darin geirrt habe, weil die göttliche Gnade doch alles tun müsse. — Seine Mutter hielt diesen ganzen Brief für Heuchelei, wie er denn wirklich nicht ganz davon frei sein mochte, und schrieb eigenhändig darunter: Anton führt sich auf, wie alle gottlosen Buben. — Nun war er sich doch eines wirklichen Kampfes mit sich selbst bewußt, und es mußte also äußerst kränkend für ihn sein, daß er mit allen gottlosen Buben in eine Klasse geworfen wurde. — Dies schlug ihn so sehr nieder, daß er nun wirklich eine Zeitlang wieder ausschweifte, und sich mutwillig mit wilden Buben abgab; worin er denn durch das Schelten und sogenannte Predigen seiner Mutter noch immer mehr bestärkt wurde: denn dies schlug ihn noch tiefer nieder, so daß er sich oft am Ende selbst für nichts mehr, als einen gemeinen Gassenbuben hielt, und nun um desto eher wieder Gemeinschaft mit ihnen machte [336]) . . . Des Abends mußte Anton, ehe er zu Bette ging, für sich stehend, leise beten, und das Gebet durfte auch nicht allzu kurz sein — sonst fragte L. wohl, ob er denn schon fertig sei und Gott nichts mehr zu sagen habe? — Dies war für Anton eine neue Veranlassung zur Heuchelei und Verstellung, die sonst seiner Natur ganz entgegen war. — Ob er gleich leise betete, so suchte er doch seine Worte so vernehmlich auszusprechen, daß er von L. recht gut verstanden werden konnte — und nun herrschte durch sein ganzes Gebet nicht sowohl der Gedanke an Gott, als vielmehr, wie er sich durch irgendeinen Ausdruck von Reue, Zerknirschung, Sehnsucht nach Gott und dergleichen wohl am besten in der Gunst des Herrn L. einschmeicheln könnte. — Das war der herrliche Nutzen, den dies erzwungene Gebet auf Antons Herz und Charakter hatte [337])."

Wie besonders falsche Handhabung oder Übertreibung des so sehr wichtigen und von Kügelgen mit so positivem — weil richtig im Maß und in der Anwendung — Erfolg gebuchten Erziehungsmittels der Strafe nicht selten den Teufel mit Beelzebub austreibt und dem allmählich her-

---

[334]) L. B. 112, S. 37. [335]) L. B. 100, S. 48. [336]) L. B. 100, S. 59. [337]) L. B. 100, S. 71.

anreifenden Menschen schwere Selbsterziehungsaufgaben stellt, entnehmen wir der Lebensgeschichte Jung-Stillings:

„Wilhelm (der Vater) war sehr scharf; die mindeste Übertretung seiner Befehle bestrafte er aufs schärfste mit der Rute. Daher kam zu obigen Grundlagen eine gewisse Schüchternheit in des jungen Stillings Seele, und aus Furcht vor den Züchtigungen suchte er seine Fehler zu verhehlen und zu verdecken, so daß er sich nach und nach zum Lügen verleiten ließ; eine Neigung, die ihm zu überwinden bis in sein zwanzigstes Jahr viele Mühe gemacht hat. Wilhelms Absicht war, seinen Sohn beugsam und gehorsam zu erziehen, um ihn zur Haltung göttlicher und menschlicher Gesetze fähig zu machen, und eine gewissenhafte Strenge führte, deuchte ihn, den nächsten Weg zum Zwecke; und da konnte er gar nicht begreifen, woher es doch käme, daß seine Seligkeit, die er an den schönsten Eigenschaften des Jungen genoß, durch das Laster der Lügen, auf welchem er ihn so oft ertappte, so häßlich versalzen würde. Er verdoppelte seine Strenge, besonders wo er eine Lüge gewahr wurde; allein er richtete dadurch weiter nichts aus, als daß Heinrich alle erdenklichen Kunstgriffe anwendete, seine Lügen wahrscheinlicher zu machen; und so wurde denn doch der gute Wilhelm betrogen. Sobald der Knabe merkte, daß es ihm gelang, so freute er sich und dankte wohl noch Gott, daß er ein Mittel gefunden, einem Strafgericht zu entgehen. Doch muß ich auch dies zu seiner Ehrenrettung sagen: er log nicht, als nur dann, wenn er Schläge damit abwenden konnte [338]).“

Anderes bewirkten übertriebene tägliche Strafgerichte bei Rousseau:

„Bald wurde ich durch das dauernde Erdulden der Mißhandlungen weniger empfindlich gegen sie, und schließlich erschienen sie mir als eine Art Ausgleich des Diebstahls, der mir ein Recht gab, ihn fortzusetzen. Anstatt die Augen nach rückwärts zu wenden und die Strafe zu bedenken, richtete ich sie nach vorwärts und sann nur auf Rache. Ich meinte, mich wie einen Spitzbuben zu schlagen, hieße mir das Recht geben, einer zu sein. Ich fand, daß Stehlen und Geschlagenwerden zusammengehörte, und schuf gewissermaßen ein Ganzes daraus, dessen einer Teil mir zu erfüllen oblag, und dessen anderen ich der Sorgfalt meines Meisters ruhig überlassen konnte. Mit diesem Gedanken im Kopfe stahl ich viel ruhiger als vorher [339]).“

Bekannter und nicht nur für eine Epoche, sondern für das ganze Leben höchst bedeutsam geworden ist die Episode von des Knaben Rousseau körperlicher Züchtigung durch die Hand seiner Erzieherin und ihre Konsequenzen:

„Wer möchte glauben, daß diese im achten Lebensjahre von der Hand eines dreißigjährigen Mädchens empfangene Kinderstrafe für den Rest meines Lebens meine Neigungen, meine Begierden, meine Leidenschaften bestimmt hat, und zwar in einem genau entgegensetzten Sinne als dem, der sich natürlicherweise daraus hätte entwickeln müssen? Wenn meine Sinne entzündet wurden, irrten meine Wünsche, befangen in dem, was ich empfunden hatte, zur gleichen Zeit so sehr ab, daß es ihnen gar nicht beikam, etwas anderes zu ersehnen. Mit einem seit meiner Geburt vor Sinnlichkeit brennenden Blute erhielt ich mich bis in ein Lebensalter, in dem selbst die kältesten und spätreifsten Veranlagungen sich entfalten,

---

[338]) L. V. 91, S. 44/5. [339]) L. V. 112, S. 40.

von jeder Befleckung rein. Lange Zeit von etwas gequält, das ich nicht kannte, verschlang ich alle schönen Frauenzimmer mit glühenden Blicken, und meine Phantasie rief sie mir unaufhörlich zurück, einzig um sie nach meiner Art in Bewegung zu setzen und ebenso viele Fräulein Lamberciers aus ihnen zu machen. — Selbst nach der Zeit meiner Mannbarkeit hat mir dieser seltsame, stets beharrende und bis zur Verderbtheit, bis zum Wahnsinn sich steigernde Hang die ehrbaren Sitten, die er mir doch scheinbar hätte rauben müssen, erhalten [340])."

Seltsam ist hier vor allem die doppelte Gegensätzlichkeit, die letzten Endes für die spätere Entwicklung doch nicht einen ganz so günstigen Erfolg zeitigte, wie Rousseau sich selbst einbildete. Auf die hierin beschlossene und für die Einstellung zu wichtigsten Lebensfragen entscheidende masochistische Komponente weist Wexberg in seinem Aufsatz „Rousseau und die Ethik" hin: „Einmal in die Rolle des Märtyrers gedrängt, hat Rousseau sie zeitlebens beibehalten. Passivität bis zur völligen Willenslähmung, Empfindsamkeit bis zur Sentimentalität treten bis in die Zeit seiner Geisteskrankheit in seinem Charakter am stärksten hervor [341])."

Daß die Fälle, wo durch Prügelstrafe ein Lustgefühl — Freude am eigenen oder fremden Schmerz — ausgelöst wird, nicht vereinzelt sind, geht aus den im Aufsatz „Erziehung zur Grausamkeit" niedergelegten Beobachtungen Asnaourows hervor, aus denen klar ersichtlich ist, daß „algolagnische Gefühle durch falsche Erziehung suggeriert, oft bei hereditärer Veranlagung gezüchtet und auf ihren Höhepunkt getrieben werden können [342])." Asnaourow weist noch besonders hin auf den Präzedenzfall, von dem diese eine Richtung den Namen entlehnt: „Auch beim zehnjährigen Sacher-Masoch ist, wie uns Schlichtegroll berichtet, eine algolagnische Szene, der er beiwohnte, haften geblieben [343])."

Erziehungsfehlgriffe, auf die durch einen heftigen Ausschlag nach der Gegenseite reagiert wird, beschränken sich freilich nicht auf die aktivste und schärfste Form der Gegenwirkung, die Strafe; auch zur Unzeit oder gar unablässig ausgeübter Zwang kann Folgen haben, wie z. B. Rousseau von sich erzählt:

„Die Tyrannei meines Meisters brachte es schließlich dahin, mir die Arbeit, die ich anders geliebt hätte, unerträglich zu machen und Laster in mir zu erwecken, die ich gehaßt hätte, wie Lüge, Müßiggang und Diebstahl. Nichts hat mich den Unterschied zwischen kindlicher Abhängigkeit und knechtischer Sklaverei besser erkennen gelehrt, als die Erinnerung an die Umwandlungen, welche jene Zeit in mir hervorbrachte. Von Natur zag und blöde, lag mir kein Fehler jemals ferner, als Frechheit, aber ich hatte mich einer ehrbaren Freiheit erfreut, welche bis dahin nur allmählich beschränkt worden war, jetzt jedoch völlig erlosch. Ich war bei meinem Vater dreist, bei Herrn Lambercier offen und bei meinem Onkel zurückhaltend gewesen; meinem Meister gegenüber wurde ich furchtsam, und von da an war ich ein verlorenes Kind. An völlige Gleichheit in der Lebensweise mit meinen Vorgesetzten gewöhnt, kein Vergnügen kennend, das mir verwehrt gewesen wäre, keine Speise erblickend, von der mir nicht mein Teil wurde, keinen Wunsch hegend, den

---

[340]) L. V. 112, S. 14/5. [341]) L. V. 2, S. 128. [342]) L. V. 2, S. 172. [343]) L. V. 2, S. 172.

ich nicht äußern durfte, und endlich alle Regungen meines Herzens meinen Lippen vertrauend . . . man urteile selbst, was aus mir in einem Hause werden mußte, in dem ich nicht den Mund zu öffnen wagte, in dem ich nach dem ersten Drittel der Mahlzeit von Tisch aufstehn und, sobald ich nichts darin zu tun hatte, sofort das Zimmer verlassen mußte, in dem ich, ohne Unterbrechung nur an meine Arbeit gekettet, Gegenstände des Genusses nur für andre und für mich nur solche der Entbehrung erblickte, in dem der Anblick der Freiheit des Meisters und der Gesellen den Druck meiner Unterjochung verstärkte, in dem ich, in Gesprächen über das, was ich besser wußte, den Mund nicht zu öffnen wagte, und in dem endlich alles, was ich erblickte, ein Gegenstand des Begehrens für mein Herz wurde, einzig und allein, weil ich aller Dinge entbehren mußte [344])."

Wie sich einseitige Konzentration auf eine ursprünglich nur schwach vorhandene Anlage rächt, die, auf Kosten stärkerer Begabungen hochgezüchtet, schließlich zur Überspannung der natürlichen, in dieser Richtung verfügbaren Kräfte führen muß, zeigt uns Kügelgens Bericht:

„Ich rechnete nach gedachten Klötzen, eine treffliche Methode, die mich bald in den Stand setzte, ziemlich verwickelte Aufgaben mit Schnelligkeit zu lösen und für meine Jahre Ungewöhnliches zu leisten. Dies war indessen nur ein Resultat zweckmäßiger Unterweisung, denn die natürliche Befähigung zum Rechnen fehlte mir; sie war mir eben nur eingepflanzt und verschwand wieder, wie ein Pilz, der über Nacht gewachsen ist. — Ich weiß es nicht, ob es zu rasch gesteigerte Anforderungen waren, an denen ich erlahmte, oder ob meine Natur eine Tätigkeit, die ihr nicht adäquat war, nur bis zu einem gewissen Grade ertragen konnte — kurz, nach einem heftigen Auftritte in der Rechenstunde schleppte unser Informator mich beim Kragen in das Atelier des Vaters, laut klagend, daß der dumme Junge nun plötzlich nicht mehr wisse, wieviel einmal eins sei. — Das war nun allzu wahr. Ich hatte mich in einer schwierigen Aufgabe dergestalt verwickelt und verfangen, daß ich mich plötzlich in den allereinfachsten Zahlenverhältnissen nicht mehr zu orientieren vermochte. Und so blieb es; ich faßte gegen das Kopfrechnen einen unüberwindlichen Abscheu, wurde damit nicht weiter gequält und zu der Mechanik des Ziffernrechnens übergeführt, worin ich jedoch nur sehr geringe Fortschritte machte [345])."

Doch nicht nur die Übersteigerung der Anforderungen an schwach fundierte Begabungen (entgegen Kügelgens Ansicht ist ein Minimum von mathematischer Begabung unerläßliche Voraussetzung für den tatsächlich erzielten, wenn auch nicht nachhaltigen Erfolg) kann in der Form von unbesiegbarem Widerwillen lebenslänglichen Einfluß gewinnen, sondern auch die übertriebene Förderung einer Anlage von größter Expansionsfähigkeit kann schwere psychische Beeinträchtigungen von längerer oder kürzerer Dauer erzeugen, vor allem wenn die Kindesnatur an sich zur Pflege dieser Anlage besonders tendiert, wie es der Fall ist bei den als kindliche Spezifika aufgezählten Phänomenen. — Auch hierfür liefern Kügelgens „Jugenderinnerungen" einen schlagenden Beweis:

„So ausgerüstet (nämlich mit einer Ritterrüstung aus Pappe und Holz) pflegte Onkel Lais den jungen Ritter des Abends durch dunkle

---

[344]) L. V. 112, S. 35/6. [345]) L. V. 95, S. 75.

Zimmer und Gänge nach den entferntesten Regionen der Wohnung auszusenden, um gewisse Ungeheuer, die sich dort aufhalten sollten, zu erlegen. Dann freute er sich an den lebendig dargestellten Erlebnissen des allezeit siegreich Zurückkehrenden und war unerschöpflich in neuen Aufträgen und Erfindungen. — Meine Mutter warnte des öfteren aus mehrfachem Grunde. Ihr waren die kolossalen Lügen, zu denen ich gewissermaßen genötigt wurde, sehr bedenklich; besonders aber fürchtete sie eine zu frühzeitige Überreizung der Phantasie, wie ihr denn überhaupt jede aufregende Unterhaltung für Kinder nachteilig zu sein schien. Lais bestritt ihre Gründe als Pädagog vom Fach. Er wollte ja nur Mut und Nerven stählen und behauptete, daß das Edelste im Menschen, der schaffende Geist, nicht frühzeitig genug und am besten spielend zu wecken sei. So nahmen denn jene abendlichen Unterhaltungen ihren Fortgang, und Lais teilte schließlich das Schicksal der meisten gelehrten Pädagogen seiner Zeit, indem er so ziemlich das Gegenteil von dem erreichte, was er wollte. — Ich ritt allabendlich meine dunkeln Wege mit größter Zuversicht, weil ich sehr wohl wußte, das alles doch nur Spiel war, und die Feinde, die ich zu bestehen hatte, nicht existierten; doch wurde meine Phantasie in unnatürliche Spannung gesetzt, und es fehlte fortan nur ein Anstoß, sie vollends krank zu machen. Diesen herbeizuführen stand auch Lais nicht lange an. — Als ich eines Abends von meiner abenteuerlichen Fahrt zurückkehrend, ein dunkles Zimmer zu passieren hatte, barst plötzlich jener Mentor aus einem Verstecke hervor, grunzend und auf allen Vieren laufend wie ein wilder Eber. Er mochte erwartet haben, daß ich sogleich vom Leder ziehen und ihm zu Leibe gehen würde; statt dessen aber bestand ich die Probe schlecht und hatte fast den Tod vor Schreck. Von da an blieb ich lange Zeit ein Hase. Ich traute mich in kein dunkles Zimmer mehr und war unvermögend, des Abends einzuschlafen oder auch nur in meinem Bette auszudauern, wenn nicht jemand bei mir blieb. Ja mehr noch: das Edelste im Menschen, jener schaffende Geist, war wie mit einem Zauberschlage geweckt, die Bilder meiner Phantasie objektivierten sich, und häufig sah ich mich umgeben von Schreck- und Spukgestalten, die mir das lebhafteste Entsetzen einflößten [346])."

Lehrt das eine oder andre vorliegender Beispiele die Selbstbehauptung der gesunden Natur gegenüber ungesunden Einflüssen oder ungesunder Beeinflussung, so stellen die andern vor die Frage: Warum war hier für längere, kürzere oder sogar Lebenszeit eine nachteilige Wirkung möglich? —

Der Grund dafür, daß ein Mensch von seinem normalen Entwicklungsweg abgedrängt und sich selbst untreu werden kann, liegt in einer Unklarheit des Betreffenden über sich selbst, beim Kind in einer gewissen Instinktunsicherheit. Dadurch wird eine seelische oder sittliche Gleichgewichtsstörung bewirkt; der Schwankende aber läßt sich naturgemäß eher leiten und auch verleiten, als der seiner selbst und des Bodens, auf dem er steht, Sichere. Seiner selbst unsicher sein bedeutet aber nichts andres, als das Fehlen des richtigen Wissens um sich selbst, über sich selbst — also Mangel an gesundem Selbstbewußtsein. Nur wo dieses

[346]) L. B. 95, S. 22/3.

vorhanden, ist ein Mensch immer wieder imstande, durch alle Fährnisse und Stürme hindurch unbeirrt eben seinen Weg zu gehen, also seinen Charakter und seine Persönlichkeit zur natürlichen, harmonischen Entfaltung zu bringen, wobei unter „Natur“ nicht blindes Walten der Elemente, sondern durch Einsicht und positiv gerichtetes Wollen gebändigte und dadurch erst ethisch fruchtbar gemachte Urkraft zu verstehen sein soll.

3. Abschnitt: Gesundes Selbstbewußtsein als Vorbedingung zur vollen Entfaltung der Persönlichkeit.

Wie das Gleichgewicht mehr ist als bloß die goldene Mitte zwischen dem nach vorn oder nach hinten, nach rechts oder nach links Umfallen, so bedeutet auch Selbstbewußtsein Wichtigeres, als die goldene Mitte zwischen Selbstüberhebung und Minderwertigkeitsgefühl, obgleich bei einer Definition der Begriffe „Gleichgewicht“ und „Selbstbewußtsein“ die andern erwähnten Momente als sinnfällige Argumente gute Dienste leisten können. Es handelt sich in beiden Fällen um Norm und Abweichen von der Norm, wenn man den Inhalt des Begriffes „Gesundheit“ als das Naturgegebene, zumindest Naturgewollte, den des Begriffes „Krankheit“ als das Unnatürliche, Widernatürliche auffaßt. Wie Gleichgewicht im wörtlichen und im übertragenen Sinn eins der Kriterien für körperliche Gesundheit darstellt, so Selbstbewußtsein — ohne den im heutigen Sprachgebrauch nach „Selbstüberhebung“ hin tendierenden Beigeschmack — ein wesentliches Merkmal für die seelische. Die Parallele zwischen Gleichgewicht und Selbstbewußtsein stellt beweiskräftige Vergleichsmomente: wer das Gleichgewicht verloren hat, sucht es durch einen Ausschlag über den Ruhezustand hinaus nach der entgegengesetzten Seite wiederzugewinnen und pendelt (dieser Ausdruck kennzeichnet den Vorgang am treffendsten) oft geraume Zeit abwechselnd nach beiden Seiten über die Ruhelage hinaus. Wer an Minderwertigkeitsgefühlen krankt, neigt zu gelegentlichen maßlosen Übersteigerungen seines Selbstgefühls, dem natürlich der ebenso maßlose Rückfall ins Gegenteil auf dem Fuße folgt. Alles in allem ein Kompensationsvorgang, verbunden mit durch das Pendelgesetz bedingten Überkompensationserscheinungen. An Stelle einer im Idealfall geradlinigen Entwicklungsbahn sehen wir also einen dieselbe immer wieder überquerenden Zickzackweg mit allem Zeit- und Kraftverlust eines solchen. Daß nicht, dem Pendelgesetz entsprechend, nach einer Anzahl immer kürzer werdender Ausschläge der Ruhepunkt erreicht wird, sondern das langsam sich ausbalancierende Selbstbewußtsein beizeiten eine abermalige Erschütterung erfährt, dafür sorgen gelegentlich neue Begebenheiten und Erfahrungen von der gleichen Art wie die, auf welche die Bloß-Labilität des Selbstbewußtseins zurückzuführen ist. Die Ereignisse an sich brauchen dabei gar keinen Minderwertigkeitsgefühle auslösenden oder verstärkenden Charakter zu haben; nur dem Erlebenden wohnt die Tendenz inne, sie so zu werten und zu verarbeiten. Denn durch eine Folge gleicher oder verwandter Erlebnisse haben sich gewisse Assoziations- und Reaktionsbahnen herausgeschliffen, die naturgemäß

ungeebneten Wegen gegenüber prävalieren. Verfolgen wir diese Bahnen bis dahin, wo sie als immer schwächer und unkenntlicher werdende Spuren sich im Dunkel verlieren, so geraten wir mitten hinein in die erste Kindheit, deren an früherer Stelle ausführlich behandelte Spezifika Schwäche, Anlehnungsbedürfnis, Unbeholfenheit, körperliche Kleinheit usw. fast unentrinnbar Minderwertigkeitsgefühle zu wecken scheinen. Schier unermeßliche Macht liegt also in den Händen derer, die die ersten Kinderjahre betreuen; denn ihnen ist es anheimgestellt, ob eine bedrückende Ahnung oder gar das lähmende Bewußtsein eigener Unzulänglichkeit oder Geringwertigkeit im Keim erstickt wird oder Boden und Nahrung findet, um unausrottbar Wurzel fassen zu können.

Annähernd als die beiden Pole, innerhalb deren von ihrer Pflichttreue überzeugte Eltern diese Macht handhaben können, dürfen die beiden folgenden biographischen bzw. autobiographischen Bekenntnisse gelten:

„Da nun dies kleine Wesen von niemandem begehrt war, so mag es wohl von der ersten Stunde seines Erscheinens an die Richtung mitbekommen haben, die es Zeit seines Lebens einhielt: sich nicht für irgend etwas Hervorragendes zu halten und es als ein unverdientes Glück zu empfinden, wenn ihr im Laufe des Lebens einmal mehr als das Nötige zuteil wurde [347])."

„Im allgemeinen sind meine Kindheits- und Jugenderinnerungen heiter und glücklich, was ich meiner Mutter verdanke, die niemals auf den Gedanken gekommen ist, daß sie für etwas andres in der Welt sei als für mich (obgleich er noch Geschwister hatte!) [348])."

Freilich: ohne Bezug auf weitere Daten über Leben und Persönlichkeitsentwicklung der beiden, von denen die Rede ist, besagen diese Zitate nicht viel. Erst folgende Ausführungen und Überlegungen werden über ihre Bedeutsamkeit Aufschluß geben.

Im Vorwort zum Lebensbild der Frau Pauline Brater heißt es: „Wer sie persönlich kannte, der hatte einen tiefen Eindruck von ihrer Eigenart, der empfing von ihr, was er gerade bedurfte; denn sie konnte vieles geben: Klarheit in schwierigen Lebensfragen, Erleichterung in bedrückter Stimmung, Aufrüttelung der Energielosigkeit, Wahrheit im Scheinwesen, Hinweisung zum Göttlichen [349])."

Das Prädikat „Persönlichkeit" — als Werturteil — ist also hier durchaus am Platze. Nach dem zuerst zitierten Satz müßte man, Adlers Gedankenbahnen betretend, die Prognose „Lebensuntauglichkeit infolge schwerer Minderwertigkeitsgefühle" stellen. Daß dieses Schicksal sich nicht erfüllte, ist kein Verdienst der Eltern, sondern mag in erster Linie darin begründet sein, daß Pauline schon in jungen Jahren sich als Mensch im allgemeinen und als Weib im besonderen bestätigt fand durch Verlobung und nachfolgende Heirat mit Karl Brater, dem genialen Vorkämpfer für die deutsche Einheit, einem hochkultivierten und geistig überragenden Mann, dessen Erscheinung ihr anfangs die eigene „Unbedeutendheit" erst voll zum Bewußtsein gebracht hatte. Eine gewisse Intoleranz und Verständnislosigkeit späterer Jahre ist geradlinig zurückzuführen auf Paulines Erfahrungen der ersten Lebenstage bzw. -jahre:

„Sobald aber Gefahr und Schmerzen (bei einem schwer Erkrankten) vorbei waren und es sich nur darum handelte, Empfindliche zu schonen,

---

[347]) L. B. 114, S. 3. [348]) L. B. 65, S. 102. [349]) L. B. 114, S. III.

Schwache zu berücksichtigen, so ging das gegen ihre Natur und zugleich gegen ihr pädagogisches Gefühl, das sofort eine Verwöhnung des Rekonvaleszenten fürchtete. Mit einem ungeduldigen, ‚ach, was macht ihr für Umstände‘ lehnte sie die Teilnahme an weitgehender Schonung ab oder willfahrte nur mit Verleugnung ihrer eigenen Grundsätze [350])."

Diese Rücksichtslosigkeit auch gegen sich selbst, wo es sich zunächst nur um die Beachtung warnender Symptome handelte, verschuldete ein Augenleiden, das anfangs nur ein Hemmnis, in späteren Jahren eine schwere körperliche Beeinträchtigung bildete, da es infolge Vernachlässigung aus Gleichgültigkeit bzw. mißbrauchter „Strenge gegen sich selbst" unheilbar wurde; denn:

„Sie erinnerte sich, daß es ihr schon im ersten Schuljahre eine Pein war, die Lehrerin anzusehen, weil deren Gestalt sich von einer weiß getünchten Wand abhob. Aber sie klagte darüber so wenig, wie andere Menschen sich beschweren, daß es sie blendet, wenn sie direkt in die Sonne sehen. Sie wuchs auf in der Meinung, daß Schauen eine Anstrengung sei [351])."

Ob eine Provokation derartig verhängnisvoller Irrtümer im Sinne einer vernünftigen Pädagogik ist, dürfte fraglich sein.

Daß ein Mensch aus den Erfahrungen seiner Kindheit im reiferen Alter gern Forderungen an seine Umwelt prägt und an eben diese Umwelt den aus seinen ersten Begegnungen mit Menschen her bezogenen Maßstab anlegt, ist im Vorangegangenen an mannigfachen Beispielen so deutlich nachgewiesen worden, daß sich ein besonderes Eingehen auf die Zusammenhänge zwischen dem an zweiter Stelle zitierten Bekenntnis W. Bonsels und dem Aufbau seines Lebens sowie seiner Weltanschauung erübrigt. Es sei aber erinnert an das von der psychoanalytischen Schule eingehend gewürdigte Phänomen, daß für Frauen der Vater und für Männer die Mutter zum Vorbild wird für das Verhalten, das sie dann vom andersgeschlechtigen Partner erwarten und heischen. — Das Schulbeispiel hierfür fand Sadger in Lenau einerseits, in Sophie Loewenthal andererseits. — Ob es für die Entwicklung sozialen und humanen Empfindens bei einem Menschen sehr förderlich ist, daß irgendein Lebewesen ganz allein für ihn — also nicht einmal für sich selbst — auf der Welt ist, er also mit uneingeschränkter Willkür dieses Lebewesen beherrschen darf, möge gleichfalls dahingestellt bleiben. Zwar: ein Opfer zermürbender Minderwertigkeitsgefühle wird solch ein Mensch nicht gerade werden; dagegen liegt die Gefahr, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen, bedenklich nahe. Mag eine gewisse Dosis Selbstüberhebung ob der Suggestivkraft, mit der sie auf andre wirkt, der äußeren Lebensgestaltung dessen, den sie beseelt, auch zu unschätzbarem Vorteil gereichen — erkauft ist eine solche Karriere immer auf Kosten des Charakters, dessen Pflege und Läuterung als unwesentlich, vielmehr hinderlich, beiseite gedrängt wird.

Auf die innige Wechselbeziehung zwischen Selbstbewußtsein und Ethos und die darin beschlossenen Aufgaben des Lehrers und Erziehers lenkt auch Bahnsen sein Augenmerk und widmet ihr eingehende Betrachtungen. Darum soll er auch an dieser Stelle nochmals zu Worte kommen. Kurz sei vorausgeschickt, daß er den Ausdruck „Selbstbewußt-

---

[350]) L. V. 114, S. 293/4. [351]) L. V. 114, S. 287/8.

sein" ersetzt durch „Selbstgefühl", „Selbstvertrauen", wohl auch — gewissermaßen als pars pro toto — durch „Stolz" im edeln, nicht im sprichwörtlichen Sinn, in dem sich das Prädikat „berechtigt" als selbstverständlich erübrigt. Daß diese Deutung nicht willkürlich ist, ergibt sich aus Bahnsens Forderung:

„Den Übermut dämpfe, den Hochmut demütige, den Dünkel beschäme der Erzieher, aber den keimenden Stolz pflege er[352])!"

Im ersten Band seiner „Charakterologie" führt Bahnsen aus:

„Deshalb findet das natürliche Gefühl das Richtige, wenn es sich freut, am Zögling Spuren eines sicheren Selbstgefühls, eines gewissen Stolzes zu bemerken — aber Lehrer und allzu reflektierte Eltern pflegen diesen Keim lieber auszurotten als zu pflegen. Das Kind soll ‚ducken' lernen, um lenksamer zu werden — ehrlicher ausgedrückt: um sich bequemer leiten zu lassen — worin abermals eine arge Täuschung steckt: denn richtiges Selbstgefühl ist die allerbequemste Handhabe für die führende Weisheit des Erziehers. So läßt die verblendete Theorie im Zögling die Ahnung von den sittlichen Grundforderungen nicht selten so ganz unbeachtet, daß sie selber das Fundament untergraben hilft, auf welchem künftig am selbstgewissesten der sittlich kräftige Charakter sich erbauen würde[353]) . . . Die Erhaltung und in noch höherem Maße die Kräftigung des sittlichen Selbstvertrauens sind die Zauberstäbe, an denen selbst ein in tiefem sittlichen Elend Versunkener sich emporranken kann: wer das verlorene Selbstvertrauen wiederfindet, kann sich selber retten. Das Selbstvertrauen aber erstarkt nur in der sittlichen Tat und Wirksamkeit selber — niemals im Angesicht der strengen Miene des unerbittlichen Gesetzes; nur in der unmittelbaren Verwirklichung seiner nächsten konkreten Aufgaben, . . . in jenem Innewerden der eigenen Kraft stärkt sich aber auch der Glaube, nicht ganz ‚verloren' zu sein, noch einen Rest von sittlichem ‚fonds' in sich zu tragen, der zu einem Platze innerhalb der sittlichen Gemeinschaft berechtigt, — und wovon einer so ‚erlöst' wird, das ist eben die moralische Mutlosigkeit, und der Glaube an die ‚Vergebung der Sünden' besagt dann dies: es wird der Bannfluch gebrochen und zerrissen, nach welchem vergangene Schuld ‚fortzeugend neue muß gebären'[354])."

Selbstbewußtsein ist seinem Ursprung nach das sinnliche Wahrnehmen des eigenen Körpers, das sich allmählich zum Ich erweitert und zu einem auf dieses Ich bezogenen Gefühls- und Vorstellungsinhalt entwickelt — bedeutet also in seinen Anfängen die conditio sine qua non der Entwicklung zum „Menschen" im Gegensatz zum Kretin und muß daher in jedem zum Menschen in diesem Sinn sich entfaltenden Lebewesen als vorhanden und als zu der höheren, psychischen Form entwickelbar vorausgesetzt werden. Es bedarf also seitens des Erziehers nicht des Gesät- oder Gepflanztwerdens, das ja in charakterologischen Dingen immer eine mißliche und gemeinhin zur Erfolglosigkeit verdammte Angelegenheit ist, sondern des Geweckt- und Belauscht-, des Gekräftigt- und Betreutwerdens. Wecken — Ermuntern — Ermutigen: diese Wortkette, deren mittleres Glied den Übergang aus der buchstäblichen in die übertragene Bedeutung in sich schließt, kennzeichnet also vor allem auch hier die Aufgabe des Erziehers. „Mutmachen" als Erziehungspostulat

---

[352]) L. B. 4 II. S. 40. [353]) L. B. 4, S. 184. [354]) L. B. 4, S. 18/9.

aus richtiger Erkenntnis heraus ist eins der berechtigsten Schlagworte der Individualpsychologie, die eben das Versagen der Neurotiker den einfachsten Tatsachen und Aufgaben des Lebens gegenüber erkannt hat als die folgenschwere Auswirkung des Minderwertigkeitsgefühle auslösenden Entmutigt-worden-Seins von den frühesten, also in die erste Kindheit fallenden Versuchen an, sich in das Leben hinein- und an seinen richtigen Platz im sozialen Gefüge hinzufinden. Doch ist dieser Kausalzusammenhang und die daran anknüpfende Forderung keineswegs erst eine „Erfindung" der Individualpsychologie. Schon Goethe wußte darum und legte seiner „Mignon" die tiefbedeutungsvollen Worte in den Mund:

„So laßt mich scheinen bis ich werde!
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus [355])!"

eine der mannigfachen Möglichkeiten, Mut zu machen, in ein symbolisches Gewand kleidend.

Im „Scheinendürfen", solange die unentwickelten Kräfte das „Sein" noch nicht erlauben, liegt das „Werden" beschlossen; Zweifel an der einstigen Realisationsfähigkeit des jetzt nur fingierten, Verbote, durch das gegenwärtige Scheinen das in Frage gezogene künftige Sein vorwegzunehmen, greifen unbefugt in das feine Räderwerk der treibenden Kräfte — der Triebfedern — ein und lähmen Seele und Geist, indem sie im Menschen das Zutrauen zu sich selbst, den Glauben an sich selbst, zerstören — den Glauben und das Zutrauen, die wiederum in so verhängnisvoller Wechselwirkung stehen mit dem, was die Umwelt in uns sieht, von uns glaubt, uns zutraut.

„Er glaub' an sich, so glaubt ihm auch die Welt!"

In diesen Worten aus Schillers „Demetrius" ist nicht nur das Schicksal des Titelhelden beschlossen, der im festen Glauben an sich siegen und erobern, aber an dem Verlust dieses Selbstvertrauens zugrunde gehn sollte, sondern man könnte sie so manchem Menschenleben zum mahnenden Motto geben, dessen Unternehmungen an der mangelnden Selbstzuversicht ihres Trägers scheiterten.

Zu diesem Problem spricht auch der schon einmal zitierte Mulford ein gewichtiges Wort:

„Lehre dein Kind niemals, gering von sich zu denken. Gewöhnt es sich, so zu empfinden, so werden auch andere sich gewöhnen, es niedrig zu achten, jetzt das Kind, später den Mann. — Nichts schädigt das Individuum mehr als Selbstverkleinerung, und manches Kind tritt geschwächt durch die Last jahrelanger Nörgelei ins Leben." („Unfug des Sterbens".)

Seinen Ursprung nimmt dieser Glaube an sich selbst, dieses Zutrauen zu sich selbst, bei einem so ganz auf seine Umwelt angewiesenen und von ihr, nicht zuletzt auch von ihrem Urteil, abhängigen Wesen, als das wir das Kind kennenlernten, in dem, was eben diese Umwelt ihm an Glauben und Zutrauen entgegenbringt. In vollem Umfang gilt in diesem Zusamenhang für die Stellung des Erziehers zum Zögling Goethes Wort:

---

[355]) L. B. 78, S. 507.

„Wenn wir die Menschen nur nehmen wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind [356])."

Schlemmer tritt, diesen Gedankengang gleichfalls aufgreifend, ausdrücklich auch für die „Pädagogik des als ob" ein:

„Man glaube an die guten Anlagen im Kinde, solange wie irgendmöglich, und bewahre jedenfalls dem Kinde diesen Glauben unter allen Umständen! Auch wenn man zu der furchtbaren Erkenntnis gekommen sein sollte, daß die Bahn des Kindes rettungslos abwärtsführen muß — dem Kinde darf der Glaube an sich selbst nicht entschwinden, wenn nicht die letzten Möglichkeiten noch eingebüßt werden sollen [357])."

Fast jede Biographie oder Autobiographie, die über die bloße Aneinanderreihung von Geschehnissen hinaus auch gelegentlich die Frage nach dem Woher? und Warum? stellt, sucht da oder dort ursächliche Zusammenhänge nachzuweisen, die in der Linie der Probleme dieses Abschnittes liegen und zur Beweisführung heranzuziehen sind. Reichardt stellt fest:

„‚Einen bleibenden Einfluß auf die Entwicklung seines Charakters' räumt Werner von Siemens seiner kleinen Jugendheldentat ein (er schlug einen Gänserich, der der kleinen Schwester zuleibe wollte, in die Flucht, dazu gestärkt durch das Zutrauen seines Vaters) und meint, es habe ihn ‚in späteren schwierigen Lebenslagen der Sieg über den Gänserich unbewußt dazu angespornt, drohenden Gefahren nicht auszuweichen, sondern sie durch mutiges Entgegentreten zu bekämpfen'."

Eine solche große ursächliche Wirkung aus einem kleinen Begebnis wäre immerhin verständlich. Sein damaliges Verhalten war bedingt von Mut, Suggestion durch den Vater, Ehrgeiz vor der Schwester; das Resultat: Befriedigung und starkes Eigenwertgefühl. Die Erinnerung daran im geeigneten Augenblick war imstande, ihm einen wirksamen Energiezuschuß zu vermitteln [358])."

Hier ist bereits die Brücke zur späteren Entwicklung geschlagen. Bei der bloßen Feststellung der augenblicklichen Wirkung, die jedoch als Bejahung der Kernfrage — daß man sich als das gibt, was die Umgebung in Einem sieht — genügt, läßt Rousseau es bewenden: „Sie beurteilte mich weniger nach dem, was ich war, als nach dem, was sie aus mir gemacht hatte, und da sie nur einen Lakaien in mir erblickte, hinderte sie mich daran, mich als etwas andres vor ihr zu geben [359])."

Und an andrer Stelle:

„Ich hörte, wie Frau du Colombier einmal zu ihrer Freundin sagte: ‚Es fehlt ihm zwar an Lebensart, aber er ist liebenswürdig.' Dieses Wort machte mich um vieles zuversichtlicher und bewirkte, daß ich in der Tat liebenswürdig wurde [360])."

Eingehendere Betrachtungen widmet K. Ph. Moritz der verhängnisvollen Wechselbeziehung zwischen erlittener Behandlung und eigenem Verhalten, in der er ein wichtiges Erziehungsmoment erblickt:

„Das Betragen des Direktors gegen Reiser war eine Folge von dessen schüchternem und mißtrauischem Wesen, das eine niedrige Seele

---

[356]) L. V. 78, S. 523. [357]) L. V. 48. [358]) L. V. 58. [359]) L. V. 112, S. 103. [360]) L. V. 112, S. 328.

zu verraten schien; allein der Direktor erwog nicht, daß eben dieses schüchterne und mißtrauische Wesen wieder eine Folge von seinem ersten Betragen gegen Reiser war[361]) . . . Man erwog nicht, daß eben dies Betragen, weswegen man ihn zurücksetzte, selbst eine Folge von vorhergegangener Zurücksetzung war. — Diese Zurücksetzung, die in einer Reihe von zufälligen Umständen gegründet war, hatte den Anfang zu seinem Betragen, und nicht sein Betragen, wie man glaubte, den Anfang zur Zurücksetzung gemacht. — Möchte dies alle Lehrer und Pädagogen aufmerksamer und in ihren Urteilen über die Entwicklung der Charaktere junger Leute behutsamer machen, daß sie die Einwirkung unzähliger zufälliger Umstände mit in Anschlag brächten und von diesen erst die genaueste Erkundigung einzuziehen suchten, ehe sie es wagten, durch ihr Urteil über das Schicksal eines Menschen zu entscheiden, bei dem es vielleicht nur eines aufmunternden Blicks bedurfte, um ihn plötzlich umzuschaffen, weil nicht die Grundlage seines Charakters, sondern eine sonderbare Verkettung von Umständen an seinem schlecht in die Augen fallenden Betragen schuld war[362])."

Daß es ausdrücklicher Ermutigung nicht einmal bedarf, sondern schon das Fehlen von abfälliger oder einschränkender Kritik das Zutrauen zu sich selbst und den Mut zum Weitervordringen auf dem eingeschlagenen Wege stärkt, hat Kügelgen erfahren. Er schreibt diesem Umstand die Fortschritte in der Entwicklung seines Zeichentalents in den frühen Kinderjahren zu und erhebt diese Erfahrungstatsache zur Regel:

„Anfänger bedürfen des Mutes, um fortzuschreiten[363])," die sich von den Anfängern in der Kunst ohne weiteres auch auf die „Anfänger im Leben", also die Kinder, anwenden läßt.

Eine ähnliche, wenn auch erst in späterem Alter gemachte Erfahrung nimmt Eugen Richter (der sich späterhin unterfangen durfte, im Reichstag gegen Bismarck aufzutreten) zum Ausgangspunkt einer kurzen Betrachtung spezieller Art, die wiederum ins allgemeine erweitert werden darf:

„Auf meine spätere Entwicklung hat allerdings dieser kleine Vorgang insofern Einfluß geübt, als ich, weil meine nähere Umgebung mir zutraute, öffentlich sprechen zu können, nunmehr selbst anfing, daran zu glauben. Scheu und Befangenheit sind es ja zumeist, welche vor dem öffentlichen Auftreten im späteren Leben so manchen zurückhalten. Je frühzeitiger, desto leichter werden aber solche Hindernisse überwunden. Im späteren Alter ist die Besorgnis vor einem Mißerfolg natürlich weit stärker. Mancher lernt daher das öffentliche Sprechen nie, der nach Anlage und Wissen vortrefflich dazu geeignet wäre. Das Sprechen vor der Öffentlichkeit wird in unseren Schulen offenbar noch viel zu wenig geübt; sonst würden wir in den Parlamenten nicht so oft aus den Reihen der Ministerialräte Regierungskommissarien auftreten sehen, welche, obgleich sie als Fachautoritäten gelten, nicht imstande sind, klar und verständlich zu sprechen[364])."

In welch bescheidenen Grenzen sich die Aufmunterung bewegen darf, um doch schon vom Kind als solche empfunden zu werden und es aufatmen zu lassen, zeigt vor allem „Anton Reiser", der allerdings in dieser Beziehung keineswegs verwöhnt war:

---

[361]) L. B. 100, S. 192. [362]) L. B. 100, S. 202. [363]) L. B. 95. [364]) L. B. 106, S. 10/11.

„Indes war ihm das liebreiche Betragen, das man in P. gegen ihn bewies, sehr aufmunternd und erhob seinen niedergedrückten Geist ein wenig. Wegen seiner Schmerzen am Fuße bezeugte man ihm Mitleid, im v. F.schen Hause begegnete man ihm leutselig, und der Herr v. F. küßte ihn auf die Stirn, so oft er ihm auf der Straße begegnete. Dergleichen Bewegungen waren ihm etwas ganz Ungewohntes und Rührendes, das seine Stirn wieder freier, sein Auge offner und seine Seele heiterer machte [365])."

Das Verhalten der Umwelt vermittelt dem Kind das erste Erlebnis seines eigenen Wertes oder „Unwertes", dem als frühkindlichem Erleben die ganze in den früheren Abschnitten nachgewiesene Schicksalheftigkeit desselben innewohnt. Das Eigenwerterleben scheint — was in Anbetracht seiner fundamentalen Bedeutung nicht wundernehmen kann — geradezu die Achillesferse der kindlichen Psyche zu sein. Leichte Verletzbarkeit setzt erhöhte Empfindlichkeit voraus, also außergewöhnliche Feinnervigkeit und daraus resultierende leichteste Aktualisierbarkeit und Beeindruckbarkeit. Was am Schlusse der Ausführungen über spezifisch kindliches Erleben gesagt wurde, gilt ganz besonders auch in bezug auf das Eigenwerterleben: die Wirksamkeit der Eindrücke hängt nicht ab von ihrer objektiven Bedeutung, sondern von dem subjektiven Erleben, das im Kind ausgelöst wird, und das gerade in diesem Punkt aus den obengenannten Gründen eher zur Übertreibung ins Ungemessene als zur geringsten Herabminderung des objektiv Gegebenen neigt. Wie das, was dem Kind imponiert, nicht einfach mit dem Maßstab des Erwachsenen gemessen werden kann, so auch das nicht, wodurch das Kind andern (was ihm durch Anerkennung bezeugt wird) und dadurch auch sich selbst imponiert. Oft sind es für unser Empfinden Lächerlichkeiten, die dem Kind das Erlebnis des Über-andre-erhaben-Seins bescheren, und scheinbar Belanglosigkeiten, die sein Selbstgefühl erschüttern — aber die frohe oder schmerzliche Erschütterung ist da und hinterläßt Spuren, sofern sie nicht heimlich am Werk bleibt —, aufbauend oder zerstörend.

Über die in der Kindheit durch „stiefmütterliche" Behandlung, Lächerlichmachen, offene Geringschätzung der Person oder der Leistungen usw. aktualisierten Zerstörungstendenzen und ihre in Nervosität, Neurose, Hysterie aufgezeigten letzten Auswirkungen hat die Individualpsychologie eine ganze Literatur geschaffen, auf die hier nur kurz verwiesen werden soll, da ein Eingehen auf die einzelnen Punkte vom Hundertsten ins Tausendste führen müßte. Statt dessen soll K. Ph. Moritz mit seinem „Anton Reiser" ausgiebig zu Worte kommen, dessen Schlußfolgerungen sich mit den Erfahrungssätzen der Individualpsychologie in einem Maß decken, daß man den Roman für ein konstruiertes Musterbeispiel halten würde, wenn ihn nicht von Adlers Forschungen ein Vorsprung von mehr denn einem Jahrhundert trennte. Vielleicht liegt im „Anton Reiser" das Problem so klar zutage, daß es für die Individualpsychologie keines mehr ist und deshalb noch keinen ihrer Anhänger zur Bearbeitung verlockt hat. Um so wertvoller und nachdrücklicher ist daher die Bestätigung, die die Regeln der Individualpsychologie in diesem Werk erfahren.

Die bislang in manchem andern Zusammenhang schon gegebenen

---

[365]) L. V. 100, S. 38/9.

Daten aus dem Leben des Anton Reiser, unter dem K. Ph. Moritz sich selbst verstanden wissen will, enthüllten schonungslos das Bild einer denkbar freudlosen, bedrückten Kindheit, die tragisch bedeutsam für seine Charakter- und Gemütsentwicklung und auch für eine lange, wichtige Strecke seines äußeren Lebensganges wurde.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet er rückschauend seine beiden ersten Lebensjahrzehnte, die sich als eine fast ununterbrochene Kette von Kapitulationen vor dem abschätzigen Urteil seiner Umgebung über ihn darstellen; — Kapitulationen; denn die Erfahrungen seiner ersten Kinderjahre lähmten seine psychische Elastizität und entwanden ihm die Waffen, mit denen er auf Grund eines ausgeglichenen Bescheidwissens über sich selbst den Kampf hätte aufnehmen können. Zum Kampf gehört der Glaube an den Sieg, der immer aufs neue wieder anfeuert; auf verlorenem Posten weiterzukämpfen ist nicht jedermanns Sache, vor allem nicht die eines Menschen, dem der Siegespreis — Behauptung seines eigenen Lebens — nichts mehr bedeuten kann, da ihm dies Leben selbst schließlich verächtlich und hassenswert geworden ist.

Waren schon, wie bereits an früherer Stelle zitiert, die ersten Eindrücke, die Anton Reiser empfing, von der Art, daß sie zeitlebens seine Seele belasteten und verfinsterten, so wurde es ganz trostlos für ihn, als er im achten Lebensjahre einen Bruder bekam, „auf den nun vollends die wenigen Überreste väterlicher und mütterlicher Liebe fielen, so daß er nun fast ganz vernachlässigt wurde und sich, so oft man von ihm sprach, mit einer Art von Geringschätzung und Verachtung nennen hörte, die ihm durch die Seele ging [366]. . . . Er fühlte auf das innigste das Bedürfnis der Freundschaft von seinesgleichen: und oft, wenn er einen Knaben von seinem Alter sah, hing seine ganze Seele an ihm, und er hätte alles drum gegeben, sein Freund zu werden; allein das niederschlagende Gefühl der Verachtung, die er von seinen Eltern erlitten, und die Scham wegen seiner armseligen, schmutzigen und zerrissenen Kleidung hielten ihn zurück, daß er es nicht wagte, einen glücklicheren Knaben anzureden [367].“

Wie es ihm dann in der Schule erging, erfuhren wir schon im Zusammenhang mit den Erörterungen über die unausgesetzte Wechselbeziehung zwischen Verhalten und Behandlung. Wie diese Erfahrung auf den jungen Menschen wirkte, wird im Anschluß an diese Stelle berichtet. „Dem äußern Anschein nach konnte nun auch von Reiser niemand anders als schlecht urteilen — und der Rektor sagte selbst zum Pastor M., es würde höchstens einmal ein Dorfschulmeister aus ihm werden. — Das hielt der Pastor M. nachher Reiser wieder vor, und sein Mut wurde durch dies Urteil des Rektors über ihn, dem er damals noch nicht viel Selbstgefühl entgegensetzen konnte, noch mehr niedergeschlagen [368].“

Und weiter:

„Ein Blick voll wegwerfender Verachtung auf Reiser war die Antwort des Rektors auf diese (verleumderische) Anklage. Und dieser Blick kostete Reiser wiederum einen Teil des wenigen Selbstzutrauens, das ihm noch übriggeblieben war; denn weit entfernt, sich gegen sich selbst zu entschuldigen, glaubte er vielmehr, diese Verachtung wirklich zu

366) L. V. 100, S. 23/4. 367) L. V. 100, S. 24. 368) L. V. 100, S. 203.

verdienen und hielt sich in dem Augenblick ebensosehr für ein weggeworfenes, verächtliches Wesen, als ihn der Rektor nur immer dafür halten konnte. Er sank durch diesen Vorfall noch tiefer als vorher in der Verachtung des Rektors — sein äußerer Zustand verschlimmerte sich daher von Tage zu Tage, und da er einmal vergessen hatte, einen Auftrag, den ihm ein Fremder an den Rektor gegeben hatte, auszurichten, so bediente sich der Rektor zum erstenmal des harten Ausdrucks gegen ihn, diese Vernachlässigung eines ihm gegebenen Auftrags sei ja eine wahre Dummheit. — Dieser Ausdruck brachte auf eine lange Zeit eine Art von wirklicher Seelenlähmung in ihm hervor. — Dieser Ausdruck, und das „dummer Knabe", von dem Inspektor auf dem Seminarium, und das „ich meine ihn ja nicht" von dem Kaufmann S. hat er nie vergessen können — sie haben sich in alle seine Gedanken verwebt, und ihm lange nachher oft alle Gegenwart des Geistes in Augenblicken benommen, wo er sie am meisten bedurfte[369]) . . . Reiser nahm von diesem Augenblick an keine Rücksicht mehr auf sich selbst — und warf sich in Ansehung seiner äußeren Verhältnisse völlig weg. Seine Kleidung, die immer schlechter und unordentlicher wurde, kümmerte ihn nicht mehr. In der Schule, im Chore und wenn er auf der Straße ging, dachte er sich mitten unter Menschen wie allein — denn keiner war, der sich um ihn bekümmerte oder an ihm teilnahm. — Sein eigenes äußeres Schicksal war ihm daher so verächtlich, so niedrig und so unbedeutend geworden, daß er sich aus sich selbst nichts mehr machte[370]) . . . Da nun der Rektor auch gesagt hatte, es würde höchstens ein Dorfschulmeister aus ihm werden, so kam dies alles zusammen, um Reiser sein Selbstzutrauen gänzlich zu rauben, so daß er nun fast alles Zutrauen zu seinen eigenen Verstandeskräften fahren ließ und oft im Ernst anfing, sich selbst für den Dummkopf zu halten, wofür er so allgemein erkannt wurde. — Dieser Gedanke artete denn aber auch zugleich in eine Art von Bitterkeit gegen den Zusammenhang der Dinge aus — er verwünschte in den Augenblicken die Welt und sich — weil er sich als ein höchst verächtliches Wesen zum Spott der Welt geschaffen glaubte[371])."

Dieses persönliche Erleben zu typischer Bedeutung erhebend und aus der ununterbrochenen Kette von Ursachen und Wirkungen das entscheidende Moment herausgreifend, gibt K. Ph. Moritz zu bedenken:

„Man sieht aus diesem allen, daß die Achtung, worin ein junger Mensch bei seinen Mitschülern steht, eine äußerst wichtige Sache bei seiner Bildung und Erziehung ist, worauf man bei öffentlichen Erziehungsanstalten bisher noch zu wenig Aufmerksamkeit gewandt hat[372])."

Immer wieder erhebt sich aus den Seiten des Buches die Anklage gegen die durch Gedankenlosigkeit seiner Eltern und Bosheit seiner Umgebung vollzogene Entwürdigung und zuschanden gemachte Entwicklung seines Selbstgefühls, deren Folgen späterhin kaum eine Lebensäußerung und kaum ein Lebensgebiet verschonten:

„Reiser hätte sich vielleicht seinen Zustand angenehmer machen können, hätte er das nur gehabt, was man bei manchen jungen Leuten ein

---

[369]) L. B. 100, S. 208/9. [370]) L. B. 100, S. 209/10. [371]) L. B. 100, S. 211.
[372]) L. B. 100, S. 212.

insinuantes Wesen nennt. Allein zu einem solchen insinuanten Wesen gehört ein gewisses Selbstzutrauen, das ihm von Kindheit auf war benommen worden; um sich gefällig zu machen, muß man vorher den Gedanken haben, daß man auch gefallen könne. — Reisers Selbstzutrauen mußte erst durch zuvorkommende Güte geweckt werden, ehe er es wagte, sich beliebt zu machen. — Und wo er nur einen Schein von Unzufriedenheit andrer mit ihm bemerkte, da war er sehr geneigt, an der Möglichkeit zu verzweifeln, jemals ein Gegenstand ihrer Liebe oder ihrer Achtung zu werden [373]) . . . Reisern ergriff Beben und Entsetzen, da er ihn hinführen sah — und was das Sonderbarste war, so machte der Gedanke, man möchte ihn etwa für einen Mitschuldigen des noch unbekannten Verbrechens seines ehemaligen Stubengesellschafters halten, daß sich gerade solche Merkmale der Scham und Verwirrung bei ihm äußerten, als wenn er wirklich ein Mitschuldiger gewesen wäre — so daß seine Angst beinahe so groß wurde, als ob er wirklich selbst ein Verbrechen begangen hätte. Dies war eine natürliche Folge seines von Kindheit an unterdrückten Selbstgefühls, das damals nicht stark genug war, den Urteilen anderer von ihm zu widerstehen — hätte ihn jedermann für einen offenbaren Verbrecher gehalten, so würde er sich zuletzt vielleicht auch dafür gehalten haben [374]) . . . Der Gedanke des Lästigseins, und daß er von den Leuten, unter denen er lebte, gleichsam nur geduldet würde, machte ihm wiederum seine eigene Existenz verhaßt. Alle Erinnerungen aus seiner Jugend und Kindheit drängten sich zusammen. Er häufte selber alle Schmach auf sich und wollte verzweiflungsvoll sich einem blinden Schicksal aufs neue überlassen [375]).“

Die Anklagen gipfeln in dem erschütternden Resumé:

„Er spottete über sich selbst, weil er sich zum Spott und zur Verachtung geboren glaubte. — Woher kam es denn auch, daß er zum Spott der Welt gleichsam an der Stirne gebrandmarkt war? — was haftete denn für ein Mal des Lächerlichen an ihm, das durch nichts konnte ausgelöscht werden? — das ihn jetzt, da er doch von seinen Mitschülern geachtet war, aufs neue wieder in einer bösen Stunde ihrem Gelächter preisgab? —

Es war die unverantwortliche Seelenlähmung durch das zurücksetzende Betragen seiner eigenen Eltern gegen ihn, die er von seiner Kindheit an noch nicht wieder hatte vermindern können. — Es war ihm unmöglich geworden, jemanden außer sich wie seinesgleichen zu betrachten — jeder schien ihm auf irgendeine Art wichtiger, bedeutender in der Welt als er zu sein — daher deuchten ihm Freundschaftsbezeugungen von andern gegen ihn immer eine Art von Herablassung — weil er nun glaubte, verachtet werden zu können, so wurde er wirklich verachtet — und ihm schien oft das schon Verachtung, was ein anderer, mit mehr Selbstgefühl, nie würde dafür genommen haben. — Und so scheint nun einmal das Verhältnis der Geisteskräfte gegeneinander zu sein; wo eine Kraft keine entgegengesetzte Kraft vor sich findet, da reißt sie ein und zerstört, wie der Fluß, wenn der Damm vor ihm weicht. — Das stärkere Selbstgefühl verschlingt das schwächere unaufhaltsam in sich — durch den Spott, durch die Verachtung, durch die Brandmarkung

[373]) A. R. 100, S. 140/1. [374]) A. R. 100, S. 238/9. [375]) A. R. 100, S. 456.

jedes Gegenstandes zum Lächerlichen. — Das Lächerlichwerden ist eine Art von Vernichtung, und das Lächerlichmachen eine Art von Mord des Selbstgefühls, die nicht ihresgleichen hat. — Von allen außer sich gehaßt zu werden ist dagegen wünschens- und begehrenswert. — Dieser allgemeine Haß würde das Selbstgefühl nicht töten, sondern es mit einem Trotz beseelen, wovon es auf Jahrtausende leben und gegen diese hassende Welt Wut knirschen könnte. — Aber keinen Freund — und nicht einmal einen Feind zu haben — das ist die wahre Hölle, die alle Qualen der fühlbaren Vernichtung eines denkenden Wesens in sich faßt. — Und diese Höllenqual war es, welche Reiser empfand, so oft er sich aus Mangel am Selbstgefühl, für einen würdigen Gegenstand des Spottes und der Verachtung hielt — seine einzige Wonne war dann, wenn er für sich allein war, in lauter Hohngelächter über sich selber auszubrechen, und das nun selber gleichsam an sich zu vollenden, was die Wesen außer ihm angefangen hatten[376]."

Eine besondere Bedeutung und Gültigkeit gewinnen die Bekenntnisse des Anton Reiser — vulgo K. Ph. Moritz — dadurch, daß er sich selbst keineswegs als vereinzeltes Stiefkind des Schicksals ansehen kann, sondern sich in einem dem seinen verwandten Lebenslauf gewissermaßen den Spiegel vorgehalten sieht — zugleich mit einem wahrhaft alles andre als ermutigenden Blick in die Zukunft:

Er wurde „mit einem Gelehrten bekannt, den, bei den größten Vorzügen des Geistes und des Herzens, bis an seinen Tod ein widriges Schicksal verfolgte, weil er durch den langwierigen, ununterbrochenen Druck der Umstände verlernt hatte, seinen Wert geltend zu machen, und gerade die Kraft, worin er in der Welt festen Fuß fassen und seinen Platz behaupten mußte, bei ihm gelähmt war[377]) . . . Der müßte ganz abgestumpft sein, der diese Unwürdigkeiten und Demütigungen vom Schicksal nicht fühlen sollte. Der Doktor Sauer machte eine lächelnde Miene dazu, allein im Innersten seiner Seele untergrub doch jede dieser Demütigungen und Herabwürdigungen seine Tatkraft und lähmte seinen Mut. Wie konnte er seinem innern Werte noch trauen, da die ganze Welt ihn verkannte[378])? . . . Er erzählte ihm (dem A. Reiser) von den mannigfachen Unterdrückungen, denen er von seiner Kindheit an von seinen Anverwandten und seinen Lehrern ausgesetzt war, und nachher alle die Streiche des Schicksals nacheinander, die ihn bis in den Staub daniedergebeugt hatten; so daß Reiser im auffahrenden Unwillen sich nicht enthalten konnte, die Verkettung hämisch zu nennen, worin ein denkendes und empfindendes Wesen gleichsam absichtlich so eingeengt und gequält wird. — Während daß nun Reiser auf diese Art seinen Unwillen äußerte, verzog sich Sauers Mund zu einem sanften Lächeln, wodurch er freilich über diesen Unwillen erhaben, aber auch zugleich von den irdischen Banden schon gelöst war, und seiner vollkommenen baldigen Befreiung ahnungsvoll entgegensah. — Sein Kampf war beinahe durchgekämpft, er brauchte weiter keine widerstehende Kraft, keinen Trotz gegen das Schicksal. Dessen ungeachtet loderte die Lebensflamme noch manchmal wieder in ihm auf[379]) . . . Er wußte nicht, daß alles äußere Glück ihm nicht mehr

---

[376]) L. B. 100, S. 355/6. [377]) L. B. 100, S. 439. [378]) L. B. 100, S. 441.
[379]) L. B. 100, S. 442.

helfen konnte, weil der Quell des Glücks in ihm selber versiegt und die Blume seines Lebens zerknickt war, so daß ihre Blätter notwendig welken mußten[380])."

Als noch nicht Vierzehnjähriger, in einem der nicht seltenen Augenblicke seines Lebens, da er das Gefühl hatte, nun nicht tiefer mehr sinken zu können, und sich beinahe selbst „als ein verächtliches, verwerfliches Geschöpf" betrachtete, in einer auch in der Rückschau noch als „eine der grausamsten seines ganzen Lebens empfundenen Situation[381])", hatte K. Ph. Moritz durch einen Sprung in die Oker seinem Leben ein Ende machen wollen. Dieser mißglückte Versuch blieb die einzige entschiedene Antwort auf sein unwürdiges Schicksal, wie denn überhaupt die im fehlenden oder erschütterten Selbstbewußtsein beschlossene geringe Meinung eines Menschen von sich selbst mit Naturnotwendigkeit Entschlußfähigkeit und Mangel an Tatkraft zeitigt, einerlei, was für einen Entschluß es zu fassen und in die Tat umzusetzen gilt. Unter diesen Umständen aus der unterbliebenen Ausführung eines Selbstmordgedankens unbedingt folgern zu wollen, daß für den Betreffenden das Leben eben doch noch nicht so ganz lebensunwert sein müsse, wäre in den meisten Fällen ein Trugschluß. Über den eine — wenigstens seiner Überzeugung nach — endgültige Erlösung schaffenden bewußten Willen siegt das unbewußt Triebhafte: die dumpfe Perseverationstendenz des Selbsterhaltungstriebes, die sich als merkwürdiges Phänomen da offenbart, wo er, sich auch in der verzweifeltsten, schmachvollsten Lage behauptet, einen transzendentalen Ausgleich für alles erduldete Leid, einen imaginären Ausweg aus ihm erstrebt.

Selbstverständlich handelt es sich hier um eine ungesunde Entfernung von der Wirklichkeit, um eine Entfremdung vom realen Leben, somit um eine weitere Untauglichmachung dafür, den Daseinskampf nicht nur erfolgreich, sondern darüber hinaus auch mit Gewinn für sich und seine Umwelt zu bestehen, und letzten Endes eine — wenn auch begreifliche — Form des ebenso verständlichen Ausweichens vor den Forderungen des Lebens.

Anton Reiser flüchtete sich in die Scheinwelt der Bücher:

„Indes fühlte er sich durch die Lektüre des Werther, ebenso wie durch den Shakespeare, so oft er ihn las, über alle seine Verhältnisse erhaben; das verstärkte Gefühl seines isolierten Daseins, indem er sich als ein Wesen dachte, worin Himmel und Erde sich wie in einem Spiegel darstellt, ließ ihn, stolz auf seine Menschheit, nicht mehr ein unbedeutendes, weggeworfenes Wesen sein, das er sich in den Augen anderer Menschen schien. — Was Wunder also, daß seine ganze Seele nach einer Lektüre hing, die ihm, so oft er sie kostete, sich selber wiedergab[382])!"

Alles in allem: ein Beispiel für die Überkompensation, wie die Individualpsychologie es sich klarer und einleuchtender nicht wünschen kann — und doch nur das Plus, das der Minusbilanz die Wage zu halten vermag: die Stärke des negativen Ausschlags bedingt die Stärke des positiven, auch wenn es sich um ein subjektiv übertriebenes Minus und ein Plus in Wolkenkuckucksheim handelt.

Daß jemand, dessen infolge fehlenden oder schwankenden Selbstbewußtseins verlagerter seelischer Schwerpunkt gleichmäßiges, natür-

---

380) L. B. 100, S. 443. 381) L. B. 100. 382) L. B. 100, S. 286.

liches Ausbalancieren nach einem erlittenen Stoß illusorisch macht, die ihm tatsächlich beschiedenen positiven Erfahrungen zu überschätzen geneigt ist, wie er die negativen übersteigerte und überbewertete, in einem unerwarteten Erfolg also ein welterschütterndes Ereignis sieht oder aus einem seine Persönlichkeit ungewohnterweise bejahenden Erlebnis etwas herausholen will, was gar nicht oder doch nur zum Teil darinsteckt, liegt klar zutage.

Im „Anton Reiser“ finden sich hierfür gleichfalls charakteristische Belege:

„Seitdem er nun die Verse deklamiert hatte, wurde er fast von allen seinen Mitschülern geachtet. — Das war ihm ganz etwas Ungewohntes — er hatte in seinem Leben so etwas noch nicht erfahren — ja er glaubte kaum, daß es möglich sei, daß man ihn noch achten könne — nach allen den bisherigen Erfahrungen bildete er sich ein, es müsse wohl etwas in seiner Person oder in seinen Mienen liegen, wodurch er vielleicht, solange er lebte, lächerlich und ein Gegenstand des Spottes sein würde. — Diese Empfindung der Achtung erhöhte sein Selbstbewußtsein und schuf ihn zu einem andern Wesen um — sein Blick, seine Miene verwandelte sich — sein Auge wurde kühner — und er konnte, wenn jemand seiner spotten wollte, ihm jetzt solange gerade ins Auge sehen, bis er ihn aus der Fassung brachte. — Seine ganze äußere Lage änderte sich auch nun auf einmal[383]) . . . Da er nun aber die Achtung aller derer, von denen sein Glück abhing, so plötzlich und unerwartet wiedergewonnen hatte, so machte dies natürlicherweise einen Eindruck auf sein Gemüt, der ihn zu einem edlen Bestreben anspornte, diese Achtung immer mehr zu verdienen — er fing an, die Stunden des öffentlichen Unterrichts sorgfältiger als jemals zu nutzen und vorzüglich durch Aufschreiben sich, soviel er nur konnte, davon zu eigen zu machen[384]) . . . Diese aufrichtige Teilnehmung seines Freundes stärkte bei Reiser wieder das erkrankte Selbstgefühl; er war gewissermaßen stolz auf seinen Freund und ehrte sich in ihm[385]).“

Zugleich weist diese Erfahrungstatsache den Weg zur richtigen Behandlung derartig in ihrem Selbstgefühl und ihrem Eigenwertbewußtsein Irregewordener, und die Mittel, durch die gesundes Selbstbewußtsein geweckt und entwickelt werden kann.

Im ersten Kapitel des „Anton Reiser“ heißt es:

„Es war ihm beinahe, als müsse er beständig gescholten sein, und ein freundlicher Blick, den er einmal erhielt, war ihm ganz etwas Sonderbares, das nicht recht zu seinen übrigen Vorstellungen passen wollte[386]).“

Drängt sich nicht der Gedanke auf, daß für das ganze Leben eine andre psychische Grundlage geschaffen worden wäre, wenn das Schelten und die freundlichen Blicke die Plätze getauscht hätten und die „sonderbare“ Ausnahme zur wohltuenden Regel geworden wäre und umgekehrt?

Sollten weiter nicht in der Verstärkung und Erhöhung dessen, was in normaler Qualität und Quantität einem krankhaften Überhandnehmen negativer, düsterer, lähmender, niederdrückender Vorstellungen vorgebeugt hätte, Heilkräfte und Genesungsimpulse innewohnen? — Denn ein Kränkelnder gesundet ja auch, wenn man ihm rechtzeitig in ver-

---

[383]) L. B. 100, S. 307/2. [384]) L. B. 100, S. 314. [385]) L. B. 100, S. 459.
[386]) L. B. 100, S. 23.

stärkter Dosis das zuführt, dessen Fehlen in lebensnotwendiger Menge die Gesundheit untergrub!

Der sicherste und natürlichste Weg zur körperlichen Gesundheit ist freilich: vom ersten Lebenstage an Vorbeugung gegen das Schädigende und Unterstützung des Gesundheitsfördernden — und dasselbe trifft in vollem Umfang zu auf das Selbstbewußtsein als die conditio sine qua non für die seelische geistige Gesundheit, die zugleich die einzig mögliche Basis bildet für die volle Entfaltung der Persönlichkeit, das heißt: Höchstentwicklung im Rahmen und innerhalb der natürlichen Grenzen des Individuums.

Schlußwort.

Die Untersuchungen, die der vorliegenden Arbeit vorausgingen, dienten zunächst dem Versuch, das herauszustellen, was der Mensch bei seiner Geburt an charakterologischen Momenten mitbringt — sei es als noch so schwachen Keim oder als eine von vielen „Möglichkeiten mit sehr weitem Spielraum", wie Utitz es formuliert. Auf dem Wege über die Tatsache der Entwicklung des Naturgegebenen zu Charakterzügen oder zu charakteristischen Merkmalen der Gesamtpersönlichkeit fanden sich außer dem immanenten Entfaltungsdrang die Phänomene Einfluß und Beeinflussung als entwicklungsfördernde oder -hemmende oder der Entwicklung Richtung und Ziel gebende Faktoren. Die Frage nach dem Zeitpunkt des Einsetzens solcher äußerer Einwirkungen führte zurück in die früheste Kindheit und offenbarte zugleich, daß diese Einwirkungen nicht nur bedeutungsvoll an sich, sondern als auslösende Reize sogar unerläßlich sind. Des weiteren ergab es sich, daß die Art des kindlichen Erlebens von der des Erwachsenen in vielen Punkten stark abweicht. Infolgedessen werden einerseits die an das Kind herangebrachten Eindrücke in ihrer Wirkung gern unterschätzt oder sonstwie falsch beurteilt, andrerseits kann das Kind in seinen Lebensäußerungen und Erlebnismanifestationen oft mißverstanden und durch die unbedachten Konsequenzen solchen Mißverstehens seitens Erwachsener leicht seelisch geschädigt werden. Vor allem gab auch der Umstand zu denken, daß oft völlig Nebensächliches für das Kind zum Bedeutungsvollen und „Eindruck machenden" in seiner ganzen Tragweite wird, daß der Erwachsene also nicht von seinem Standpunkt aus unbedingt zutreffend beurteilen kann, was auf das Kind wirkt oder nicht, oft nicht einmal, was auf das Kind gewirkt hat oder nicht gewirkt hat, da das Kind nicht immer im Augenblick des Erlebens äußerlich wahrnehmbar reagiert oder zuweilen nicht so reagiert, daß man von der Wirkung geradlinig auf die Ursache schließen könnte. Auch der Tatsache des Vergessens wurde gedacht und auf die ganz besondere, wenn auch zunächst als contradictio in adjecto anmutende, Bedeutung hingewiesen, die gerade das Vergessene gewinnen bzw. gewonnen haben kann, nicht nur ehe es vergessen wurde, sondern gerade weil es „vergessen", d. h. in das unkontrollierbare Unbewußte hinabgedrängt wurde. Daß also die Hoffnung darauf, daß man von allem Erlebten ja doch den größten Teil wieder vergißt, vor allem das meiste von den Erlebnissen der Kinderjahre, den Kernpunkt des Problems gar nicht berührt.

Warum gerade den in der Kindheit erhaltenen Eindrücken ein Vorrang gegenüber den späteren eingeräumt wird, wurde mehrfach begründet. Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß die Eindrücke späterer Lebensjahre belanglos sind für die Ausgestaltung des Charakters und der Gesamtpersönlichkeit, da beides nur in den seltensten Fällen völlig starr und in seinen Reaktionen zuverlässig mit mathematischer Genauigkeit errechenbar wird.

Die im Augenblick der Geburt nur in schwacher, oft kaum erkennbarer, keineswegs eindeutiger Vorzeichnung vorhandenen Linien künftiger Modellierung haben bis gegen Ende der Kindheit hin eine Verengung ihres Spielraums erfahren, die für die einzelnen Momente zwischen einer bloßen Richtungsbestimmtheit und einer unauslöschlichen scharfen Ausprägung variieren kann. Einschneidende Schicksale späterer Lebensjahre können natürlich noch manche Verschiebung bewirken, indem sie den einen Zug stärker hervortreten lassen, einen andern dagegen zurückdrängen und abschwächen — aber der Stempel, den die Erlebnisse der Kindheit und Jugend dem Menschen aufprägten, wird sich nie ganz verwischen lassen; mag der Mensch sich geistig noch so hoch und frei entwickeln, wie z B. Kant, über den Schiller in einem Brief an Goethe (Dezember 1798) äußert: „Daß dieser heitere und joviale Geist seine Flügel nicht ganz von dem Lebensschmutz hat losmachen können, ja selbst gewisse düstere Eindrücke seiner Jugend nicht ganz verwunden hat, ist zu verwundern und zu beklagen."

Zwei Streitfragen stehen einander diametral gegenüber: „Kann man sich von schwerer Kindheit und Jugend erholen?" und „Wird der Mensch durch ‚leichte' Kindheit und Jugend verweichlicht?"

Zunächst muß gesagt werden, daß sich diese Fragen überhaupt nicht generell beantworten lassen. Wenn Johannes Müller die erste Frage ohne Einschränkung bejaht und als unfehlbares Radikalmittel empfiehlt, man solle aufhören, subjektiv unter seinen traurigen Erinnerungen zu leiden, sondern unter seine trübe Kindheit und Jugend einfach einen Strich machen, so beweist das weiter nichts, als daß er von praktischer Seelenkunde und individuellen psychischen Gesetzen keine Ahnung hat. Selbstverständlich kann man ohne den Willen zur Freiheit sich nicht frei machen, am wenigsten aber von der Herrschaft verborgener Kräfte, deren Machtbereich wir nicht kennen, wenn wir auch um ihren Ursprung wissen. Mit dem Aufzeigen der Wurzel des Übels allein ist es nicht getan. Hier liegt ja auch der Trugschluß der Psychoanalyse bezüglich der Heilkraft ihrer Methode, zu dem Suderow sich folgendermaßen äußert:

„Es kann fraglich sein, ob die Offenbarung des Unbewußten, die die Psychoanalyse vor allem durch die Traumdeutung und die Erklärung der Fehlleistungen und Symptomhandlungen geben will, außer dem Erkenntniswert, der ihr sicher zukommt, immer auch Heilwert besitzt. Die Lebensentwicklung, die durch das Unbewußte mitbestimmt ist, mag sich durch ein spätes Erkennen der Lebenszusammenhänge nicht so leicht aus den einmal eingeschlagenen Bahnen herausdrängen lassen, wie es oft wünschenswert wäre, wenngleich der Kampf gegen manche Lebensstörungen aussichtsvoller werden kann, wenn man erst ihren eigentlichen Sitz und Ursprung erkannt hat. Auf jeden Fall verpflichtet die Aufdeckung der Bedeutsamkeit, die dem Unbewußten zukommt, jeden, der erziehlich tätig ist, Vater und Mutter und alle, die mit Kindern in Berührung kommen, dazu, mit größter Vorsicht und Gewissenhaftigkeit ihres Amtes zu walten und ihren Einfluß zu bedenken — sie können sonst der Fluch und das Verhängnis für ein Menschenleben werden [387])."

---

[387]) L. V. 55, S. 26/7.

Mit gesetzmäßiger Notwendigkeit münden auch hier wieder die Betrachtungen über Wege, Mittel und Möglichkeit zur Heilung eigenen und fremden seelischen Schadens in einem Hinweis auf die prophylaktischen Pflichten der von der Natur oder von Amts wegen bestellten Erzieher, deren Radius gar nicht groß genug gegriffen werden kann.

Die Bedeutsamkeit der Urteile Hebbels und K. Ph. Moritz' über ihre eigene Kindheit und Jugend für unser Problem wurde im ersten Abschnitt des dritten Kapitels unterstrichen. Diese beiden Persönlichkeiten beweisen, daß ein genialer oder wenigstens überdurchschnittlich begabter Mensch sich trotz bedrückter Kindheit zu überragender Höhe aufschwingen kann — nicht aber infolge solcher Kindheit, wie es das Umschlagblatt der Sammlung „Der Morgen" behauptet, die unter anderm auch Hebbels Kindheitserinnerungen enthält. Um bei Hebbel zu bleiben: atmen denn seine Werke irgendwo tief menschliche Wärme? Wissen sie von verstehender, gläubiger Güte? Glüht in ihnen auch nur ein Funke lebenspendenden, erquickenden Sonnenlichts? — Die aus geistiger Klarheit geborene literarische Bedeutung Hebbels soll in keiner Weise beeinträchtigt werden durch die Feststellung, daß es seinen Schöpfungen an warmherzigem, sonnigem Menschentum gebricht — eine Tatsache, die mühelos auf die bekannten Umstände, unter denen seine Kindheit und Jugend verfloß, zurückgeführt werden kann.

Einem Fehlschluß muß in diesem Zusammenhang vorgebeugt werden: so wenig Reichtum an Geld und Gut eine sichere Garantie für eine wahrhaft glückliche Kindheit zu sein braucht, so wenig muß die materielle Bedürftigkeit an sich von vornherein das ausschließen, was Vorbedingung für eine dem Kind zuträgliche Atmosphäre ist, wenn auch zugestanden werden muß, daß allzu häufig Hunger der Liebe Tod ist und der unverminderte oder gar ständig wachsende Druck kleinlicher Alltagssorgen des Menschen seelisches Gleichgewicht empfindlich zu stören und das Verhältnis der Eltern zueinander und der Eltern zum Kind erheblich zu trüben vermag. Die eigentliche Verdunkelung erfährt eine Kindheit in diesem Fall erst auf diesem Umweg; denn das Kind ist genügsam und kann, wo es nicht gerade äußerlich bittere Not leidet, sich mit seinen auf Hof und Straße zusammengetragenen Schätzen als wahrer Krösus fühlen. Also nicht Armut im materiellen Sinn soll unter „schwerer Kindheit" verstanden werden, sondern eine Zeit des Darbens an Liebe in des Wortes weitester Bedeutung. Und unter demselben Gesichtspunkt will auch der Gegenpol, die „leichte Kindheit", aufgefaßt werden.

Stanley-Hall ist der Ansicht, „daß eine zu glückliche, sorgenlose, furchtlose Kindheit ein Unglück ist, so groß, daß man ein Gebet um Bewahrung davor in der alten englischen Kirchen-Agende getrost neben jenes stellen dürfte, welches bittet, unsere Kinder möchten keine Feiglinge werden [388])."

Setzen wir für „glückliche Kindheit" den ebenso geläufigen Ausdruck „sonnige Kindheit", und behalten die wörtliche Bedeutung des „sonnig" im Auge, so manifestiert sich eo ipso die Gefahrquelle in dem Zuviel, in bezug auf die Kindheit also in dem schon in anderm Zusammenhang als bedenklich erwähnten Übermaß an Zärtlichkeit dem Kind gegenüber. Der ganz besonders in südlichen Ländern grassierende Unfug, die

[388]) L. B. 53.

Kinder ständig herumzuschleppen, abzuküssen und von Hans und Kunz abküssen zu lassen und unausgesetzt mit körperlichen Liebkosungen zu überhäufen, ist nicht einzig vom Standpunkt der Hygiene aus für das körperliche Wohl und die körperliche Entwicklung überaus schädlich, sondern in noch viel höherem Maß unter pädagogischem Gesichtspunkt für das seelische Wohl und die seelische Entwicklung. Derartige Ovationen, die das Kind anfangs aus gesundem Instinkt heraus abwehrt, allmählich aber für den Maßstab seines Wertes und den Gradmesser des ihm gezollten Interesses und der ihm entgegengebrachten Gefühle hält und in dieser Eigenschaft nicht mehr missen kann, drängen das Kind — in seinen Augen mit Recht — bald in den Mittelpunkt der Familie, also objektiv an einen falschen Platz, den es unter keinen Umständen wieder aufgeben will, weder jetzt im Organismus der Familie noch später im Organismus der menschlichen Gesellschaft. Eine falsche Grundeinstellung für das ganze Leben wird erzeugt, die unausweichlich zu schweren inneren und äußeren Kämpfen führt. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an Lenau, ergänzend hinzugefügt eine Äußerung Gesemanns über Gogol:

„Von diesen Eltern nun wurde der kleine Nikolaus übermäßig verzärtelt und wie ein kleiner Götze verehrt, wie es in einer Quelle heißt [389])."

Als „typische Reaktion des verzärtelten Muttersöhnchens" wird folgendes von Gesemann erkannt:

Als Gogol „mit zwölf Jahren in fremde Umgebung kommt, der er sich nicht anpassen will, wurde aus dem bis dahin ganz aufgeweckten Knaben ein nachlässiger, fauler, verträumter, auf alle Anforderungen seine Krankheit ausspielender, gelegentlich Pseudodemenz markierender Schüler [390])."

Unheilvoll für die Entwicklung der kindlichen Psyche ist also nicht nur ein Zuwenig an Liebe, sondern auch ein Zuviel, d. h. nicht an Liebe, sondern an handgreiflichen Liebesbeweisen, zu denen auch der übertriebene Kult gehört, der allzugern von kurzsichtigen Müttern (die Väter haben dazu meist weniger Zeit und Gelegenheit) mit der Person des Kindes und allen seinen Kundgebungen in Wort und Tat getrieben wird. Das außerordentliche, d. h. noch nicht durch allzu grobe Kost auf diesem Gebiet abgestumpfte Feingefühl des Kindes für die Aufnahme der atmosphärischen Schwingungen seiner Umgebung ist ja geradezu prädestiniert, dem Kinde Psychisches auf psychischem Wege zu vermitteln. Aber die Atmosphäre, in der ein Kind aufwächst, erschöpft sich nicht in dem, was willentlich oder unbeabsichtigt von den Eltern zum Kind hin flutet, sondern umfaßt die Gesamtheit der Ausstrahlungen aller Persönlichkeiten, in deren Mitte sich das Kind ständig oder gelegentlich bewegt. In diesem Sinn fordert Rudolf von Delius:

„Ein fester blauer Himmel klarer Sittlichkeit muß über dem Kinde stehen: die Atmosphäre, welche ein Kind einatmet, formt und bildet das Innerste."

Für die Entwicklung des Charakters und der Gesamtpersönlichkeit kommt es — wie schon früher ausgeführt — nicht nur an auf die ganze Grundstimmung der Kindheit als ein Produkt aus der Wesensart des Kindes und der Atmosphäre, die es umgibt, sondern ebensosehr auf alle

---

[389]) L. V. 16. [390]) L. V. 16.

einzelnen Momente des Komplexes „kindliches Erleben“. Bei diesen einzelnen Momenten spielt es wiederum eine Rolle, in welchem Verhältnis sie zur Grundstimmung stehen, d. h. ob sie als Verstärkung oder Abschwächung derselben im guten wie im schlechten Sinn anzusprechen sind.

Wie sich nach einem auf Erfahrungstatsachen beruhenden physikalischen Lehrsatz alle gleichartigen Aufgaben lösen lassen, so darf man die Überlegungen und Resultate des letzten Kapitels ohne weiteres dahin verallgemeinern, daß unter gewissen Voraussetzungen, deren Vorhandensein und jeweilige Konstellation nur selten a priori zu ermitteln sind. alles, was den Erlebens- und Erfahrungsschatz des Kindes fundiert und bereichert, auf den Charakter und die Gesamtpersönlichkeit gestaltend Einfluß nimmt. Im Prinzip ist es also nicht belanglos, unter welchem Aspekt einem Kind zum erstenmal der Vater oder die Mutter erscheint, welches Verhältnis sich zwischen dem Kind und jedem der beiden Eltern zunächst herausbildet und wie es sich weiter gestaltet, welchen Einfluß dieses Verhältnis auf die Beziehungen der Eltern zueinander nimmt und welcher Art diese überhaupt sind. Die Erfahrung, daß der erste kindliche Gottesbegriff häufig von der Person des Vaters entlehnt wird, beleuchtet von andrer Seite die Rolle, die der Vater über die Kindheit hinaus im Leben des Menschen spielen kann.

Nicht gleichgültig ist es des ferneren, ob das Kind allein oder im Kreise von Geschwistern, unter gleich oder andersgeschlechtigen aufwächst, ob in der Sonderstellung des ältesten oder jüngsten oder dem Alter nach in der Mitte, die in dieser Beziehung meist nicht als die goldene empfunden wird; ob es selbst diesen Geschwistern, ob diese Geschwister ihm freundlich oder feindlich gesinnt sind — kurz alle sich aus dem Familienleben unter Einschluß aller nur erdenklichen Verwandten sich ergebenden Möglichkeiten und Komplikationen.

Nicht unwesentlich ist es dann, auf welche Weise, bzw. durch welche Personen und zu welchem Zeitpunkt sich das Gesichtsfeld des Kindes über den engsten Kreis hinaus erweitert, welche Erfahrung das Kind bei der ersten Berührung mit blutsfremden Menschen macht und welche Entwicklung die sich daraus ergebenden Beziehungen zu Kameraden, Lehrern, Erziehern und sonstigen zu „Bekannten“ avancierenden Personen nehmen, zu welchem Zeitpunkt bzw. auf welcher Entwicklungsstufe dem bis dahin in Sorglosigkeit, Licht und Frieden dahinlebenden Kinde die erste Ahnung von der Existenz einer „andern Seite“ der Welt dämmert, welches Ereignis ihm zuerst die „Schlechtigkeit der Welt“ zum Bewußtsein brachte, in welchem Alter und mit welcher geistigen Reife bzw. Unreife es jenen Schritt tut, mit dem z. B. Hebbel den „Zauberkreis der Kindheit“ verließ — ein einschneidendes Erlebnis, das als „Abschied von der Kindheit“ oder unter ähnlichem Namen in fast jeder Autobiographie und verwandten Schriften sich vermerkt findet — ob eine erlittene oder beobachtete Ungerechtigkeit, für die das Kind gleichfalls ein noch nicht abgestumpftes Empfinden besitzt, den Anstoß gab, das Erlebnis eines Widerspruches zwischen Theorie und Praxis bei den bis dahin für unfehlbar gehaltenen Autoritäten, ein dem Kind gegenüber begangener Vertrauensbruch oder sonst ein rohes Eindringen in kindliche Gedanken- und Gefühlssphären, dem meist auch ein heimliches Ideal zum Opfer fällt.

Von ganz außerordentlicher Tragweite muß es sein, ob das Kind **so**, wie es sich natürlich gibt, und mit dem, was es einfach aus sich heraus tut, sich in Harmonie oder Disharmonie mit seiner Umgebung befindet, ob ihm das, wodurch es etwaige Dissonanzen ausgleichen kann, adäquat ist, ob es die Kraft dazu überhaupt nicht aufbringt oder ob es die Fähigkeit, sie zu nützen, als Unehrlichkeit gegen sich selbst und gegen die Umwelt empfindet.

Es liegt auf der Hand, daß der ganze Komplex sexueller Probleme im weitesten Sinn, von dem vereinzelte Vorläufer schon in recht frühen Kindheitstagen spuken können, ein ganzes Kontingent von Faktoren für die Charakter- und Persönlichkeitsentwicklung stellen muß. Schon die Tatsache, daß ein Kind eben nur Bub oder Mädel sein kann und im Augenblick der Geburt darüber die endgültige, unwiderrufliche Entscheidung gefallen ist, die nicht selten für die Eltern oder den einen Elternteil eine Enttäuschung bedeutet, durch die dann meist die Einstellung dem Kind gegenüber beeinflußt oder grundlegend verändert wird, rollt eine Menge wichtiger Erlebnis- und Erfahrungsmöglichkeiten für das Kind auf. Ganz abgesehen davon, daß das eine Geschlecht für gewisse Anlagen günstigere Entwicklungsbedingungen liefern kann als das andre, woraufhin ein Mensch sich leicht als Zwitterwesen empfinden kann, ist es höchst bedeutsam, wie ein Kind sein eigenes Geschlecht eingeschätzt sieht und daraufhin selbst einzuschätzen geneigt ist. Wie die Überbewertung des Männlichseins nicht nur in Mädchen, sondern auch in Knaben, die sich über ihre eigene Geschlechtsrolle noch nicht klar sind oder denen man als Strafe Verwandlung in ein Mädchen angedroht hat, schwerste Minderwertigkeitsgefühle züchten kann, von deren verhängnisvollen Folgen im letzten Abschnitt des vorigen Kapitels die Rede war, darüber liegen verdienstvolle Arbeiten von der individualpsychologischen Schule vor. Welches Unheil eine irrige Auffassung gerade über diesen Punkt im Hinblick auf seine Unabänderlichkeit in einer Menschenseele anrichten kann, ergibt sich von selbst, wenn man in Betracht zieht, daß sich niemand dem Bekenntnis zu seinem natürlichen Geschlecht entziehen kann.

Daß das Wann?, Wie? und Durch-wen? der sexuellen Aufklärung selbst nicht nur ein zeitlebens wirksames Moment für die Ausgestaltung der einzelnen Persönlichkeit darstellt, sondern durch den Einzelnen als einen Träger von Ideen und Verfechter einer Weltanschauung, zumindest einer Lebensauffassung, auch für die Gesamtheit ungeahnte Tragweite erlangen kann, lehrt die Erfahrung und wird darüber hinaus durch die Tatsache dokumentiert, daß „sexuelle Aufklärung" — in welcher Form auch immer — stets im Brennpunkt des Interesses denkender Menschen gestanden hat, auch wenn diese sich, aus Furcht, mißverstanden zu werden, nicht immer mit ihren Ansichten hervorgewagt haben.

Ein Aufgreifen der sich aus diesem Problemkreis ergebenden Fragen, das, um der Bedeutung des Themas angemessen zu sein, hier zu weit führen würde, sei einer späteren selbständigen Arbeit vorbehalten.

Blicken wir noch einmal zurück auf alle die bisher erörterten Fragen, so dürfen wir uns bei Zusammenfassung aller Einzelergebnisse den Worten Goethes anschließen:

„Niemand glaube, die ersten Eindrücke der Jugend überwinden zu können. Ist er in einer löblichen Freiheit, umgeben von schönen und

edlen Gegenständen, in dem Umgange mit guten Menschen aufgewachsen, haben ihn seine Meister das gelehrt, was er zuerst wissen mußte, um das übrige leichter zu begreifen, hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht, wurden seine ersten Handlungen so geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne sich irgend etwas abgewöhnen zu müssen, so wird dieser Mensch ein reineres, vollkommeneres und glücklicheres Leben führen, als ein anderer, der seine ersten Jugendkräfte im Widerstand und im Irrtum zugesetzt hat [391])."

Nicht unterschätzt werden soll die subjektive Bedeutung, die es für ein Individuum haben kann, sich allen Widerständen und ungünstigen Einflüssen zum Trotz zu einem ethisch wertvollen Charakter, zu einer geistig hochstehenden Persönlichkeit, durchgekämpft zu haben. Die naheliegende Forderung, jedem Menschen die Möglichkeit zu geben, sich auf diese Weise zu bewähren, muß jedoch aus sozialen Rücksichten als unverantwortliches Wagnis abgelehnt werden. Nicht der Weg, sondern das Ziel ist das Entscheidende, und wer soviel überschüssige geistige und seelische Kräfte hat, daß er vermöge ihrer unter den genannten Umständen nicht Schiffbruch leiden mußte — innerlich oder äußerlich oder innerlich und äußerlich — dem gibt das Leben auf ebeneren Wegen noch reichlich Gelegenheit, sie zu erproben, sich zu beweisen und vielleicht seine Entwicklung noch ein Stück weiter hinaufzuführen, als es ihm bei der vom „Schicksal", d. h. infolge zu vermeidender Härten in seiner Kindheit und Jugend, geforderten Zersplitterung seiner Kräfte möglich war.

Denn ob ein Mensch tatsächlich am sittlichen Kulminationspunkt seines Lebens die höchste einem Irdischen beschiedene Entwicklungsstufe erreicht hat, dürfte kaum nachgewiesen, wohl überhaupt nicht nachweisbar sein.

Die Sendung der einzelnen Persönlichkeit aber, die eben individuelle Höchstentwicklung voraussetzt, liegt in dem Dichterwort beschlossen:

„Der Welt sorg' nit:
„Je wie du rein — Von Schlacke bist — Wird sie es mit!"
(Chr. Morgenstern.)

Einen ähnlichen Gedanken, auf ein nahes, praktisches Ziel hingelenkt, spricht Peter Kurz aus im Vorwort zu der mehrfach genannten autobiographischen Sammlung „Der Morgen"; er soll den Schlußstein vorliegender Arbeit bilden:

„Von wem soll die Revolution und Reformation des deutschen Geistes zur Überwindung des Mammonismus ausgehen, wenn nicht vom Einzelnen? Von der Gemeinschaft? Es ist der Einzelne, der ihren Wert und ihre Kraft bestimmt. Nur die Zucht und Pflege der Persönlichkeit kann zu einer wertvollen Gemeinschaft, kann zu dem in Wahrheit freien Staate führen, dessen grausames Zerrbild die schutzbedürftige deutsche Republik ist. — Wer Augen hat zu sehen, sieht in unserer deutschen Jugend noch und schon ein Werden, um das weit draußen viele ihrer Besten in fremder Erde die heilige Wacht halten, das Werden des neuen deutschen Menschen, ein Versprechen für die deutsche Zukunft."

---

[391]) L. B. 79, S. 118.

Literaturverzeichnis.

1. Adler, Alfred: Über den nervösen Charakter. München 1925.
2. Ders.: Heilen und Bilden. München 1922.
3. Allers, Rudolf: Charakter als Ausdruck (Jahrbuch der Charakterologie, Bd. 1. Berlin 1924).
4. Bahnsen, Julius: Beiträge zur Charakterologie. Leipzig 1867.
5. Baumgarten, Franziska: Charakterologisches im Berufe des Regulierungsbeamten (Jb. d. Char., Bd. 1). Berlin 1924.
6. Bernfeld, Siegfried: Vom dichterischen Schaffen der Jugend (Quellenschrftn. z. seel. Entw., Bd. 3). Leipzig, Wien und Zürich 1924.
7. Claparède, Eduard: Kinderpsychologie und experimentelle Pädagogik, übersetzt v. Franz Hoffmann. Leipzig 1911.
8. Dyroff, Adolf: Über das Seelenleben des Kindes. Bonn 1904.
9. Elsenhans, Theodor: Charakterbildung. Leipzig 1920.
10. Erdmann, Benno: Die Psychologie des Kindes und der Schule. Bern 1901.
11. Freud, Siegmund: Die Traumdeutung. Leipzig und Wien 1909.
12. Ders.: Selbstdarstellung (Die Medizin in Selbstdarstellungen). Leipzig 1925.
13. Ders.: Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci (Schriften z. angew. Seelenk.). Wien.
14. Ders.: Über Deckerinnerungen (Mtsschr. f. Psychiatr. u. Neurol.). Berlin 1899.
15. Friedjung, Joseph Karl: Über die sexuelle Aufklärung unserer Schuljugend (Mittlgn. d. Volksgesundheitsamtes). Wien 1920.
16. Gesemann, Gerh.: Grundlagen einer Charakterologie Gogols (Jb. d. Char., Bd. 1). Berlin 1924.
17. Graf, Max: Richard Wagner im Fliegenden Holländer (Schrftn. z. angew. Seelenk.). Wien 1911.
18. Grisebach, Eberh.: Die Grenzen des Erziehers und seine Verantwortung. Halle 1924.
19. Hartlaub, G. F.: Der Genius im Kinde. Breslau 1922.
20. Heindl, Robert: Strafrechtstheorie und Praxis (Jb. d. Char., Bd. 1). Berlin 1924.
21. Hildebrandt, Kurt: Der Gelehrte (Jb. d. Char., Bd. 1). Berlin 1924.
22. v. Hug-Hellmuth, Hermine: Aus dem Seelenleben des Kindes. Leipzig 1913.
23. Dies.: Kinderpsychologie und Pädagogik (Ber. ü. d. Fortschritte d. Psychoan. i. d. Jahren 1914—1919). Leipzig, Wien und Zürich 1921.
24. Jelgersma, G.: Unbewußtes Geistesleben (Vortrag i. Beiheft d. intern. Ztschr. f. ärztl. Psychoan.) Leipzig und Wien.
25. Jung, C. G.: Über Konflikte der kindlichen Seele. Leipzig 1910.
26. Ders.: Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen (Jb. f. Psychoan. u. psychopath. Forschgn., Bd. 1). Leipzig und Wien 1909.
27. Kerschensteiner, Georg: Charakterbegriff und Charaktererziehung. Berlin 1912.
28. Key, Ellen: Das Jahrhundert des Kindes. Berlin 1905.
29. Klages, Ludwig: Handschrift und Charakter. Leipzig 1920.
30. Köhler, Elsa: Die Persönlichkeit des dreijährigen Kindes (Psychologische Monogr. 2). Leipzig 1926.
31. Kretschmer, Ernst: Körperbau und Charakter. Berlin 1921.
32. Kronfeld, Arthur: Der Verstandesmensch (Jb. d. Char., Bd. 10). Berlin 1921.

33. de Lagarde, Paul: Deutsches Wesen. Jena 1914.
34. Liebert, Arthur: Immanuel Kants geistige Gestalt (Jb. d. Char., Bd. 1). Berlin 1924.
35. Lindworsky, J.: Die charakterologische Bedeutung der Exerzitien des hl. Ignatius v. Loyola (Jb. d. Char., Bd. 1). Berlin 1924.
36. Loewenstein, Eugen: Nervöse Leute. Leipzig 1914.
37. Marinowsky, J.: Neue Bahnen zur Heilung nervöser Zustände. Berlin 1916.
38. Martinak, Ed.: Georg Kerschensteiners Charakterlehre und die innere Gesundung unseres Volkes (Festschr. z. Gg. Kerschensteiners 70. Geb.). Leipzig und Berlin 1914.
39. Meumann, Ernst: Intelligenz und Wille. Leipzig 1913.
40. Peters, Wilh.: Die Vererbung geistiger Eigenschaften und die psychische Konstitution. Jena 1925.
41. Pfänder, A.: Grundprobleme der Charakterologie (Jb. d. Char., Bd. 1). Berlin 1924.
42. Pfister: Die Frömmigkeit der Grafen Ludwig Zinzendorf (Schrftn. z. angew. Seelenk.). Wien 1910.
43. Ders.: Analytische Untersuchungen über die Psychologie des Hasses und der Versöhnung. Leipzig.
44. Rank, Otto: Der Mythos von der Geburt des Helden (Schrftn. z. angew. Seelenk.). Leipzig und Wien 1921.
45. Raspe, Carla: Untersuchungen über Kinderträume.
46. Rühle-Gerstel, Alice: Freud und Adler. Dresden 1924.
47. Sadger, J.: Aus dem Liebesleben Nikolaus Lenaus (Schrftn. z. angew. Seelenk.). Leipzig und Wien.
48. Schlemmer, Hans: Vererbung und Erziehung.
49. Schmitt, Ludwig: Charakterologie als neue Wissenschaft. München Leipzig und Wien.
50. Schopenhauer, Arthur: Die Welt als Wille und Vorstellung. Leipzig 1890.
51. Ders.: Über die Freiheit des Willens. Leipzig 1890.
52. Schultz, J. H.: Psychoanalyse und ihre Kritik (Die Psychologie und ihre Bed. f. d. ärztl. Praxis). Jena 1921.
53. Stanley-Hall, G.: Ausgew. Beiträge zur Kinderpsychologie und Pädagogik. Altenburg 1902.
54. Stern, William: Psychologie der frühen Kindheit. Leipzig 1914.
55. Suderow, Ludwig: Psychoanalyse und Erziehung. Berlin 1919.
56. Thorndike, Edw. L.: Psychologie der Erziehung, übers. v. Bobertag. Jena 1922.
57. Utitz, Emil: Charakterologie. Charlottenburg 1925.
58. Reichardt, Hanns: Die Früherinnerung. Halle 1926.
59. Bäumer-Droescher: Von der Kindesseele. Leipzig 1916.
60. Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens. Herausgegeben v. Hug-Hellmuth (Quellenschrftn. z. seel. Entw., Bd. 10.). Leipzig, Wien und Zürich 1921.
61. Aeckerle, Helene: Ein Opfer (Hausbücherei d. Deutsch. Dichter-Gedächtnisstiftung, Bd. 23). Hamburg 1915.
62. Beradt, Martin: Go. Berlin.
63. Bloedau, Karl August v.: Vorwort zur Ausgabe von Lenaus Werken. Bong-Klassiker. Berlin.
64. Bonsels, Waldemar: Mare. Die Jugend eines Mädchens. Berlin 1911.
65. Ders.: Autobiographisches (Carl Reinfurth: W. B., eine Studie). Berlin 1919.
66. Braun, Otto: Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten. Leipzig 1921.
67. Brugsch, H.: Mein Leben und mein Wandern (Der Morgen. Jugenderinnerungen deutscher Männer). Ebenhausen 1923.

68. von Bülow, Frieda: Die Tochter. Dresden.
69. Dymow, Ossip: Der Knabe Wlaß (Die Einsamen. Kindheitsnovellen). Potsdam 1921.
70. Ebner-Eschenbach, Marie: Meine Kinderjahre. Berlin.
71. Ernst, Otto: Asmus Sempers Jugendland. Leipzig.
72. Ders.: Appelschnut. Leipzig.
73. Finkh, Ludwig: Der Rosendoktor. Stuttgart und Berlin.
74. Ders.: Der Bodenseher. Stuttgart und Berlin.
75. Ders.: Rapunzel. Hamburg-Großborstel 1911.
76. Fontane, Theodor: Meine Kindheit. Berlin.
77. Frenssen, Gustav: Jörn Uhl. Berlin.
78. Goethe, Johann Wolfgang v.: Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre. Leipzig 1906, Insel-Verlag.
79. Ders.: Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Stuttgart.
80. Ders.: Dichtung und Wahrheit.
81. Grillparzer, Franz: Selbstbiographie. Leipzig, Hesse.
82. Hebbel, Friedrich: Meine Kindheit (Der Morgen). Ebenhausen 1923.
83. Heine, Heinrich: Memoiren. Berlin 1909.
84. Hesse, Hermann: Unterm Rad. Berlin.
85. Ders.: Demian. Berlin 1910.
86. Ders.: Kinderseele (Klingsors letzter Sommer). Berlin 1920.
87. Ders.: Peter Camenzind. Berlin.
88. Huch, Friedrich: Mao. Berlin.
89. Ders.: Geschwister. Berlin.
90. Huch, Ricarda: Erinnerungen von Rudolf Ursleu dem Jüngeren. Berlin 1919.
91. Jung-Stilling, Heinr.: Autobiographie (Morgen). Ebenhausen 1923.
92. Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich. Leipzig, Insel-Verlag.
93. Ders.: Romeo und Julia auf dem Dorfe. Leipzig 1921.
94. Ders.: Frau Regel Amrein. Leipzig 1921.
95. Kügelgen, Wilhelm von: Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Düsseldorf und Leipzig 1907.
96. Land, Hans: Die Büßerin (Hausbücherei d. deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Bd. 33). Hamburg 1915.
97. Lindenberg, Paul: Denkmal für das deutsche Volk.
98. Mann, Thomas: Buddenbroks. Berlin.
99. Ders.: Süßer Schlaf (Rede und Antwort). Berlin 1922.
100. Moritz, Carl Phil.: Anton Reiser. Leipzig 1906.
101. Müller, Max: Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Leipzig 1910.
102. Nieten, Otto: Grabbes Leben und Schaffen. Leipzig.
103. Raabe, Wilhelm: Der Hungerpastor. Berlin.
104. Ratzel, Friedr.: Glücksinseln u. Träume (Der Morgen). Ebenhausen 1923.
105. Rétif de la Bretonne: Monsieur Nicolas, Souvenir d'enfance (Collect. des plus belles Pages). Paris 1905.
106. Richter, Eugen: Jugenderinnerungen. Berlin 1893.
107. Rietschel, Ernst: Autobiographie (Der Morgen). Ebenhausen 1923.
108. Rolland, Romain: Johann Christoph. Frankfurt a. M. 1918.
109. Ders.: Johann Christoph in Paris. Frankfurt 1918.
110. Ders.: Johann Christoph am Ziel. Frankfurt 1918.
111. Rosegger, Peter: Als ich noch der Waldbauernbub war. Leipzig.
112. Rousseau, Jean Jacques: Bekenntnisse. Übers. v. Ernst Hardt. Berlin 1907.
113. Ders.: Emil. Übers. v. Denhardt. Leipzig.
114. Sapper, Agnes: Frau Pauline Brater. Lebensbild einer deutschen Frau. München 1920.
115. Schaeffer, Albrecht: Gudula oder die Dauer des Lebens. Leipzig 1918.

116. Schieber, Anna: Das Kind. Heilbronn 1919.
117. Schliemann, Heinr.: Autobiographie (Der Morgen). Ebenhausen 1923.
118. Schlosser, Julie: Aus dem Leben meiner Mutter. Berlin 1923.
119. Ssologub, Feodor: Der Stachel des Todes (Die Einsamen). Potsdam 1921.
120. Storm, Theodor: Immensee.
121. Ders.: Von Kindern und Katzen usw.
122. Ders.: John Riew.
123. Ders.: Bötjer Basch.
124. Strauß, Emil: Freund Hein. Berlin.
125. Tolstoj, Leo N.: Kindheit. Autobiographische Novelle. Leipzig 1912.
126. Vortisch, Hermann: Vom Peterli zum Prälaten. Johann Peter Hebels Leben. Heilbronn 1923.
127. Wedekind, Frank: Rabbi Esra. München 1924.
128. Ders.: Liebe auf den ersten Blick. München 1924.
129. Ders.: Frühlingserwachen. München.
130. Wildenbruch, Ernst von: Das edle Blut. Berlin 1903.
131. Zweig, Stefan: Erstes Erlebnis. Leipzig 1917.

Lebenslauf.

Am 30. Juli 1897 zu Hagen i. Westf. geboren als Tochter des Großkaufmanns Richard Beau (1908 verstorben), besuchte ich von Ostern 1903—1906 die Volksschule zu Hagen, von 1906—1911 die Städtische Höhere Mädchenschule daselbst und trat im September 1911 in das Mädchengymnasium zu Karlsruhe i. Baden ein (U III), das ich im Juli 1914 mit OII = Reife verließ. Durch Privatunterricht vorbereitet bestand ich im September 1915 die Aufnahmeprüfung in die OI des Humanistischen Gymnasiums zu Mannheim und im Juli 1916 das Abitur ebendaselbst. Im Winter 1916/17 wurde ich in Heidelberg in der phil. Fakultät der Ruperto-Carola erstmalig immatrikuliert. In diesem und im folgenden Semester hörte ich Vorlesungen der Herren Professoren Rickert, Jaspers (Philosophie und Psychologie) und v. Waldberg (deutsche Literaturgeschichte). Während dieses Jahres war ich gleichzeitig ununterbrochen im Lehrberuf tätig (Privatstunden, Deutsch und Französisch in der Quinta des Instituts Schwarz, Mannheim). Im April 1918 ließ ich mich an der Ludwig-Maximiliansuniversität München immatrikulieren, wiederum in der phil. Fakultät (Sekt. I). In den beiden ersten Semestern hierselbst besuchte ich Vorlesungen bei den Herren Professoren bzw. Geheimrat Muncker, Fr. W. Foerster, Pfänder und Kutscher, bei letzterem nahm ich auch an den Seminarübungen teil. Angeregt durch die Vorlesungen meines hochverehrten Ordinarius, Herrn Universitäts-Professor Geheimrat Dr. A. Fischer, die ich im Sommersemester 1919 erstmalig besuchte, entschloß ich mich für Pädagogik als Hauptfach, Philosophie und neuere deutsche Literaturgeschichte als Nebenfächer. Bis zum Sommer 1921 hörte ich dann noch bei den Herren Geheimräten Becher und Wölfflin, sowie den Herren Professoren Gallinger, Kehrer, v. d. Leyen, Matth. Maier, Pauli und Strich und nahm an den Psychologischen Praktika und Kolloquien bei Becher und Pauli, sowie den Seminarübungen Herrn Prof. Fischers teil. Mit Schluß des Sommersemesters 1921 unterbrach ich aus pekuniären Gründen mein Studium und war beruflich tätig (Kunstgewerbe). Im Wintersemester 1924/1925 begann ich vorliegende Dissertation, die ich infolge von Erwerbstätigkeit (u. a. als Sekretärin und als Hauslehrerin) erst im Mai 1928 beenden konnte. In meinen letzten Studiensemestern besuchte ich vor allem die Seminare und Kolloquien Prof. Fischers, die Kolloquien Geh.-Rat Bechers und das Seminar von Prof. Strich.

Zu besonderm Dank verpflichtet fühle ich mich meinem hochgeschätzten Lehrer, Herrn Geheimrat A. Fischer, der mich jederzeit bereitwilligst mit seinem erfahrenen Rat unterstützte.